











Eichendorffs Werke

in vier Bänden

Eichendorffs Werke

Verlag von F. A. Brockhaus

Urbano 1875

D i o t i m a = K l a s s i f i k a t o r

# Eichendorffs Werke

in vier Bänden

---

Walter Hädecke Verlag / Stuttgart  
1 9 2 4

Herausgegeben von Wilhelm von Scholz

Zbiory Slaskie

122055

Alle Rechte vorbehalten



Schrift: Tiemann-Graktur / Satz- und Druckanordnung: Paul Gunkel, Stuttgart  
Druck: Stähle & Friedel, Stuttgart

Akc. V Nr 273 | 87 | 26.51.

V i e r t e r B a n d

Eine Meerfahrt

Die Entführung

Die Glückstritter

Die Freier

Das große Welttheater

Biographische Schriften





## Eine Meerfahrt



Es war im Jahr 1540, als das valencische Schiff Fortuna die Linie passierte und nun in den Atlantischen Ozean hinausstach, der damals noch einem fabelhaften Wunderreiche glich, hinter dem Kolumbus kaum erst die blauen Bergespitzen einer neuen Welt gezogen hatte. Das Schiff hatte eben nicht das beste Aussehen, der Wind pfiff wie zum Spott durch die Löcher in den Segeln, aber die Mannschaft, lumpig, tapfer und allezeit vergnügt, fragte wenig danach; sie fuhren immerzu und wollten mit Gewalt neue Länder entdecken. Nur der Schiffshauptmann Alvarez stand heute nachdenklich an den Mast gelehnt, denn eine rasche Strömung trieb sie unaufhaltsam ins Ungewisse von Amerika ab, wohin er wollte. Von der Spitze des Verdecks aber schaute der fröhliche Don Antonio tiefaufatmend in das fremde Meer hinaus, ein armer Student aus Salamanka, der von der Schule neugierig mitgefahren war, um die Welt zu sehen. Dabei hatte er heimlich noch die Absicht und Hoffnung, von seinem Oheim Don Diego Kunde zu erhalten, der vor vielen Jahren auf einer Seereise verschollen war und von dessen Schönheit und Tapferkeit er als Kind so viel erzählen gehört, daß es noch immer wie ein Märchen in seiner Seele nachhallte. — Ein frischer Wind griff unterdes rüstig in die geslickten Segel, die künstlich geschnitzte bunte Glücksgöttin am Vordertheil des Schiffes glitt heiter über die Wogen, den wandelbaren Tanzboden „Fortunas“. Und so segelten die kühnen Gefellen wohlgemut in die unbekannte Ferne hinaus, aus der ihnen seltsame Abenteuer, zackiges Gebirge und stille blühende Inseln wie im Traume allmählich entgegendämmerten. Schon zwei Tage waren sie in derselben Richtung fortgesegelt, ohne ein Land zu erblicken, als sie unerwartet in den Zauberbann einer Windstille gerieten, die das Schiff fast eine Woche lang mit unsichtbarem Anker festhielt. Das war eine entsetzliche Zeit. Der hagere gelbe Alvarez saß unbeweglich auf seinem ledernen Armstuhle und warf kurze scharfe Blicke in alle Winkel, ob ihm nicht jemand guten Grund zu ordentlichem Zorne geben wollte; die Schiff sleute zankten um nichts



vor Langerweile, dann wurde oft alles auf einmal wieder so still, daß man die Ratten im untern Raum schaben hörte. Antonio hielt es endlich nicht länger aus und eilte auf das Verdeck, um nur frische Luft zu schöpfen. Dort hingen die Segel und Laue schlaff an den Masten, ein Matrose mit offener brauner Brust lag auf dem Rücken und sang ein valencianisches Lied, bis auch er einschlief. Antonio aber blickte in das Meer, es war so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte; das Schiff hing in der Ode wie ein dunkler Raubvogel über den unbekannten Abgründen, ihm schwandelte zum ersten Male vor dem Unternehmen, in das er sich so leicht gestürzt. Da gedachte er der fernen schattigen Heimat, wo er dort als Kind an solchen schönen Sommertagen mit seinen Verwandten oft vor dem hohen Schloß im Garten gesessen, wo sie nach den Segeln fern am Horizonte aussahen, ob nicht Diegos Schiff unter ihnen. Aber die Segel zogen wie stumme Schwäne vorüber, die Wartenden droben wurden alt und starben, und Diego kam nicht wieder, kein Schiffer brachte jemals Kunde von ihm. — Das Angedenken an diese stille Zeit wollte ihm das Herz abdrücken, er lehnte sich an den Bord und sang für sich:

„Ich seh' von des Schiffes Rande  
Tief in die Flut hinein:  
Gebirge und grüne Lande,  
Der alte Garten mein,  
Die Heimat im Meeresgrunde,  
Wie ich's oft im Traum mir gedacht,  
Das dämmert alles da drunten  
Als wie eine prächtige Nacht.

Die zackigen Türme ragen,  
Der Türmer, er grüßt mich nicht,  
Die Glocken nur hör' ich schlagen  
Vom Schloß durch das Mondenlicht  
Und den Strom und die Wälder rauschen

Verworren vom Grunde her,  
Die Wellen vernehmen's und lauschen  
So still übers ganze Meer.

Don Diego auf seiner Warte  
Sitzt da unten tief,  
Als ob er mit langem Barte  
Über seiner Harfe schlief.  
Da kommen und gehn die Schiffe  
Darüber, er merkt es kaum,  
Von seinem Korallenriffe  
Grüßt er sie wie im Traum."

Und wie er noch so sann, kräuselte auf einmal ein leiser Hauch das Meer immer weiter und tiefer, die Segel schwellten allmählich, das Schiff knarrte und reckte sich wie aus dem Schlaf, und aus allen Lücken stiegen plötzlich wilde gebräunte Gestalten empor, da sie die neue Bewegung spürten; sie wollten sich lieber mit dem ärgsten Sturme herumzausen, als länger so lebendig begraben liegen. Auf einmal schrie es „Land!“ vom Mastkorbe, „Land, Land!“ Antonio kletterte in seinem buntseidenen Wams wie ein Papagei auf der schwankenden Strickleiter den Hauptmast hinan, er wollte das Land zuerst begrüßen. Alvarez eilte nach seiner Karte, da war aber alles leer auf der Stelle, wo sie soeben sich befinden mußten. „Baccalaureus, Herzensjunge!“ schrie er herauf, „schaff' mir einen schwarzen Punkt auf die Karte hier, ich mach' dich zum Doktor drin, was siehst du?“ — „Ein blauer Berg taucht auf,“ rief Antonio hinab, „jetzt wieder einer — ich glaub', es sind Wolken, es dehnt sich und steigt im Nebel wie Turmspitzen. — Nein, jetzt unterscheide ich Gipfel, oh, wie das schön ist! und helle Streifen dazwischen in der Abendsonne, unten dunkelt's schon grün, die Gipfel brennen wie Gold.“ — „Gold?“ rief der Hauptmann und hatte sein altes Perspektiv genommen, er zielte und zog es immer länger und länger; er schwor, es sei das reiche Indien, das



unbekannte große Südland, das damals alle Abenteurer suchten.

In diesem Augenblicke aber waren plötzlich alle Gesichter erbleichend in die Höh' gerichtet: ein dunkler Geier von riesenhafter Größe hing mit weit ausgespreizten Flügeln gerade über dem Schiff, als könnt' er die Beute von Galgenvögeln nicht erwarten. Bei dem Anblick ging ein Gemurmeln, erst leise, dann immer lauter, durch das ganze Schiff; alle hielten es für ein Unglückszeichen. Endlich brach das Schiffsvolk los, sie wollten nicht weiter und drangen ungestüm in den Hauptmann, von dem verhängnisvollen Eiland wieder abzulenken. Da zog Alvarez heftig seinen funkelnden Ring vom Finger, lud ihn schweigend in seine Muskete und schoss nach dem Vogel. Dieser, tödlich getroffen, wie es schien, fuhr pfeilschnell durch die Lüfte, dann sah man ihn taumelnd immer tiefer nach dem Lande hin in der Abendglut verschwinden. „Meld' dem Land, daß sein Herr kommt,“ sagte Alvarez nachschauend, auf seine Muskete gestützt, „und wer mir den Ring wiederbringt, soll Statthalter des Reichs sein!“ — „Hat sich was wiederzubringen,“ brummte einer, „der Ring war nur von böhmischen Steinen!“

Indem aber fing die Luft schon zu dunkeln an, man beschloß daher, den folgenden Tag abzuwarten, bevor man sich der unbekannten Küste näherte. Die Segel wurden eiligst eingezogen, die Anker geworfen und auf Bord und Masten Wachen ausgestellt. Aber keiner konnte schlafen vor Erwartung und Freude, die Matrosen lagen in der warmen Sommernacht plaudernd auf dem Verdeck umher; Alvarez, Antonio und die Offiziere saßen zusammen vorn auf „Fortunas“ Schopfe, unter ihnen schlugen die Wellen leise ans Schiff, während fern am Horizont die Nacht sich mit Wetterleuchten kühlte. Der vielgereiste Alvarez erzählte vergnügt von seinen früheren Fahrten, von ganz smaragdenen Felsenküsten, an denen er einmal gescheitert, von prächtigen Vögeln, die wie Menschen sangen und die Seeleute tief in die Wälder verlockten, von wilden Prinzessinnen auf goldenen Wagen, die



von Pfauen gezogen wurden. — „Wer da!“ rief da auf einmal eine Wache an, alles sprang rasch hinzu. „Wer da, oder ich schieße!“ schrie der Posten von neuem. Da aber alles still blieb, ließ er langsam seine Muskete wieder sinken und sagte nun aus, es sei ihm schon lange gewesen, als hörte er in der See flüstern, immer näher, bald da, bald dort, dann habe plötzlich die Flut ganz in der Nähe aufgerauscht. Alle lauschten neugierig hinaus, sie konnten aber nichts entdecken, nur einmal war's ihnen selber, als hörten sie Ruderschlag von ferne. — Unterdes aber war der Mond aufgegangen, und sie bemerkten nun, daß sie dem Lande näher waren, als sie geglaubt hatten. Dunkle Wolken flogen wechselnd darüber, der Mond beleuchtete verstohlen ein Stück wunderbares Gebirge mit Zacken und jähem Klüften, immer höher stieg eine Reihe Gipfel hinter der andern empor, der Wind kam vom Lande, sie hörten drüben einen Vogel melancholisch singen und ein tiefes Rauschen dazwischen, sie wußten nicht, ob es die Wälder waren oder die Brandung. So starrten sie lange schweigend in die dunkle Nacht, als auf einmal einer den andern flüsternd anstieß. „Sirenen!“ hieß es da plötzlich von Mund zu Munde, „seht da, ein ganzes Nest von Sirenen!“ — und in der Ferne glaubten sie wirklich schlanke weibliche Gestalten in der schimmernden Flut spielend auftauchen und wieder verschwinden zu sehen. — „Die erwisch' ich!“ rief Alvarez, der sich indes rasch mit Degen, Muskete und Pistolen schon bis an die Zähne bewaffnet hatte und eiligst auf der Schiffsleiter in das kleine Boot hinabstieg. Antonio folgte fast unwillkürlich. — „Gott schütz', der Hauptmann wird verliebt, bindet ihn!“ riefen da mehrere Stimmen verworren durcheinander. Alle wollten nun die tolle Abfahrt hindern, da sie aber das Boot festhielten, zerhieb Alvarez zornig mit seinem Schwerte das Tau, und die beiden Abenteurer ruderten allein in den Mondglanz hinaus. Die zurückkehrende Flut trieb sie unmerklich immer weiter dem Lande zu, ein erquickender Duft von unbekannten Kräutern und Blüten wehte ihnen von der Küste entgegen; so fuhren

sie dahin. Auf einmal aber bedeckte eine schwere Wolke den Mond, und als er endlich wieder hervortrat, war See und Ufer still und leer, als hätte der fliegende Volkenschatten alles abgeseggt. Betroffen blickten sie umher, da hatten sie zu ihrem Schrecken hinter einer Landzunge nun auch ihr Schiff aus dem Gesicht verloren. Die wachsende Flut riß sie unaufhaltsam nach dem Strande, das Ufer, wie sie so pfeilschnell dahinslogen, wechselte grauenhaft im verwirrenden Mondlicht; auf einsamem Vorsprunge aber saß es wie ein Riese in weiten grauen Gewändern, der über dem Rauschen des Meeres und der Wälder eingeschlafen. — „Diego!“ sagte Antonio halb für sich. — Alvarez aber, in Zorn und Angst, feuerte wütend seine Pistole nach der grauen Gestalt ab. In demselben Augenblick stieß das Boot so hart auf den Grund, daß der weiße Gisch der Brandung hoch über ihnen zusammenschlug. Alvarez schwang sich kühn auf einen Uferfels, den erschrockenen Antonio gewaltsam mit sich emporreißend, hinter ihnen zerschellte das Boot in tausend Trümmer. Aber so zerschlagen und ganz durchnäßt, wie er war, kletterte der Hauptmann eilig weiter hinan, und auf dem ersten Gipfel zog er sogleich seinen Degen, stieß ihn in den Boden und nahm feierlich Besitz von diesem Lande mit allen seinen Buchten, Vorgebirgen und etwa dazugehörigen Inseln. „Amen!“ sagte Antonio, sich das Wasser von den Kleidern schüttelnd, „nun aber wollt' ich, wir wären mit Ehren wieder von dieser fürstlichen Höhe hinunter, ich gebe Euch keinen Pfeffersack für Euer ganzes zukünftiges Königreich!“ — „Zukünftiges?“ erwiderte Alvarez, „das ist mir just das Liebste dran! Mit Kron' und Zepter auf dem Throne sitzen, Audienz geben, mit den Gesandten parlieren: was macht unser Herr Vetter von England und so weiter? Langweiliges Zeug! Da lob' ich mir einen Regenbogen, zweifelhafte Thürme von Städten, die ich noch nicht sehe, blaues Gebirge im Morgenschein, es ist, als rittst du in den Himmel hinein; kommst du erst hin, ist's langweilig. Um ein Liebchen werben, ist scharmant; heiraten: wiederum langweilig! Hoffnung ist meine Lust; was ich liebe, muß fern liegen wie das Himmelreich.



Soll ‚Fortuna‘ mir behagen,  
Will ich über Strom und Feld  
Wie ein schlankes Reh sie jagen  
Lustig, bis ans End’ der Welt!”

Eigentlich aber sang er mit seiner heisern Stimme nur, um sich selber die Grillen zu versingen, denn ihre Lage war übel genug. Zu den Ihrigen wieder zurückzufinden, konnten sie nicht hoffen, ohne sich ihnen durch Signale kundzugeben; Feuer anzünden aber, schießen oder sonstigen Lärm machen wollten sie nicht, um das wilde Gesindel nicht gegen sich aufzustören, das vielleicht in den umherliegenden Klüften nistete. Da beschloßen sie endlich, einen der höheren Berggipfel zu besteigen, dort wollten sie sich zuerst umsehen und im schlimmsten Falle den Morgen abwarten. Als sie nun aber in solchen Gedanken immer tiefer in das Gebirge hineingingen, kam ihnen nach und nach alles gar seltsam vor. Der Mondschein beleuchtete wunderbar Wälder, Berge und Klüfte, zuweilen hörten sie Quellen aufrauschen, dann wieder tiefe weite Täler, wo hohe Blumen und Palmen wie in Träumen standen. Fremde Rehe grasten auf einem einsamen Bergeshange, die reckten scheu die langen schlanken Hälse empor, dann flogen sie pfeilschnell durch die Nacht, daß es noch weit zwischen den stillen Felswänden donnerte.

Jetzt glaubte Antonio in der Ferne ein Feuer zu bemerken. Alvarez sagte: wo in diesen Ländern eine reiche Goldader durchs Gebirge ginge, da gebe es oft solchen Schein in stillen Nächten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte, leis und vorsichtig ging es über mondbeglänzte Heiden, das Licht wurde immer breiter und breiter, schon sahen sie den Widerschein jenseits an den Klippen des gegenüberstehenden Berges spielen. Auf einmal standen sie vor einem jähem Abhange und blickten erstaunt in ein tiefes, rings von Felsen eingeschlossenes Thal hinab, kein Pfad schien zwischen den starren Zacken hinabzuführen, die Felswände waren an manchen Stellen wunderbar zerklüftet; aus einer dieser Klüfte drang der trübe Schein hervor, den sie von weitem bemerkt hatten. Zu ihrem Ent-

setzen sahen sie dort einen wilden Haufen dunkler Männer, Windlichter in den Händen, abgemessen und lautlos im Kreise herumtanzen, während sie manchmal dazwischen bald mit ihren Schilden, bald mit den Fackeln zusammenschlugen, daß die sprühenden Funken sie wie ein Feuerregen umgaben. Inmitten dieses Kreises aber, auf einem Moosbette, lag eine junge schlanke Frauengestalt, den schönen Leib ganz bedeckt von ihren langen Locken und Arme, Haupt und Brust mit funkelnden Spangen und wilden Blumen geschmückt, als ob sie schlief, und sooft die Männer ihre Fackeln schüttelten, konnten sie deutlich das schöne Gesicht der Schlummernden erkennen.

„Es ist Walpurgis heut,“ flüsterte Alvarez nach einer kleinen Pause, „da sind die geheimen Fenster der Erde erleuchtet, daß man bis ins Zentrum schauen kann.“ — Aber Antonio hörte nicht, er starrte ganz versunken und unverwandt nach dem schönen Weibehinab. „Vermaledeiter Hexensabbat ist's,“ sagte der Hauptmann wieder, „Frau Venus ist's! In dieser Nacht alljährlich opfern sie ihr heimlich, ein Blick von ihr, wenn sie erwacht, macht wahnsinnig.“ — Antonio, so verwirrt er von dem Anblick war, ärgerte doch die Unwissenheit des Hauptmanns. „Was wollt Ihr?“ entgegnete er leise, „die Frau Venus hat ja niemals auf Erden wirklich gelebt, sie war immer nur so ein Symbolum der heidnischen Liebe, gleichsam ein Luftgebild, eine Schimäre. Horatius sagt von ihr: *Mater saeva cupidinum*.“ — „Sprecht nicht Lateinisch hier, das ist just ihre Muttersprache!“ unterbrach ihn Alvarez heftig und riß den Studenten vom Abgrunde durch Hecken und Dornen mit sich fort. „Der Teufel,“ sagte er, als sie schon eine Strecke fortgelaufen waren, „der Teufel — wollt' sagen: der — nun, Ihr wißt schon, man darf ihn heut nicht beim Namen nennen — der hat für jeden seine besonderen Zinten, unsereins faßt er geradezu beim Schopfe, eh' man sich's versieht, euch Gelehrte nimmt er säuberlich zwischen zwei Finger wie eine Prise Tabak.“

Unter diesem Diskurs stolperten sie, von Schweiß triefend, im Dunkeln über Stock und Stein, einmal kam's ihnen vor,



als flöge eine Mädchengestalt über die Heide, aber der Hauptmann drückte fest die Ohren an. So waren sie in größter Eile, ohne es selbst zu bemerken, nach und nach schon wieder tief ins Thal hinabgekommen, als ihnen plötzlich ein: „Halt, wer da!“ entgegenschallte. Da war es ihnen doch nicht anders, als ob sie eine Engelsposaune vom Himmel anbliese! — „He, Landsmann, Kameraden! Hollaho!“ schrie Alvarez aus vollem Halse; sie traten aus dem Wald und sahen nun die Schiffsmannschaft auf einer Wiese am Meere um Feldfeuer gelagert, die warfen so lustige Scheine über die Gestalten mit den wilden Bärten, breit aufgekrempten Hüten und langen Flinten, daß Antonio recht das Herz im Leibe lachte.

Alvarez aber, noch ganz verstimmt von der verworrenen Nacht, trat sogleich mitten unter die Ueberraschten und erzählte, wie sie eben aus dem Venusberge kämen und die Frau Venus auf diamantenem Throne gesehen hätten; was sie da erlebt, wollt' er keinem wünschen, denn er müßte gleich toll werden darüber. — „Kerl, warum senkst du die Hellebarde nicht, wenn dein Hauptmann vor dir steht?“ fuhr er dazwischen die Schildwache an, die sich neugierig ebenfalls genähert hatte. Der Soldat aber schüttelte den Kopf, als kenne er ihn nicht mehr. Da trat der Schiff sleutnant Sanchez keck aus dem Gedränge hervor, er trug das Hauptmannszeichen an seinem Hut. Es sei hier alles in guter Ordnung, sagte er zu Alvarez, er habe sie verlassen in der Not und Fremde, auch hätten sie sein Boot zertrümmert gefunden, da habe die Mannschaft nach Seegebrauch einen neuen Anführer gewählt, er sei jetzt der Hauptmann! — „Was!“ schrie Alvarez, „Hauptmann geworden, wie man einen Handschuh umdreht, wie ein Pilz über Nacht?“ — Der schlaue Sanchez aber lächelte sonderbar. „Über Nacht?“ sagte er, „könnt Ihr etwa im Venusberg wissen, was es an der Zeit ist? Oho, wie lange denkt Ihr denn, daß Ihr fort gewesen, nun?“ — Alvarez war ganz betreten, die furchtbare Sage vom Venusberg fiel ihm jetzt erst recht aufs Herz, er traute sich selber nicht mehr. — „Wißt Ihr denn nicht,“ sagte Sanchez, ihm immer dreister unter das Gesicht tretend, „wißt



Ihr nicht, daß mancher als schlanker Jüngling in den Venusberg gegangen und als alter Greis mit grauem Barte zurückgekommen, und meint doch, er sei nur ein Stündlein oder vier zu Biere gewesen, und keiner im Dorfe kannte ihn mehr, und" — wie er aber dem Alvarez so nahe trat, gab ihm dieser auf einmal eine so derbe Ohrfeige, daß der Hauptmannshut vom Kopfe fiel, denn er hatte sich unterdes rund umgesehen und wohl bemerkt, daß die andern kaum um ein paar Stunden älter geworden, seitdem er sie verlassen. Sanchez griff wütend nach seinem Degen, Alvarez auch, die andern drängten sich wild heran, einige wollten dem alten Hauptmann, andere dem neuen helfen. Da sprang Antonio mitten in den dichtesten Haufen, die Streitenden teilend. „Seid ihr Christen?“ rief er, „blickt um euch her, auf was habt ihr eure Sach' gestellt, daß ihr so übermütig seid? Diese alten starren Felsen, die nur mit den Wolken verkehren, fragen nichts nach euch und werden sich eurer nimmermehr erbarmen. Oder baut ihr auf die Nußschale, die da draußen auf den Wellen schwankt? Der Herr allein tut's! Er hat uns mit seinen himmlischen Sternen durch die Einsamkeit der Nächte nach einer fremden Welt herüber geleuchtet und geht nun im stillen Morgen grauen über die Felsen und Wogen, daß es wie Morgenglocken fern durch die Lüfte klingt; wer weiß, welchen von uns sie abrufen — und anstatt niederzusenken im Gebet, laßt ihr eure blutdürstigen Leidenschaften wie Hunde gegeneinander los, daß wir alle davon zerrissen werden.“ — „Er hat recht!“ sagte Alvarez, seinen Degen in die Scheide stoßend. Sanchez traute dem Alvarez nicht, doch hätte er auffahren mögen vor Arger und wußte nicht, an wem er ihn auslassen sollte. „Ihr seid ein tapferer Ritter Rhetorio,“ sagte er, „habt Ihr noch mehr so schöne Sermonen im Halse?“ — „Ja, um jeden frechen Narren damit zu Grabe zu sprechen,“ entgegnete Antonio. — „Oho,“ rief Sanchez, „so müßt Ihr Feldpater werden, ich will Euch die Tonsur scheren, mein Degen ist ja heute haarscharf.“ Da fuhr Alvarez auf: wer dem Antonio ans Leder wolle, müsse erst durch seinen eigenen Koller hin=

durch. Aber Antonio hatte schon seinen Degen gezogen, trat mit zierlichem Anstande vor und sagte zum Leutnant, daß sie die Sache als Edelleute abmachen wollten. Alvarez und mehrere andere begleiteten nun die beiden weiterhin bis zum Saume des Waldes, die Schwerter wurden geprüft und der Kampfplatz mit feierlichem Ernst umschritten. Die Palmen streckten ihre langen Blätter und Fächer verwundert über die fremden Gesellen hinaus. Gar bald aber blitzte der Mond in den blanken Waffen, denn Sanchez griff sogleich an und verschwor sich im Fechten, Antonio solle seinen Degen hinunterschlucken bis an den Griff. Der Student aber wußte schöne gute Hiebe und Finten von der Schule zu Salamanka her, parierte künstlich, maß und stach und versetzte dem Prahlers, ehe er sich's versah, einen Streich über den rechten Arm, daß ihm der Degen auf die Erde klirrte. Nun faßte Sanchez das Schwert mit der Linken und stürzte in blinder Wut von neuem auf seinen Gegner; er hätte sich selbst Antonios Degenspitze in den Leib gerannt, aber die andern unterliefen ihn schnell und warfen ihn rücklings zu Boden, denn jetzt erst bemerkten sie, daß er schwer betrunken war. In der Hitze des Kampfes hatte er völlig die Besinnung verloren; sie mußten ihn an die Lagerfeuer zurücktragen, wo sie nun seine Wunde verbanden. Da hielt er sich für tot und fing sich selber ein Grablied zu singen an, aber es wollte nicht stimmen, er sah ganz unkenntlich aus, bis er endlich umsank und fest einschlief. — „Das ist gut, er hat die Rebellion mit seinem Blut wieder abgewaschen,“ sagte Alvarez vergnügt, denn alle waren dem Leutnant gewogen, weil er Not und Lust brüderlich mit seinen Kameraden teilte und in der Gefahr allezeit der erste war.

Unterdes aber hatte die Schiffsmannschaft eilig bunte Zelte aufgeschlagen und plauderte und schmauste vergnügt. Antonio mußte auf viele Gefundheiten fleißig Bescheid tun, sie erklärten ihn alle für einen tüchtigen Kerl. Dazwischen schwirrte eine Zither vom letzten Zelte, der Schiffskoch spielte den Fandango, während einige Soldaten auf dem Rasen dazu tanzten. Von





Zeit zu Zeit aber rief Alvarez den Schildwachen zu, auf ihrer Hut zu sein, denn weit in der Nacht hörte man zuweilen ein seltsames Rufen im fernen Gebirge. Nach einer Stunde etwa erwachte der Leutnant plötzlich und sah verwirrt bald seinen Arm an, bald in der fremden Runde umher, aber er verwunderte sich nicht lange, denn dergleichen war ihm oft begegnet. Vom Meere wehte nun schon die Morgenluft erfrischend herüber, ihn schauerte innerlich, da faßte er einen Becher mit Wein und tat einen guten Zug; dann sang er, noch halb im Taumel, und die andern stimmten fröhlich mit ein:

„Ade, mein Schatz, du mochtest mich nicht,  
Ich war dir zu geringe,  
Und wenn mein Schiff in Stücken bricht,  
Hörst du ein süßes Klingen,  
Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau,  
Die stillen Wolken wandern,  
Da denk' an mich, 's ist meine Frau,  
Nun such' dir einen andern.

Ade, ihr Landsknecht', Musketier'!  
Wir ziehn auf wildem Rosse,  
Das bäumt und überschlägt sich schier  
Vor manchem Felsenschosse,  
Lindwürmer links bei Blitzesschein,  
Der Wassermann zur Rechten,  
Der Haifisch schnappt, die Mäwen schrein —  
Das ist ein lustig Fechten!

Streckt nur auf eurer Bärenhaut  
Daheim die faulen Glieder,  
Gott Vater aus dem Fenster schaut,  
Schickt seine Sündflut wieder.  
Feldwebel, Reiter, Musketier,  
Sie müssen all ersaufen,  
Derweil auf der ‚Fortuna‘ wir  
Im Paradies einlaufen.“

Hier wurden sie auf einmal alle still, denn zwischen den Morgenlichtern über der schönen Einsamkeit erschien plötzlich auf einem Felsen ein hoher Mann, seltsam in weite bunte Gewande gehüllt. Als er in der Ferne das Schiff erblickte, tat er einen durchdringenden Schrei, dann, beide Arme hoch in die Lüfte geschwungen, stürzte er durch das Dickicht herab und warf sich unten auf seine Knie auf den Boden, die Erde inbrünstig küssend. Nach einigen Minuten aber erhob er sich langsam und überschaute verwirrt den Kreis der Reisenden, die sich neugierig um ihn versammelt hatten; es war ein Greis von fast grauenhaftem verwildertem Ansehn. Wie erschrakn sie aber, als er sie auf einmal spanisch anredete, wie einer, der die Sprache lange nicht geredet und fast vergessen hatte. „Ihr habt euch“, sagte er, „alle sehr verändert in der einen langen Nacht, daß wir uns nicht gesehen.“ Darauf nannte er mehrere unter ihnen mit fremden Namen und erkundigte sich nach Personen, die ihnen gänzlich unbekannt waren.

Die Umstehenden bemerkten jetzt mit Erstaunen, daß sein Gewand aus europäischen Zeugen bunt zusammengefleckt war; um die Schultern hatte er phantastisch einen köstlichen halbverblichenen Teppich wie einen Mantel geworfen. Sie fragten ihn, wer er sei und wie er hierher gekommen. Darüber schien der Unbekannte in ein tiefes Nachsinnen zu versinken. „In Valencia,“ sagte er endlich halb für sich leise und immer leiser sprechend, „in Valencia zwischen den Gärten, die nach dem Meere sich senken, da wohnt ein armes, schönes Mädchen, und wenn es Abend wird, öffnet sie das kleine Fenster und begießt ihre Blumen; da sang ich manche Nacht vor ihrer Thür. Wenn ihr sie wiederseht, sagt ihr — daß ich — sagt ihr —“ Hier stockte er, starr vor sich hinsehend, und stand wie im Traume. Alvarez entgegnete: das Mädchen, wenn sie etwa seine Liebste gewesen, müsse nun schon hübsch alt oder längst gestorben sein. — Da sah ihn der Fremde plötzlich mit funkelnden Augen an. „Das lügt Ihr,“ rief er, „sie ist nicht tot, sie ist nicht alt!“ — „Wer lügt?“ entgegnete



Alvarez ganz hitzig. — „Elender,“ erwiderte der Alte, „sie schläft nur jetzt; bei stiller Nacht erwacht sie oft und spricht mit mir. Ich dürfte nur ein einziges Wort ins Ohr ihr sagen, und ihr seid verloren, alle verloren.“ — „Was will der Prahlscham?“ fuhr Alvarez von neuem auf.

Sie wären gewiß hart aneinander geraten, aber der Unbekannte hatte sich schon in die Klüfte zurückgewandt. Vergeblich setzten ihm die Kühnsten nach, er kletterte wie ein Tiger, sie mußten vor den entsetzlichen Abgründen still stehen; nur einmal noch sahen sie seine Gewänder durch die Wildnis fliegen, dann verschlang ihn die Oede.

„Wunderbar“ — sagte Antonio, ihm in Gedanken nachsehend — „es ist, als wäre er in dieser Einsamkeit in seiner Jugend eingeschlummert, den Wechsel der Jahre verschlafend, und spräch’ nun irre aus der alten Zeit.“ — Hier wurden sie von einigen Schiffssoldaten unterbrochen, die währenddes einen Berggipfel erstiegen hatten und nun ihren Kameraden unten unablässig zuriefen und winkten. Alles kletterte eilfertig hinauf, auch Alvarez und Antonio folgten, und bald hörte man droben ein großes Freudengeschrei und sah Hüte, Degenkoppeln und leere Flaschen durcheinander in die Luft fliegen. Denn von dem vorspringenden Berge sahen sie auf einmal in ein weites gesegnetes Thal wie in einen unermesslichen Frühling hinein. Blühende Wälder rauschten herauf, unter Kokospalmen standen Hütten auf lustigen Auen, von glitzernden Bächen durchschlängelt; fremde bunte Vögel zogen darüber wie abgewehrte Blütenflocken. — „Vivat der Herr Vizekönig Don Alvarez!“ rief die Schiffsmannschaft jubelnd und hob den Hauptmann auf ihren Armen hoch empor. Dieser, auf ihren breiten Schultern sich zurechtsetzend, nahm das lange Perspektiv und musterte zufrieden sein Land.

Der Student Antonio aber saß doch noch höher zwischen den Blättern einer Palme, wo er mit den jungen Augen weit über Land und Meer sehen konnte. Es war ihm fast wehmütig zumute, als er in der stillen Morgenzeit unten Hähne krähen hörte und einzelne Rauchsäulen aufsteigen sah.

Aber die Hähne krächten nicht in den Dörfern, sondern wild im Walde, und der Rauch stieg aus fernen Kratern, zur Warnung, daß sie auf unheimlichem vulkanischem Boden standen.

Plötzlich kam ein Matrose atemlos dahergerannt und erzählte, wie er tiefer im Gebirge auf Eingeborene gestoßen; die wären anfangs scheu und trotzig gewesen, auf seine wiederholten Fragen aber hätten sie ihn endlich an ihren König verwiesen und ihm das Schloß desselben in der Ferne gezeigt. — Er führte die andern sogleich höher zwischen den Klippen hinauf, und sie erblickten nun wirklich gegen Osten hin wunderbare Felsen am Strande, seltsam zerrissen und gezackt gleich Thürmen und Zinnen. Unten schien ein Garten wie ein bunter Teppich sich auszubreiten, von dem Felsen aber blühte es in der Morgensonne, sie wußten nicht, waren es Waffen oder Bäche; der Wind kam von dort her, da hörten sie es zuweilen wie ferne Kriegsmusik durch die Morgenluft herüberklingen.

Einige meinten, man müsse den wilden Landsmann wieder auffuchen, als Wegweiser und Dolmetsch, aber wer konnte ihn aus dem Labyrinth des Gebirges herausfinden; auch schien es törricht, sich einem Wahnsinnigen zu vertrauen, denn für einen solchen hielten sie alle den wunderlichen Alten. Alvarez beschloß daher, die Verwegensten zu einer bewaffneten feierlichen Gesandtschaft auszuwählen, er selbst wollte sie gleich am folgenden Morgen zu der Residenz des Königs führen, dort hofften sie nähere Auskunft von der Natur und Beschaffenheit des Landes und vielleicht auch über den rätselhaften Spanier zu erhalten.

Das war den abenteuerlichen Gesellen eben recht, sie schwärmten nun in aller Eile wieder den Berg hinab, und bald sah man ihr Boot zwischen dem Schiffe und dem Ufer hin und her schweben, um alles Nötige zu der Fahrt herbeizuholen. Auf dem Lande aber wurde das kleine Lager schnell mit Wällen umgeben, einige fällten Holz zu den Palisaden, andere putzten ihre Flinten, Alvarez stellte die Wachen



aus, alles war in freudigem Alarm und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. — Mitten in diesen Vorbereitungen saß Antonio in seinem Zelt und arbeitete mit allem Fleiß eine feierliche Rede aus, die der Hauptmann morgen an dem wilden Hofe halten wollte. Der Abend dunkelte schon wieder, draußen hörte er nur noch die Stimmen und den Klang der Äxte im Wald; seine Rede war ihm zu seiner großen Zufriedenheit geraten, er war lange nicht so vergnügt gewesen.

\*

Die Sonne ging eben auf, das ganze Land schimmerte wie ein stiller Sonntagsmorgen, da hörte man ein Kriegslied von ferne herüberklingen, eine weiße Fahne mit dem kastilianischen Wappen flatterte durch die grüne Landschaft. Don Alvarez war's; der zog schon so früh mit dem Häuflein, das er zu der Ambassade ausgewählt, nach der Richtung ins Blaue hinein, wo sie gestern die Residenz des Königs erblickt hatten. Die Schalksnarren hatten sich zu dem Zuge auf das allervortrefflichste ausgeputzt. Voran mit der Fahne schritt ein Trupp Soldaten; die Morgensonne vergoldete ihnen lustig die Bärte und flimmerte in ihren Hellebarden, als hätten sich einige Sterne im Morgenrot verspätet. Ihnen folgten mehrere Matrosen, welche auf einer Bahre die für den König bestimmten Geschenke trugen: Pfannen, zerschlagene Kessel und was sonst die Armut an altem Gerümpel zusammengeseggt. Darauf kam Alvarez selbst. Er hatte, um sich bei den Wilden ein vornehmeres Ansehen zu geben, den Schiffsesel bestiegen, eine große Allongeperücke aufgesetzt und einen alten weiten Scharlachmantel umgehängt, der ihn und den Esel ganz bedeckte, so daß es aussah, als ritt' der lange, hagere Mann auf einem Steckenpferde über die grüne Au. Der dicke Schiffskoch aber war als Page ausgeschmückt, der hatte die größte Not, denn der frische Seewind wollte ihm alle Augenblicke das knappe Federbarett vom Kopfe reißen, während der Esel von Zeit zu Zeit gelassen einen Mund voll frischer Kräuter nahm. Antonio ging

als Dolmetsch neben Alvarez her, denn er hatte schon zu Hause die indischen Sprachen mit großem Fleiße studiert. Alvarez aber zankte in einem fort mit ihm; er wollte in die Rede, die er soeben memorierte, noch mehr Figuren und Metaphern haben, gleichsam einen gemalten Schnörkel vor jeder Zeile. Dem Antonio aber fiel durchaus nichts mehr ein, denn der steigende Morgen vergoldete rings um sie her die Anfangsbuchstaben einer wunderbaren unbekannten Schrift, daß er innerlich still wurde vor der Pracht.

Ihre Fahrt ging längs der Küste fort; bald sahen sie das Meer über die Landschaft leuchten, bald waren sie wieder in tiefer Waldeinsamkeit. Der rüstige Sanchez streifte unterdes jägerhaft umher.

Raum hatte der Zug die Gebirgsschluchten erreicht, als ein Wilder, im Dickicht versteckt, in eine große Seemuschel stieß. Ein zweiter gab Antwort und wieder einer; so lief der Schall plötzlich von Gipfel zu Gipfel über die ganze Insel, daß es tief in den Bergen widerhallte. Bald darauf sahen sie's hie und da im Walde aufblitzen, bewaffnete Haufen mit hellen Speeren und Schilden brachen in der Ferne aus dem Gebirge wie Waldbäche und schienen alle auf einen Punkt der Küste zuzueilen. Antonio klopfte das Herz bei dem unerwarteten Anblick. Sanchez aber schwenkte seinen Hut in der Morgenluft vor Lust. So rückte die Gesandtschaft unerschrocken fort; die Hütten, die sie seitwärts in der Ferne sahen, schienen verlassen, die Gegend wurde immer höher und wilder. Endlich, um eine Bergesecke biegend, erblickten sie plötzlich das Ziel ihrer Wanderschaft: den senkrechten Fels mit seinen wunderlichen Bogen, Zacken und Spitzen, von Bächen zerissen, die sich durch die Einsamkeit herabstürzten; dazwischen saßen braune Gestalten, so still, als wären sie selber von Stein, man hörte nichts als das Rauschen der Wasser und jenseits die Brandung im Meere. In demselben Augenblick aber tat es einen durchdringenden Metallklang wie auf einen großen Schild; alle die Gestalten auf den Klippen sprangen plötzlich rasselnd mit ihren Speeren auf, und rasch zwischen



dem Waldeſrauſchen, den Bächen und Zacken ſtieg ein junger, hoher, ſchlanker Mann herab mit goldenen Spangen, den königlichen Federmantel um die Schultern und einen bunten Reiherbuſch auf dem Haupt wie ein Goldfaſan. Er ſprach noch im Herabkommen mit den andern und rief den Spaniern gebieteriſch zu. Da aber niemand Antwort gab, blieb er auf ſeine Lanze geſtützt vor ihnen ſtehen. Alvarez' Perücke ſchien ihm beſonders erſtaunlich, er betrachtete ſie lange unverwandt, man ſah faſt nur das Weiße in ſeinen Augen.

Antonio war ganz konfuſ, denn zu ſeinem Schrecken hatte er ſchon bemerkt, daß er trotz ſeiner Gelehrſamkeit kein Wort von des Königs Sprache verſtand. Der unverzagte Alvarez aber fragte nach nichts, er ließ die Tragbahre mit dem alten Gerümpel dem Könige vor die Füße ſetzen, rückte ſich auf ſeinem Eſel zurecht und hielt ſogleich mit großem Anſtande ſeine wohlverfaßte Anrede, während einige andere hinten feierlich die Zipfel ſeines Scharlachmantels hielten. Da konnte ſich der König endlich nicht länger überwinden, er rührte neugierig mit ſeinem Speer an Alvarez' Perücke; ſie ließ zu ſeiner Verwunderung und Freude wirklich vom Kopfe des Redners los, und mit leuchtenden Augen zurückgewandt wies er ſie hoch auf der Lanze ſeinem Volke. Ein wildes Jauchzen erfüllte die Luſt, denn ein großer Haufe brauner Geſtalten hatte ſich unterdes nachgedrängt, Speer an Speer, daß der ganze Berg wie ein ungeheurer Igel anzusehen war.

Der König hatte unterdes gewinkt, einige Wilde traten mit großen Körben heran, der König griff mit beiden Händen hinein und ſchüttete auf einmal Platten, Körner und ganze Klumpen Goldes auf ſeine erſtaunten Gäſte aus, daß es luſtig durcheinanderrollte. Da ſah man in dem unverhofften Goldregen plötzlich ein Streiten und Jagen unter den Spaniern; jeder wollte alles haben, und je mehr ſie lärmten und zankten, je mehr warf der König aus; ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, daß ſeine weißen Zähne manchmal hervorblitzten wie bei einem Tiger. Währenddes aber ſchwärmten die Eingeborenen von beiden Seiten aus

den Schluchten hervor, mit ihren Schilden und Speeren die Raufenden wild umtanzend.

Da war Alvarez der erste, der sich schnell besann. „Ehre über Gold und Gott über alles!“ rief er, seinen Degen ziehend, und stürzte in den dicken Knäuel der Seinigen, um sie mit Gewalt auseinander zu wirren. „Christen,“ schrie er, „wollt ihr euch vom Teufel mit Gold mästen lassen, damit er euch nachher die Hälsen umdreht wie Gänse? Seht ihr nicht, wie er mit seiner Leibgarde den Ring um euch zieht?“ — Aber der Teufel hatte sie schon verblendet; um nichts von ihrem Golde zurückzugeben, entflohen sie einzeln vor dem Hauptmann, sich im Walde verlaufend mit den lächerlich vollgepfropften Taschen. Nur einige alte Soldaten sammelten sich um Alvarez und den Leutnant. Die Eingeborenen stutzten, da sie die bewegliche Burg und die Musketen plötzlich zielend auf sich gerichtet sahen; sie schienen den Blitz zu ahnen, der an den dunklen Röhren hing, sie blieben zaudernd stehen. So entkam der Hauptmann mit seinen Getreuen dem furchtbaren Kreise der Wilden, ehe er sich noch völlig hinter ihnen geschlossen hatte.

In der Eile aber hatte auch dieses Häuflein den ersten besten Pfad eingeschlagen und war, ohne es zu bemerken, immer tiefer in den Wald geraten. Der nahm kein Ende; die Sonne brannte auf die nackten Felsen, und als sie sich endlich senkte, hatten sie sich gänzlich verirrt. Jetzt brach die Nacht herein; ein schweres Gewitter, das lange in der Ferne über dem Meere gespielt, zog über das Gebirge; den armen Antonio hatten sie gleich beim Anbruch der Dunkelheit verloren. So stoben sie wie zerstreute Blätter im Sturme durch die schreckliche Nacht, nur die angeschwollenen Bäche rauschten zornig in der Wildnis, dazwischen das blendende Leuchten der Blitze, das Schreien der Wilden und die Signalschüsse der Verirrten aus der Ferne. — „Hört,“ sagte Sanchez, „das klingt so hohl unter den Tritten, als ginge ich über mein Grab, und die Wetter breiten sich drüber wie schwarze Bahrtücher mit feurigen Blumen durchwirkt; das wär' ein schönes Sol-



datengrab! — „Schweig,“ fuhr ihn Alvarez an, „wie kommst du jetzt darauf?“ — „Das kommt von dem verdammten Trinken,“ entgegnete Sanchez, „da werd’ ich zuzeiten so melancholisch danach.“ Er sang:

„Und wenn es einst dunkelt,  
Der Erd’ bin ich satt,  
Durchs Abendrot funkelt  
Eine prächtige Stadt;  
Von den goldenen Türmen  
Singet der Chor,  
Wir aber stürmen  
Das himmlische Thor!“

„Was ist das!“ rief plötzlich ein Soldat. Sie sahen einen Fremden mit bloßem Schwerte durch die Nacht auf sich zu-  
stürzen, sein Mantel flatterte weit im Winde. — Beim Glanz der Blitze erkannten sie ihren wahnsinnigen Landsmann wieder. — „Hallo!“ rief ihm Sanchez freudig entgegen, „hat dich der Lärm und das Schießen aus deinen Felsenrißen herausgelockt, kannst du das Handwerk nicht lassen?“ — Der Alte aber, scheu zurückblickend, ergriff hastig die Hand des Leutnants und drängte alle geheimnisvoll und wie in wilder Flucht mit sich fort. „Noch ist es Zeit,“ sagte er halbleise, „ich rette euch noch, nur rasch, rasch fort, es brennt, seht, wie die blauen Flämmchen hinter mir aus dem Boden schlagen, wo ich trete!“ — „Führ’ uns ordentlich und red’ nicht so toll in der verrückten Nacht!“ entgegnete Alvarez ärgerlich. — Da leuchtete ein Blitz durch des Alten fliegendes Haar. Er blieb stehen und zog die Locken über das Gesicht durch seine weitausgespreizten Finger. „Grau, alles grau geworden in einer Nacht“ — sagte er mit schmerzlichem Erstaunen — „aber es könnte noch alles gut werden,“ setzte er nach einem Augenblick hinzu, „wenn sie mich nur nicht immer verfolgte.“ — „Wo?“ fragte Sanchez. — „Die grausilberne Schlange,“ erwiderte der Alte heimlich und riß die Erstaunten wieder mit sich durch das Gestein. Plötzlich aber schrie er laut auf: „Da



ist sie wieder!" – Alles wandte sich erschrocken um. – Er meinte den Strom, der, soeben tief unter dem Felsen vorüberschießend, im Wetterleuchten heraufblickte. – Ehe sie sich aber noch besannen, flog der Unglückliche schon durch das Dickicht fort, die Haare stiegen ihm vor Entsetzen zu Berge, so war er ihnen bald in der Dunkelheit zwischen den Klüften verschwunden.

\*

Währenddes irrte Antonio verlassen im Gebirge umher. In der Finsternis war er unversehens von den Seinigen abgekommen. Als er's endlich bemerkte, waren sie schon weit; da hörte er plötzlich wieder Tritte unter sich und eilte darauf zu, bis er mit Schrecken gewahr wurde, daß es Eingeborene waren, die hastig und leise, als hätten sie einen heimlichen Anschlag, vorüberstreiften, ohne ihn zu sehen. Ihn schauerte, und doch war's ihm eigentlich recht lieb so. Er dachte übers Meer nach Hause, wie nun alle dort ruhig schliefen und nur die Turmuhr über dem mondbeschienenen Hof schlug und die Bäume dunkel rauschten im Garten. Wie grauenhaft waren ihm da vom Balkon oft die Wolken vorgekommen, die über das stille Schloß gingen, wie Gebirge im Traum. Und jetzt stand er wirklich mitten in dem Wolfengebirge, so rätselhaft sah hier alles aus in dieser wilden Nacht! „Nur zu, blas nur immer zu, blinder Sturm, glühst, ihr Blitze!" rief er aus und schaute recht zufrieden und tapfer umher, denn alles Große ging durch seine Seele, das er auf der Schule aus den Büchern gelernt, Julius Cäsar, Brutus, Hannibal und der alte Eid. – Da brannte ihn plötzlich sein Gold in der Tasche; auch er hatte sich nicht enthalten können, in dem Goldregen mit seinem Hüttlein einige Körner aufzufangen. – „Frei vom Mammon will ich schreiten auf dem Felde der Wissenschaft," sagte er und warf voll Verachtung den Goldstaub in den Sturm; es gab kaum einen Dukaten, aber er fühlte sich noch einmal so leicht.

Unterdes war das Gewitter rasch vorübergezogen, der Wind zerstreute die Wolken wie weiße Nachtfalter in wildem Fluge über den ganzen Himmel; nur tief am Horizont noch

schweiften die Blitze, die Nacht ruhte ringsher auf den Höhen aus. Da fühlte Antonio erst die tiefe Einsamkeit, verwirrt eilte er auf den verschlungenen Pfaden durch das Labyrinth der Klippen lange fort. Wie erschraß er aber, als er auf einmal in derselben Gegend herauskam, aus der sie am Morgen entflohen. Der Fels des Königs mit seinen seltsamen Schluchten und Spitzen stand wieder vor ihm, nur an einem andern Abhange desselben schien er sich zu befinden. Jetzt aber war alles so stumm dort, die Wellen plätscherten einförmig, riesenhaftes Unkraut bedeckte überall wildzerworfenes Gemäuer. — Antonio sah sich zögernd nach allen Seiten um. Schon gestern hatten ihn die Mauertrümmer, die fast wie Leichensteine aus dem Grün hervorragten, rätselhaft verlockt. Jetzt konnte er nicht länger widerstehen; er zog heimlich seine Schreibtafel hervor, um den kostbaren Schatz von Inschriften und Bilderzeichen, die er dort vermutete, wie im Fluge zu erheben.

Da aber wurde er zu seinem Erstaunen erst gewahr, daß er eigentlich mitten in einem Garten stand. Gänge und Beete, mit Buchsbaum eingefast, lagen umher; eine Allee führte nach dem Meere hin, die Kirschbäume standen in voller Blüte. Aber die Beete waren verwildert, Rehe weideten auf den einsamen Gängen, an den Bäumen schlangen sich üppige Ranken wild bis über die Wipfel hinaus, von wunderbaren hohen Blumen durchglüht. Seitwärts standen die Überreste einer verfallenen Mauer, die Sterne schienen durch das leere Fenster, in dem Fensterbogen schlief ein Pfau, den Kopf unter die schimmernden Flügel versteckt.

Antonio wandelte wie im Traum durch die verwilderte Pracht, kein Laut rührte sich in der ganzen Gegend; da war es ihm plötzlich, als sähe er fern am andern Ende der Allee jemand zwischen den Bäumen gehen, er hielt den Atem an und blickte noch einmal lauschend hin, aber es war alles wieder still, es schien nur ein Spiel der wankenden Schatten. Da kam er endlich in eine dunkle Laube, die der Wald sich selber lustig gewoben; das schien ihm so heimlich und sicher,



er wollt' nur einen Augenblick rasten und streckte sich ins hohe Gras. Ein würziger Duft wehte nach dem Regen vom Walde herüber, die Blätter flüsterten so schläfrig in der leisen Luft, müde sanken ihm die Augen zu.

Die wunderbare Nacht aber sah immerfort in seinen Schlaf hinein und ließ ihn nicht lange ruhen, und als er erwachte, hörte er mit Schrecken neben sich atmen. Er wollte rasch aufspringen, aber zwei Hände hielten ihn am Boden fest. Beim zitternden Mondesflimmer durchs Laub glaubte er eine schlanke Frauengestalt zu erkennen. „Ich wußte es wohl, daß du kommen würdest,“ redete sie ihn in spanischer Sprache an. — „So bist du eine Christin?“ fragte er ganz verwirrt. — Sie schwieg. — „Hast du mich denn schon jemals gesehen?“ — „Gestern nacht bei unserm Fest,“ erwiderte sie, „du warst allein mit euerm Seekönig.“ — Eine entsetzliche Ahnung flog durch Antonios Seele, er mühte sich in der Finsternis vergeblich, ihre Züge zu erkennen; draußen gingen Wolken wechselnd vorüber, zahllose Johanniswürmchen umkreisten leuchtend den Platz. — Da hörte er fern von den Höhen einen schönen männlichen Gesang. „Wer singt da?“ fragte er erstaunt. — „Still, still,“ erwiderte die Unbekannte, „laß den nur in Ruh'. Hier bist du sicher, niemand besucht diesen stillen Garten mehr, sonst war es anders“ — dann sang sie selber wie in Gedanken:

„Er aber ist gefahren  
Weit übers Meer hinaus,  
Verwildert ist der Garten,  
Verfallen liegt sein Haus.

Doch nachts im Mondenglanze  
Sie manchmal noch erwacht,  
Löst von dem Perlenkranze  
Ihr Haar, das wallt wie Nacht.

So sitzt sie auf den Zinnen,  
Und über ihr Angesicht



Die Perlen und Tränen rinnen,  
Man unterscheid't sie nicht."

Da theilte ein frischer Wind die Zweige, im hellen Mondlicht erkannte Antonio plötzlich die „Frau Venus“ wieder, die sie gestern nachts schlummernd in der Höhle gesehen; ihre eigenen Locken wallten wie die Nacht. — Ein Grauen überfiel ihn, er merkte erst jetzt, daß er unter glühenden Mohnblumen wie begraben lag. Schauernd sprang er empor und schüttelte sich ab, sie wollte ihn halten, aber er riß sich von ihr los. Da tat sie einen durchdringenden Schrei, daß es ihm durch Mark und Bein ging; dann hörte er sie in herzzerreißender Angst rufen, schelten und rührend flehen.

Aber er war schon weit fort, der Gesang auf den Höhen war verhallt, die Wälder rauschten ihm wieder erfrischend entgegen, hinter ihm versank allmählich das schöne Weib, das Meer und der Garten; nur zuweilen noch hörte er ihre Klagen wie das Schluchzen einer Nachtigall von ferne durch den Wind herüberklingen.

\*

„Du sollst mich doch nicht fangen,  
Duftschwüle Zaubernacht!  
Es stehn mit goldnem Prangen  
Die Stern' auf stiller Wacht  
Und machen unterm Grunde,  
Wo du verirret bist,  
Getreu die alte Kunde,  
Gelobt sei Jesus Christ!

Wie bald in allen Bäumen  
Geht nun die Morgenluft,  
Sie schütteln sich in Träumen,  
Und durch den roten Duft  
Eine fromme Lerche steigt,  
Wenn alles still noch ist,  
Den rechten Weg dir zeigt —  
Gelobt sei Jesus Christ!“

So sang es im Gebirge; unten aber standen zwei spanische Soldaten fast betroffen unter den Bäumen, denn es war ihnen, als ginge ein Engel singend über die Berge, um den Morgen anzubrechen. Da stieg ein Wanderer rasch zwischen den Klippen herab, sie erkannten zu ihrer großen Freude den Studenten Antonio, er schien bleich und verstört. — „Gott sei Dank, daß Ihr wieder bei uns seid!“ rief ihm der eine Soldat entgegen. „Ihr hättet uns beinah konfus gemacht mit Eurem Gloria,“ meinte der andere, „Ihr habt eine gute geistliche Kehle. Wo kommt Ihr her?“ — „Aus einem tiefen Bergwerke,“ sagte Antonio, „wo mich der falsche Glitzer verlockt — wie so unschuldig ist hier draußen die Nacht!“ — „Bergwerk? wo habt Ihr's gefunden?“ fragten die Soldaten mit hastiger Neugier. — „Wie, sprach ich von einem Bergwerk?“ erwiderte Antonio zerstreut, „wo sind wir denn?“ — Die Soldaten zeigten über den Wald, dort läge ihr Landungsplatz. Sie erzählten ihm nun, wie die zersprengte Gesandtschaft unter großen Mühseligkeiten endlich wieder das Lager am Strande erreicht. Da habe der brave Alvarez, da er den Antonio dort nicht gefunden, sie beide zurückgeschickt, um ihn aufzusuchen, und wenn sie jeden Stein umkehren und jede Palme schütteln sollten. Antonio schien wenig darauf zu hören. Die Soldaten aber meinten, es sei diese Nacht nicht geheuer im Gebirge; sie nahmen daher den verträumten Studenten ohne weiteres in ihre Mitte und schritten rasch mit ihm fort.

So waren sie in kurzer Zeit bei ihren Zelten angelangt. Dort stand Alvarez wie ein Wetterhahn auf dem frisch aufgeworfenen Erdwall, vor Ungeduld sich nach allen Winden drehend. Er schimpfte schon von weitem, da er endlich den Verirrten ankommen sah. „Ein Weltentdecker“, sagte er, „muß den Kompaß in den Füßen haben; in der Wildnis bläht der Sturm die Studierlampe aus, da schlägt ein kluger Kopf sich Funken aus den eigenen Augen. Was da Logik und Rhetorik! Sie hätten deinen Kopf aufgefressen mit allen Wissenschaften drin, aber ich hatt's ihnen zugeschworen, sie



mußten zum Nachtiſch alle unfere bleiernen Pillen ſchlucken oder meine eigenen alten Knochen nachwürgen. Du biſt wohl recht verängſtigt und müde, armer Junge; Gott, wie du auſſiehſt!“ — Nun ergriff er den Studenten vor Freuden beim Kopf, ſtrich ihm die vollen braunen Locken aus der Stirn und führte ihn eilig ins Lager in ſein eigenes Zelt, wo er ſich ſogleich auf eine Matte hinſtrecken mußte. Im Lager aber war ſchon ein tieſes Schweigen, die müden Geſellen lagen ſchlafend wie Tote umher. Nur der Leutnant Sanchez wollte dieſe Nacht nicht mehr ſchlafen noch ruhen, er ſaß auf den zuaſammengelegten Waffen der Mannſchaft; eine Flaſche in der Hand, trank er auf eine fröhliche Auferſtehung; der Nachtwind ſpielte mit der roten Hahnfeder auf ſeinem Hut, der ihm verwegen auf einem Ohr ſaß; er war wahrhaftig ſchon wieder berauscht. Antonio mußte nun ſeine Abenteuer erzählen. Er berichtete verworren und zerſtreut, in ſeinem Haar hing noch eine Traumblume aus dem Garten. Alvarez blieb dabei, daß Frauenzimmer ſei die Frau Venus geweſen und jene Höhle, die ſie in der Walpurgisnacht entdeckt, der Eingang zum Venusberge. Sanchez aber rückte immer näher, während er haſtig ein Glas nach dem andern hinunterſtürzte; er fragte wunderlich nach der Lage der Höhle, nach dem Wege dahin, ſie mußten ihm alles ausführlich beſchreiben. — Auf einmal war er heimlich verſchwunden.

Der Abenteuerer ſchlich ſich ſacht und vorſichtig durch die ſchläfrigen Poſten; über dem Geſpräch hatte ihn plötzlich das Gelüſte angewandelt, den dunkeln Vorhang der phantaſtiſchen Nacht zu lüſten — er wollte die Frau Venus beſuchen. Er hatte ſich Felsen, Schlünde und Stege aus Alvarez' Rede wohl gemerkt, es traf alles wunderbar zu. So kam er in kurzer Zeit an das ſtille Thal. Ein ſchmaler Felsenpfad führte faſt unkenntlich zwiſchen dem Geſtrüpp hinab, die Sterne ſchienen hell über den Klippen, er ſtieg im trunkenen Uebermut in den Abgrund. Da brach plötzlich ein Reh neben ihm durch das Dickicht, er zog ſchnell ſeinen Degen. „Hoho, Ziegenbock!“ rief er, „haſt du die Heze ab-



geworfen, die zu meiner Hochzeit ritt! Das ist eine bleiche, schläfrige Zeit zwischen Morgen und Nacht, da schauern die Toten und schlüpfen in ihre Gräber, daß man die Leichentücher durchs Laub streichen hört. Wo sich eine verspätet beim Tanz, ich greif' sie, sie soll meine Brautjungfer sein." – „Zum Teufel, red' vernehmlicher, Waldeinsamkeit! ich kann ja dein Lied aus alter Zeit, wenn wir auf wilder Freite in Glandern nachts an den Wällen lagen vor mancher schönen Stadt, die von den schlanken Türmen mit ihrem Glockenspiele durch die Luft musizierte. Die Sterne löschen schon aus, wer weiß, wer sie wiederseht! – Nur leise, sacht zwischen den Werken, in den Laufgräben fort! die Wolken wandern, die Wächter schlafen auf den Wällen, in ihre grauen Mäntel gehüllt, sie tun, als wären sie von Stein. – Verfluchtes Grauen, ich seh' dich nicht, was hauchst du mich so kalt an, ich ringe mit dir auf der Felsenwand, du bringst mich nicht hinunter!"

Jetzt stand er auf einmal vor der Kluft, die Alvarez und Antonio in jener Nacht gesehen. Es war die erste geheimnisvolle Morgenzeit, in dem ungewissen Zwielft erblickte er die junge schlanke Frauengestalt, ganz wie sie ihm beschrieben worden, auf dem Moosbett in ihrem Schmucke schlummernd, den schönen Leib von ihren Locken verdeckt. Alte halbverwitterte Fahnen, wie es schien, hingen an der Wand umher, der Wind spielte mit den Lappen, hinten in der Dämmerung, den Kopf vornüber gebeugt, saß es wie eine eingeschlafene Gestalt.

„Es ist die höchste Zeit," flüsterte Sanchez ganz verblendet, „sonst versinkt alles wieder, schon hör' ich Stimmen gehn. Wie oft schon sah ich im Wein ihr Bild, das war so schön und wild in des Bechers Grund. Einen Kuß auf ihren Mund, so sind wir getraut, eh' der Morgen graut." – So taumelte der Trunkene nach der Schlummernden hin; er fuhr schauernd zusammen, als er sie anfaßte, ihre Hand war eiskalt. Im Gehen aber hatte er sich mit den Sporen in die Trümmer am Boden verwickelt, eine Rüstung an der Wand

stürzte rasselnd zusammen, die alten Fahnen flatterten im Wind, bei dem Dämmerchein war's ihm, als rührte sich alles und dunkle Arme wanden sich aus der Felswand. Da sah er plötzlich im Hintergrunde den schlafenden Wächter sich aufrichten, daß ihn innerlich grauste. An dem irren funkelnden Blick glaubte er den alten wahnsinnigen Spanier wiederzuerkennen; der warf, ohne ein Wort zu sagen, seinen weiten Mantel über die Schultern zurück, ergriff das neben ihm stehende Schwert und drang mit solcher entsetzlichen Gewalt auf ihn ein, daß Sanchez kaum Zeit hatte, seine wütenden Streiche aufzufangen. Bei dem Klange ihrer Schwerter aber fuhren große scheußliche Fledermäuse aus den Felsenritzen und durchkreisten mit leisem Fluge die Luft, graue Nebelstreifen dehnten und reckten sich wie Drachenleiber verschlafen an den Wipfeln, dazwischen wurden Stimmen im Walde wach, bald hier, bald dort, eine weckte die andere; aus allen Löchern, Hecken und Klüften stieg und kroch es auf einmal, wilde dunkle Gestalten im Waffenschmuck, und alles stürzte auf Sanchez zusammen. „Nun, nun, steht's so!“ rief der verzweifelte Leutnant, „laß mich los, alter Narr mit deinem verwitterten Bart! Das ist keine Kunst, so viele über einen. Schickt mir euern Meister selber her, es gelüstet mich recht, mit ihm zu fechten! Aber der Teufel hat keine Ehre im Leibe. Ihr höllisches Ungeziefer, nur immer heraus vor meine christliche Klinge! nur immerzu, ich hau' mich durch!“ – So, den Degen in der Faust, wich er wie ein gehegtes Wild kämpfend von Stein zu Stein, das einsame Felsental hallte von den Tritten und Waffen, im Osten hatte der Morgen schon wie ein lustiger Kriegsknecht die Blutfahne ausgehängen.

Im Lager flackerten unterdes nur noch wenige Wachfeuer halberlöschend, eine Gestalt nach der andern streckte sich in der Morgenkühle, einige saßen schon wach auf ihrem Mammon und besprachen das künftige Regiment der Insel. Plötzlich riefen draußen die Schildwachen an, sie hatten Lärm im Gebirge gehört. Jetzt vermifste man erst den Leut-



nant. Alles sprang bestürzt zu den Waffen, keiner wußte, was das bedeuten könnte. Der Lärm aber, als sie so voller Erwartung standen, ging über die Berge wie ein Sturm wachsend immer näher, man konnte schon deutlich dazwischen das Klirren der Waffen unterscheiden. Da, im falben Zwielicht, sahen sie auf einmal den Sanchez droben aus dem Walde dahersteigen, bleich und verstört, mit den Geistern fechtend. Hinter ihm drein aber toste eine wilde Meute; es war, als ob aller Spuk der Nacht seiner blutigen Fährte folgte. Sein Frevel, wie es schien, hatte das dunkle Wetter, das schon seit gestern grollend über den Fremden hing, plötzlich gewendet, von allen Höhen stürzten bewaffnete Scharen wie reißende Ströme herab, der Klang der Schilde, das Schreien und der Widerhall zwischen den Felsen verwirrte die Stille, und bald sahen sich die Spanier von allen Seiten umzingelt. — „Macht dem Leutnant Luft!“ rief Alvarez und warf sich mit einigen Soldaten mitten in den dicksten Haufen. Schon hatten sie den Sanchez gefaßt und führten den Wankenden auf einen freien Platz am Meer, aber zu spät; von vielen Pfeilen durchbohrt, brach er neben seinen Kameraden auf dem Rasen zusammen — sein Wort war gelöst, er hatte sich wacker durchgeschlagen.

Bei diesem Anblick ergriff alle eine unsägliche Wut, keiner dachte mehr an sich im Schmerz, sie mähten sich wie die Todesengel in die dunkeln Scharen hinein, Alvarez und Antonio immer tapfer voran. Da erblickten sie auf einmal ihren wahn sinnigen Landsmann, mitten durch das Getümmel mit dem Schwert auf sie eindringend. Vergebens riefen sie ihm warnend zu — er stürzte sich selbst in ihre Speere, ein freudiges Leuchten ging über sein verstörtes Gesicht, daß sie ihn fast nicht wiedererkannten; dann sahen sie ihn taumeln und mit durchbohrtem Herzen tot zu Boden sinken. — Ein entsetzliches Rachegeschrei erhob sich über dem Toten, die Wilden erneuerten mit verdoppeltem Grimm ihren Angriff; es war, als ständen die Erschlagenen hinter ihnen wieder auf, immer neue scheußliche Gestalten wuchsen aus dem Blut; schon rannten



sie jauchzend nach dem Strand, um die Spanier von ihrem Schiffe abzuschneiden. Jetzt war die Not am höchsten, ein jeder befahl sich Gott, die Spanier fochten nicht mehr für ihr Leben, nur um einen ehrlichen Soldatentod. — Da ging es auf einmal wie ein Schauder durch die unabsehbliche feindliche Schar, alle Augen waren starr nach dem Gebirge zurückgewandt. Auch Antonio und Alvarez standen ganz verwirrt mitten in der blutigen Arbeit. Denn zwischen den Palmenwipfeln in ihrem leuchtenden Totenschmucke kam die Frau Venus, die wilden Horden theilend, von den Felsen herab. Da stürzten plötzlich die Eingeborenen wie in Anbetung auf ihr Angesicht zur Erde, die Spanier atmeten tief auf; es war auf einmal so still, daß man die Wälder von den Höhen rauschen hörte.

Indem sie aber noch so staunend stehn, tritt die Wunderbare mitten unter sie, ergreift Sanchez' Mantel, den sie seltsam um ihren Leib schlägt, und befiehlt ihnen, sich rasch in das Boot zu werfen, ehe der Zauber gelöst. Darauf umschlingt sie Antonio, halb drängt, halb trägt sie ihn ins Boot hinein; die andern, ganz verdutzt, bringen eilig Sanchez' Leichnam nach, alles stürzt in die Barke. So gleiten sie schweigend dahin, schon erheben sich einzelne Gestalten wieder am Ufer, ein leises Murmeln geht wachsend durch die ganze furchtbare Menge, da haben sie glücklich ihr Schiff erreicht. Dort aber faßt die Unbekannte sogleich das Steuer, die stille See spiegelt ihr wunderschönes Bild, ein frischer Wind vom Lande schwellt die Segel, und als die Sonne aufgeht, lenkt sie getrost zwischen den Klippen in den Glanz hinaus.

\*

Die Spanier wußten nicht, wie ihnen geschehen. Als sie sich vom ersten Schreck erholt, gedachten sie erst ihrer Goldklumpen wieder, die sie auf der Insel zurückgelassen. Da fuhren sie dann wieder so arm und lumpig von dannen, wie sie gekommen. — „Der Teufel hat's gegeben, der Teufel hat's genommen,“ sagte der spruchreiche Alvarez verdrießlich. — Darüber aber hatten sie den armen Sanchez fast vergessen,

der auf dem Verdeck unter einer Fahne ruhte. Alvarez beschloß nun, vor allem andern ihm die letzte Ehre anzutun, wie es einem tapfern Seemann gebührte. Er berief sogleich die ganze Schiffsmannschaft, die einen stillen Kreis um den Toten bildete; dann trat er in die Mitte, um die Leichenrede zu halten. „Seht da den gewesenen Leutnant,“ sagte er, „nehmt euch ein Exempel dran, die ihr immer meint, Unkraut verdürb' nicht. Ja, da seht ihn liegen; er war tapfer, oftmals betrunken, aber tapfer“ — weiter bracht' er's nicht, denn die Stimme brach ihm plötzlich, und Tränen stürzten ihm aus den Augen, als er den treuen Kumpen so bleich und still im lustigen Morgenrot daliegen sah. Einige Matrosen hatten ihn unterdes in ein Segeltuch gewickelt, andere schwenkten die Flaggen über ihm auf eine gute Fahrt auf dem großen Meere der Ewigkeit — dann ließen sie ihn an Seilen über Bord ins feuchte Grab hinunter. „So ist denn“, sagte Alvarez, „sein Leiblied wahr geworden: ‚Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau; da denkt an mich, 's ist meine Frau.‘ Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“ — Kaum aber hatte der Tote unten die kalte See berührt, als er auf einmal in seinem Segeltuch mit großer Vehemenz zu arbeiten anfang. „Ihr Narren, ihr,“ schimpfte er, „was, Wein soll das sein? elendes Wasser ist's!“ — Die Matrosen hätten vor Schreck beinahe Strick und Mann fallen lassen, aber Alvarez und Antonio sprangen rasch hinzu und zogen voller Freuden den Ungestümen wieder über Bord hinauf. Hier drängten sich nun die Ueberraschten von allen Seiten um ihn herum, und während die einen seine Wunden untersuchten und verbanden, andere jauchzend ihre Hüte in die Luft warfen, glogte der unsterbliche Leutnant alle mit seinen hervorstehenden Augen stumm und verwogen an, bis sein Blick endlich die wunderbare Führerin des Schiffes traf. Da schrie er plötzlich auf: „Die ist's! Ich selber sah sie in den Klüften auf dem Moosbett schlafen!“

Aller Augen wandten sich nun von neuem auf die schöne Fremde, die, auf das Steuer gelehnt, gedankenvoll nach der



fernen Küste hinübersah. Keiner traute ihr, Antonio aber erkannte bei dem hellen Tageslicht das Mädchen aus dem wüsten Garten wieder. Da faßte Alvarez sich ein Herz, trat vor und fragte, wer sie eigentlich wäre. — „Alma,“ war ihre Antwort. — Warum sie zu ihnen gekommen? — „Weil sie euch erschlagen wollten,“ erwiderte sie in ihrem gebrochenen Spanisch. — Ob sie mit ihnen fahren und ihm als Page dienen wolle? — Nein, sie wolle dem Antonio dienen. — Woher sie denn aber Spanisch gelernt? — Vom Alonzo, den sie erstochen hätten. — „Den tollen Alten,“ fiel hier Sanchez hastig ein, „wer war er und wie kam er zu dir?“ — „Ich weiß nicht,“ entgegnete Alma. — „Kurz und gut,“ hob Alvarez wieder an, „war die Frau Venus auf Walpurgisnacht auf eurer Insel? Oder bist du gar selber die Frau Venus? Habt ihr beide — wollt’ sagen: du oder die Frau Venus — dazumal in der Felsenkammer geschlafen?“ — Sie schüttelte verneinend den Kopf. — „Nun, so mag der Teufel daraus flug werden! Ich will mich heute gar nicht mehr wundern, Frau Venus, Urgande, Megära, das kommt und geht so,“ rief der Hauptmann ungeduldig aus und benannte das Eiland, dessen blaue Gipfel soeben im Morgenduft versanken, ohne weiteres die Venusinsel, von der Frau Venus, die nicht da war.

\*

Die darauffolgende Nacht war schön und sternklar, die „Fortuna“ mit ihren weißen Segeln glitt wie ein Schwan durch die mondlichte Stille. Da trat Antonio leise auf das Verdeck hinaus, er hatte keine Rast und Ruh’; es war ihm, als müßte er die schöne Fremde bewachen, die sorglos unten ruhte. Wie erstaunte er aber, als er das Mädchen droben schon wach und ganz allein erblickte; es war alles so einsam in der Runde, nur manchmal schnalzte ein Fisch im Meer; sie aber saß auf dem Boden mitten zwischen wunderlichem Kram, ein Spiegel, Kämmе, ein Tamburin und Kleidungsstücke lagen verworren um sie her. Sie kam ihm wie eine Meerfee vor, die bei Nacht aus der Flut gestiegen, sich heimlich putzt, wenn alle schlafen. Er blieb scheu zwischen dem



Tauwerk stehen, wo sie ihn nicht bemerken konnte. Da sah er, wie sie nun einzelne Kleidungsstücke flimmernd gegen den Mond hielt; er erkannte seinen eigenen Sonntagsstaat, den er ihr gestern gezeigt: die gestickte Feldbinde, das rotsamtene weißgestickte Wämchen. Sie zog es eilig an; Antonio war schlank und fein gebaut, es paßte ihr alles wie angegossen. Darauf legte sie den blendendweißen Spitzenkragen um Hals und Brust und drückte das Barett mit den nickenden Federn auf das Lockenköpfchen. Als sie fertig war, sprang sie auf; sie schien sich über sich selbst zu verwundern, so schön sah sie aus. Da stieß sie unversehens mit den Sporen an das Tamburin am Boden. Sie ergriff es rasch, und den tönenden Reif hoch über sich schwingend fing sie mit leuchtenden Augen zu tanzen an, fremd und doch zierlich, und sang dazu:

„Bin ein Feuer hell, das lodert  
Von dem grünen Felsenkranz,  
Seewind ist mein Buhl' und fodert  
Mich zum lust'gen Wirbeltanz,  
Kommt und wechselt unbeständig.  
Steigend wild,  
Neigend mild  
Meine schlanken Lohen wend' ich,  
Komm nicht nah mir, ich verbrenn' dich!

Wo die wilden Bäche rauschen  
Und die hohen Palmen stehn,  
Wenn die Jäger heimlich lauschen,  
Viele Rehe einsam gehn.  
Bin ein Reh, flieg' durch die Trümmer  
Über die Höh',  
Wo im Schnee  
Still die letzten Gipfel schimmern,  
Folg' mir nicht, erjagst mich nimmer!

Bin ein Vöglein in den Lüften,  
Schwing' mich übers blaue Meer,

Durch die Wolken von den Klüften  
Fliegt kein Pfeil mehr bis hierher,  
Und die Aun und Felsenbogen,  
Waldeeseinsamkeit  
Weit, wie weit,  
Sind versunken in die Wogen —  
Ach, ich habe mich verslogen!"

Bei diesen Worten warf sie sich auf den Boden nieder, daß das Tamburin erklang, und weinte. — Da trat Antonio rasch hinzu, sie fuhr empor und wollte entfliehen. Als sie aber seine Stimme über sich hörte, lauschte sie hoch auf, strich mit beiden Händen die aufgelösten Locken von den verweinten Augen und sah ihn lächelnd an.

Antonio, wie geblendet, setzte sich zu ihr an den Bord und pries ihren wunderbaren Tanz. Sie antwortete kein Wort darauf, sie war erschrocken und in Verwirrung. Endlich sagte sie schüchtern und leise: sie könne nicht schlafen vor Freude, es sei ihr so licht im Herzen. — Gerade so geht mir's auch, dachte er und schaute sie noch immer ganz versunken an. Da fiel ihm eine goldene Kette auf, die aus ihrem Wämschen blinkte. Sie bemerkte es und verbarg sie eilig. Antonio stutzte. „Von wem hast du das kostbare Angedenken?“ fragte er. — „Von Alonzo,“ erwiderte sie zögernd. — „Wunderbar,“ fuhr er fort, „gesteh' es nur, du weißt es ja doch, wer der Alte war und wie er übers Meer gekommen. Und du selbst — wir sahn dich schlummern in der Kluft beim Fackeltanz, und dann an jenem blutigroten Morgen warf sich das Volk erschrocken vor dir hin — wer bist du?“ — Sie schwieg mit tiefgesenkten Augen, und wie er so fortredend in sie drang, brach endlich ein Strom von Tränen unter den langen schwarzen Wimpern hervor. „Ach, ich kann ja nicht dafür!“ rief sie aus und bat ihn ängstlich und flehentlich, er sollt' es nicht verlangen, sie könnt' es ihm nicht sagen, sonst würde er böse sein und sie versagen. — Antonio sah sie verwundert an, sie war so schön, er reichte ihr die Hand. Als sie ihn so



freundlich sah, rückte sie näher und plauderte so vertraulich, als wären sie jahrelang schon beisammen. Sie erzählte von der Nacht auf dem Gebirge, wo sie ihn beim flüchtigen Fackelschein zum erstenmal gesehen, wie sie dann traurig gewesen, als er damals im Garten sie so schnell verließ; sie meinte, die Wilden würden ihn erschlagen.

Antonio aber war's bei dem Ton ihrer Stimme, als hörte er zur Frühlingszeit die erste Nachtigall in seines Vaters Garten. Die Sterne schienen so glänzend, die Wellen zitterten unter ihnen im Mondenschein, nur von ferne kühlte sich die Luft mit Blitzen, bis endlich Alma vor Schlaf nicht mehr weiter konnte und müde ihr Köpfchen senkte.

Auch Antonio war zuletzt eingeschlummert. Da träumte ihm von dem schönen verwilderten Garten; es war, als wollt' ihm der Vogel in dem ausgebrochenen Fensterbogen im Schlaf von Diego erzählen, der unter den glühenden Blumen sich verirrt. Und als er so, noch halb im Traume, die Augen aufschlug, flog schon ein kühler Morgenwind kräuselnd über die See; er blickte erschrocken umher, da hörte er wieder die Frau Venus neben sich atmen wie damals, und von fern stiegen die Zacken und Felsen der Insel allmählich im Morgengrauen wieder empor, dazwischen glaubte er wirklich den Vogel im Gebirge singen zu hören. Jetzt ruft es auch plötzlich: „Land!“ aus dem Mastkorb; verschlafene Matrosen erheben sich, im Innern des Schiffs beginnt ein seltsames Murmeln und Regen. Nun fährt Alma verwirrt aus dem Schlafe empor. Da sie die Wälder, Felsen und Palmen sieht, springt sie voller Entsetzen auf und wirft einen dunkeln tödlichen Blick auf Antonio. „Du hast mich verraten, ihr wollt mich bei den Meinigen heimlich wieder aussetzen!“ ruft sie aus und schwingt sich behende auf den Bord des Schiffes, um sich ins Meer zu stürzen. Aber Antonio faßte sie schnell um den Leib, sie stutzte und sah ihn erstaunt mit ungewissen Blicken an. Unterdes war auch Alvarez auf dem Verdeck erschienen. „Still, still!“ rief er den Leuten zu, „nur sacht, eh' sie uns drüben merken!“ Er ließ die Anker werfen, das



Boot wurde leise und geräuschlos heruntergelassen, die Berge und Klüfte breiteten sich immer mächtiger in der Dämmerung aus. Da zweifelte Antonio selbst nicht länger, daß es auf Alma abgesehen. Ganz außer sich schwang er die arme Verratene auf seinen linken Arm, zog mit der Rechten seinen Degen und rief vortretend mit lauter Stimme: es sei schändlich, treulos und undankbar, das Mädchen wider ihren Willen wieder auf die Insel zu setzen, von der sie alle eben erst mit Gefahr ihres Lebens gerettet. Aber er wolle sie bis zu seinem letzten Atemzuge verteidigen und mit ihr stehen oder fallen, wie ein Baum mit seiner Blüte!

Zu seiner Verwunderung erfolgte auf diese tapfere Anrede ein schallendes Gelächter. „Was, Teufel, machst du denn für ein Geschrei, verliebter Baccalaureus!“ sagte Alvarez, „wir wollen hier geschwind, eh' etwa noch die Wilden erwachen, frisches Wasser holen von den unverhofften Bergen, du siehst ja doch, 's ist ein ganz anderes Land!“ Nun sah es Antonio freilich auch, freudig und beschämt, denn die Morgenlichter spielten schon über den unbekannten Gipfeln. Alma aber hatte ihn fest umschlungen und bedeckte ihn mit glühenden Küssen. — Die Sonne vergoldete soeben Himmel, Meer und Berge, und in dem Glanze trug Antonio sein Liebhchen hurtig in das Boot, das nun durch die Morgenstille nach dem fremden Lande hinüberglitt.

\*

Alma war die erste, die ans Land sprang; wie ein Kind lief sie erstaunt und neugierig umher. Es bligte noch alles vom Tau, Menschen waren nirgends zu sehen, nur einzelne Vögel sangen hie und da in der Frische des Morgens. Die praktischen Seeleute hatten indes gar bald eine Quelle, Kokos- und Brotbäume in Menge entdeckt; es ärgerte sie nur, daß die liebe Gottesgabe nicht auch schon gebacken war.

Alvarez aber, da heute eben ein Sonntag traf, beschloß auf dem gesegneten Eilande einige Tage zu rasten, um das Schiff und die Verwundeten und Kranken wieder völlig instand zu setzen. Währenddes waren mehrere auf den näch-

sten Gipfel gestiegen und erblickten überrascht jenseits des Gebirges eine weite lachende Landschaft. Auf ihr Geschrei kam auch der Hauptmann mit Antonio und Alma herbei. „Das ist ja wie in Spanien,“ sagte Alvarez erfreut, „hier möcht' ich ausruhn, wenn's einmal Abend wird und die alten Segel dem Sturme nicht mehr halten.“ — Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, die Gegend näher zu betrachten, sie wanderten weiter den Berg hinunter und kamen bald in ein schönes grünes Thal. Auf dem letzten Abhange aber hielten sie plötzlich erschrocken still; ein einfaches Kreuz stand dort unter zwei schattigen Linden. Da knieten sie alle schweigend nieder, Alma sah sie verwundert an, dann sank auch sie auf ihre Knie in der tiefen Sonntagsstille; es war, als zöge ein Engel über sie dahin.

Als sie sich vom Gebet wieder erhoben, bemerkten sie erst einen zierlichen Garten unter dem Kreuz, den die Bäume von oben verdeckt hatten. Voll Erstaunen sahen sie sehr sorgfältig gehaltene Blumenbeete, Gänge und Spaliere; die Bienen summten in den Wipfeln, die in voller Blüte standen, aber der Gärtner war nirgends zu finden. — Da schrie Alma auf einmal erschrocken auf, als hätte sie auf eine Schlange getreten; sie hatte menschliche Fußtapfen auf dem tauigen Rasen entdeckt. — „Den wollen wir wohl erwischen,“ rief Alvarez, und die Wanderer folgten sogleich begierig der frischen Spur. Sie ging jenseits auf die Berge, sie glaubten den Abdruck von Schuhen zu erkennen. Unverdroffen stiegen sie nun zwischen den Felsen das Gebirge hinan, aber bald war die Fährte unter Steinen und Unkraut verschwunden, bald erschien sie wieder deutlich im Gras, so führte sie immer höher und höher hinauf und verlor sich zuletzt auf den obersten Zacken, wie in den Himmel. — „Es ist heut Sonntag, der Gärtner ist wohl der liebe Gott selber,“ sagte Alvarez, betroffen in der Wildnis umherschauend.

In dieser Zeit aber war die Sonne schon hoch gestiegen und brannte sengend auf die Klippen, sie mußten die weitere Nachforschung für jetzt aufgeben und kehrten endlich mit



vieler Mühe wieder zu den Ihrigen am Strande zurück. Als sie dort ihr Abenteuer erzählten, wollte alles sogleich in das neuentdeckte Tal stürzen. Aber Alvarez schlug klirrend an seinen Degengriff und verbot feierlich allen und jedem, das stille Revier nicht anders als unter seinem eigenen Kommando zu betreten. Denn, sagte er, das sei keine Soldatenspelunke, um dort Karten zu spielen, da stecke was Absonderliches dahinter. — Vergebens zerbrachen sie sich nun die Köpfe, was es mit dem Garten für ein Bewenden habe, denn ein Haus war nirgends zu sehen, und so viel hatten sie schon von den Bergen bemerkt, daß das Land eine, wie es schien, unbewohnte Insel von sehr geringem Umfange war. Man beschloß endlich, sich hier an der Küste ein wenig einzurichten und am folgenden Tage gleich in der frühesten Morgenkühle die Untersuchung gemeinschaftlich fortzusetzen.

Unterdes hatten die Zimmerleute schon ihre Werkstatt am Meere aufgeschlagen, rings hämmerte und klapperte es lustig; einige schweiften mit ihren Gewehren umher, andere flichtten die Segel im Schatten der überhängenden Felsen, während fremde Vögel über ihnen bei dem ungewohnten Lärm ihre bunten Hälse neugierig aus dem Dickicht streckten.

\*

Mit dem herannahenden Abend versammelte sich nach und nach alles wieder unter den Felsen, die Jäger kehrten von den Bergen zurück und warfen ihre Beute auf den Rasen; da lag viel fremdes Gethier umher, die Schützen an ihren Gewehren müde daneben. Indem kam ein Soldat, der sich auf der Jagd verspätet, ganz erschrocken aus dem Walde und sagte aus, er sei hinter einem schönen scheuen Vogel weit von hier zwischen die höchsten Felsen geraten, und als er eben auf den Vogel angelegt, habe er plötzlich in der Wildnis ein riesengroßes Heiligenbild auf einer Klippe erblickt, daß ihm die Büchse aus der Hand gesunken. Die ersten Abendsterne am Firmament hätten das Haupt des Bildes wie ein Heiligenschein umgeben, darauf habe es auf einmal sich bewegt



und sei langsam wie ein Nebelstreif mitten durch den Fels gegangen; er habe es aber nicht wieder gesehen und vor Grauen kaum den Rückweg gefunden. — „Das ist der Gärtner, den wir heut früh schon suchten,“ rief Alvarez, hastig aufspringend. Dabei traute er nun doch dem unschuldigen Aussehen der Insel nicht und beschloß, noch in dieser Stunde selber auf Kundschaft auszugehen, damit sie nicht etwa mitten in der Nacht unversehens überfallen würden. Das war dem abenteuerlichen Sanchez eben recht, auch Antonio und Alma erboten sich tapfer, den Hauptmann zu begleiten.

Alvarez stellte nun eilig einzelne Posten auf die nächsten Höhen aus; wer von ihnen den ersten Schuß im Gebirge hörte, sollte antworten und auf dieses Signal die ganze Mannschaft nachkommen. Darauf bewaffnete er sorgfältig sich und seine Begleiter, auch Alma mußte einen Hirschfänger umschnallen; jeder steckte aus Vorsicht noch ein Windlicht zu sich, der Soldat aber, der die seltsame Nachricht gebracht, mußte voran auf demselben Wege, den er gekommen; so zog das kleine Häuflein munter in das wachsende Dunkel hinein.

Schon waren die Stimmen unter ihnen nach und nach verhallt, nur manchmal leuchtete das Wachtfeuer noch durch die Wipfel, die Gegend wurde immer kühler und öder. Alma war recht zu Hause hier, sie sprang wie ein Reh von Klippe zu Klippe und half lachend dem steifen Alvarez, wenn ihm vor einem Sprunge graute. Der Soldat vorn aber schwor, daß sie nun schon bald in der Gegend sein müßten, wo er das Bild gesehen. Darüber wurde Sanchez ganz ungeduldig. „Heraus, Nachteule, aus deinem Felsenneft!“ rief er aus und feuerte schnell sein Gewehr in die Luft ab. Die nahe hohe Felsenwand brach den Schall und warf ihn nach der See zurück, es blieb alles totenstill im Gebirge. — Da glaubten sie plötzlich eine Glocke in der Ferne zu hören, die Luft kam von den Bergen, sie unterschieden immer deutlicher den Klang. Ganz verwirrt blieben nun alle lauschend stehen, über ihnen aber brach der Mond durch die Wolken und be-

leuchtete die unbekannten Täler und Klüfte, als sie auf einmal eine schöne tiefe Stimme in ihrer Landessprache singen hörten:

„Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!  
Wie steigst du von den Bergen sacht,  
Die Lüfte alle schlafen,  
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,  
Singt übers Meer sein Abendlied  
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn  
Und lassen mich hier einsam stehn,  
Die Welt hat mich vergessen,  
Da tratest du wunderbar zu mir,  
Wenn ich beim Waldesrauschen hier  
In stiller Nacht geseßen.

O Trost der Welt, du stille Nacht,  
Der Tag hat mich so müd gemacht,  
Das weite Meer schon dunkelt,  
Laß ausruhn mich von Lust und Not,  
Bis daß das ew'ge Morgenrot  
Den stillen Wald durchfunkelt.“

Die Wanderer horchten noch immer voll Erstaunen, als der Gesang schon lange wieder in dem Gewölk verhallt war, das soeben vor ihnen mit leisem Fluge die Wipfel streifte. Alvarez erholte sich zuerst. „Still, still,“ sagte er, „nur sachte mir nach, vielleicht überraschen wir ihn.“ — Sie schlichen nun durch das Dickicht leise und vorsichtig immer tiefer in den feuchten Nebel hinein, niemand wagte zu atmen — als plötzlich der Vorderste mit großem Geschrei auf einen Fremden stieß; jetzt schrie wieder einer und noch einer auf, manchmal klang es wie Waffengerassel von ferne. Überwacht und aufgeregert, wie sie waren, zog jeder sogleich seinen Degen. Indem sahen sie auch schon mehrere halbkenntlich zwischen den Klippen herandringen, die unerschrockenen Abenteurer stürz-



ten blind auf sie ein; da klirrte Schwert an Schwert im Dunkeln, immer neue Gestalten füllten den Platz, als wüchse das Gezücht aus dem Boden nach. — In diesem Getümmel bemerkte niemand, wie ein fernes Licht, immer näher und näher, das Laub streifte; auf einmal brach der Widerschein durch die Zweige, den Kampfplatz scharf beleuchtend, und die Fechtenden standen plötzlich ganz verblüfft vor altbekannten Gesichtern — denn die vermeintlichen Wilden waren niemand anders als ihre Kameraden von unten, die verabredetermaßen auf Sanchez' Schuß zu Hilfe gekommen.

„Da ist er!“ schrie hier plötzlich der Soldat, der vorhin den Alvarez heraufgeführt. Alle wandten sich erschrocken um: ein schöner, riesenhafter Greis mit langem weißen Bart, in rauhe Felle gekleidet, eine brennende Fackel in der Hand, stand vor ihnen und warf dem Sanchez die Fackel an den Kopf, daß ihn die Funken knisternd umsprühten. „Ruhe da!“ rief er; „was treibt euch, hier die Nacht mit wüstem Lärm zu brechen? das wilde Meer murt nur von fern am Fuß der Felsen, und alle blinden Elemente hielten Frieden hier seit dreißig Jahren in schöner Eintracht der Natur, und die ersten Christen, die ich wiedersehe, bringen Krieg, Empörung, Mord.“

Hier erblickte er Alma, deren Gesicht von der Fackel hell beleuchtet war; da wurde er auf einmal still. — Die erstaunten Gesellen standen scheu im Kreise, sie hielten ihn insgeheim für einen wundertätigen Magier. Diese Pause benutzte Alvarez und trat, seinen Degen einsteckend, einige Schritte vor. „Ihr sollt nicht glauben,“ sagte er, „daß wir loses Gefindel seien, das da ermangelt, einem frommen Waldbruder die gebührende Reverenz zu erweisen; mit dem Lärm vorhin, das war nur so eine kleine Konfusion.“ — Der Einsiedler aber schien nicht darauf zu hören, er sah noch immer Alma an; dann, wie in Gedanken in dem Kreise umherschauend, fragte er, woher sie kämen. — Das wußte nun Alvarez selber nicht recht und berichtete kurz und verworren von der Frau Venus, von Händeln mit den Wilden, von einem prächtigen Reich,



das sie entdeckt, aber wieder verloren. — Der Alte betrachtete unterdes noch einmal alle in der Runde. Nach kurzem Schweigen sagte er darauf: es sei schon dunkle Nacht, und seine Klause liege weit von hier, auch habe er oben nicht Raum für so viele unerwartete Gäste; am folgenden Tage aber wollte er sie mit allem, dessen sie zur Reise bedürften, aus dem Ueberfluß versehen, womit ihn Gott gesegnet. Der Hauptmann solle jetzt die Seinen zum Ankerplatz zurückführen und morgen, wenn sie die Frühglocke hörten, mit wenigen Begleitern wiederkommen.

Die Wanderer sahen einander zögernd an, sie hätten lieber noch heut den Waldbruder beim Wort genommen. Aber in seinem strengen Wesen war etwas Unüberwindliches, das zugleich Gehorsam und Vertrauen erweckte. Er selbst ergriff rasch die Fackel, an der die andern ihre Windlichter anzünden mußten, und zeigte ihnen, voranschreitend, einen von Zweigen verdeckten Felsenweg, der unmittelbar zum Strande führte. Als sie nach kurzem Gange zwischen den Bäumen heraustraten, sahen sie schon das Meer wieder herausleuchten, tief unter ihnen riefen die zurückgebliebenen Wachen einander von ferne an. — „Mein Gott,“ sagte der Einsiedler fast betroffen, „das habe ich lange nicht gehört, es ist doch ein herrlich Ding um die Jugend.“ — Dann grüßte er alle noch einmal und wandte sich schnell in die Finsternis zurück. Unten aber erschrafen die Wachen, da sie ein Licht nach dem andern aus den Klüften steigen und durch die Nacht schweifen sahen, als kämen die verstörten Gebirgsgeister den stillen Wald herab.

\*

Der folgende Tag graute noch kaum, da fuhr Alma schon von ihrem bunten Teppich auf, sie hatte vor Freude auf die bevorstehende Fahrt die ganze Nacht nur leise geschlummert und immerfort von dem Gebirge und dem Einsiedler geträumt. Erstaunt sah sie sich nach allen Seiten um; Antonio lag zu ihren Füßen im Gras. Es war noch alles still, die Wachtfeuer flackerten erlöschend im Zwiellicht. Da überfiel

Alma ein seltsames Grauen in der einsamen Fremde, sie konnt' es nicht lassen, sie stieß Antonio leis und zögernd an. Der verträumte Student richtete sich schnell auf und sah ihr in die klaren Augen. Sie aber wies aufhorchend nach dem Gebirge. Da hörte er hoch über ihnen auch schon die Morgenglocke des Einsiedlers durch die Luft herüberklingen, und bei dem Klange fuhren die Langschläfer an den Feuern, einer nach dem andern, empor. Jetzt trat auch Alvarez schon völlig bewaffnet aus dem Zelte und theilte mit lauter Stimme seine Befehle für den kommenden Tag aus. Sanchez sollte heute das Kommando am Strande führen; er mochte ihn nicht wieder auf die Berge mitnehmen, da er ihm überall unverhofften Lärm und Verwirrung anrichtete. Bald wimmelte es nun wieder bunt über den ganzen Platz, und ehe noch die Sonne sich über dem Meere erhob, brach der Hauptmann schon, nur von Alma und Antonio begleitet, zu dem Waldbruder auf.

Alma hatte sich alle Stege von gestern wohl gemerkt und kletterte munter voraus. Antonio trug mühsam ein großes dickes Buch unter dem Arme, in welchem er mit jugendlicher Wißbegierde und Selbstzufriedenheit merkwürdige Pflanzen auszutrocknen und zu beschreiben pflegte. Alma meinte, er mache Heu für den Schiffsesel und brachte ihm Disteln und anderes nichtswürdiges Unkraut in Menge. Das verdroß ihn sehr, er suchte ihr in aller Geschwindigkeit einen kurzen Begriff von dem Nutzen der Wissenschaft beizubringen. Aber sie lachte ihn aus und steckte sich die schönsten frischen Blumen auf den Hut, daß sie selbst wie die Gebirgsflora anzusehen war. — Auf einmal starrten alle überrascht in die Höh'. Denn fern auf einem Felsen, der die andern Gipfel überschaute, trat plötzlich der Einsiedler mitten ins Morgenrot, als wär' er ganz von Feuer; er schien die Wanderer kaum zu bemerken, so versunken war er in den Anblick des Schiffs, das unten ungeduldig wie ein mutiges Roß auf den Wellen tanzte. Jetzt fiel es dem Alvarez erst aufs Herz, daß er ein verkleidetes Mädchen zu dem frommen



Manne mit heraufbringen wolle. Er bestand daher ungeachtet Antonios Fürbitten darauf, daß Alma zurückkehren und ihre Wiederkehr unten erwarten sollte. Sie war betroffen und traurig darüber; als sie aber endlich die Skrupel des Hauptmanns begriff, schien sie schnell einen heimlichen Anschlag zu fassen, sah sich noch einmal genau die Gegend an und sprang dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder nach dem Lagerplatze hinab.

Unterdes hatte der Einsiedler oben die Ankommenden gewahrt und wies ihnen durch Zeichen den nächsten Pfad zu dem Gipfel, wo er sie mit großer Freude willkommen hieß. „Laßt uns die Morgenkühle noch benutzen,“ sagte er dann nach kurzer Rast und führte seine Gäste sogleich wieder weiter zwischen die Berggipfel hinein. Sie gingen lange an Klüften und rauschenden Bächen vorüber, sie erstaunten, wie rüstig ihr Führer voranschritt. So waren sie auf einem hochgelegenen freien Platze angekommen, der nach der Gegend, wo das Schiff vor Anker lag, von höhern Felsen und Wipfeln ganz verschattet war; von der andern Seite aber sah man weit in die fruchtbaren Täler hinaus, während zu ihren Füßen der Garten heraufduftete, den sie schon gestern zufällig entdeckt hatten. — „Das ist mein Haus,“ sagte der Einsiedler und zeigte auf eine Felsenhalle im Hintergrund. Die Morgensonne schien heiter durch die offene Thür und beleuchtete einfaches Hausgerät und ein Kreuz an der gegenüberstehenden Wand, unter dem ein schönes Schwert hing. Die Ermüdeten mußten sich nun auf die Rasenbank vor der Klausel lagern, der Einsiedler aber brachte zu ihrer Verwunderung Weinflaschen und köstliches Obst, schenkte die Gläser voll und trank auf den Ruhm Altspaniens. Unterdes hatte der Morgen ringsum alles vergoldet und funkelte lustig in den Gläsern und Waffen, ein Reh weidete neben ihnen, und schöne bunte Vögel flatterten von den Zweigen und naschten vertraulich mit von dem Frühstück der Fremden.

Hier saßen sie lange zusammen in der erfrischenden Kühle. Der Einsiedler erkundigte sich nach ihrem gemeinschaftlichen



Vaterlande, aber er sprach von so alten Zeiten und Begebenheiten, daß ihm fast nur Antonio aus seinen Schulbüchern noch Bescheid zu geben wußte. Da sie ihn aber so heiter sahen, drangen sie endlich in ihn, ihnen seinen eigenen Lebenslauf und wie er auf diese Insel gekommen, ausführlich zu erzählen. Da besann er sich einen Augenblick. „Es ist mir alles nur noch wie ein Traum,“ sagte er darauf, „die fröhlichen Gesellen meiner Jugend, die sich daran ergötzen könnten, sind lange tot, andere Geschlechter gehen unbekümmert über ihre Gräber, und ich stehe zwischen den Leichensteinen allein wie in tiefem Abendrote. Doch sei es drum, ich schwieg so lange Zeit, daß mir das Herz recht aufgeht bei den heimatlichen Lauten; ich will euch von allem treulich Kunde geben, vielleicht erinnert sich doch noch jemand meiner, wenn ihr's zu Hause wiedererzählt. So rückten sie denn im Grünen näher zusammen, und der Alte hub folgendermaßen an:

### Geschichte des Einsiedlers

Die letzte Nacht der Mohren war zertrümmert, die Zeit war alt und die Waffen verklungen, unsere Burgen standen einsam über wallenden Kornfeldern, das Gras wuchs auf den Zinnen, da blickte mancher vom Walle übers Meer und sehnte sich nach einer neuen Welt. Ich war damals noch jung, vor meiner Seele dämmerte bei Tag und Nacht ein wunderbares Reich mit blühenden Inseln und goldenen Thürmen aus den Fluten herauf — so rüstete ich freudig ein Schiff aus, um es zu erobern.

Was soll ich euch von den ersten Wochen der Fahrt erzählen, von den vorüberfliegenden Küsten, von der Meeres-einsamkeit und den weitgestirnten prächtigen Nächten, ihr kennt's ja so gut wie ich. Es sind jetzt gerade dreißig Jahre, es war des Königs Namenstag, wir fuhren auf offener, unbekannter See. Ich hatte zur Gedächtnisfeier des Tages ein Fest auf dem Verdeck bereitet, die Tische waren gedeckt, wir saßen unter bunten Fahnen in der milden Luft, einige sangen

spanische Lieder zur Zither, glänzende Fische spielten neben dem Schiff, ein frischer Wind schwellte die Segel. Da, indem wir so der fernen Heimat gedachten, sahen wir auf einmal verflogene Paradiesvögel über uns durch die klaren Lüfte schweifen, alle hießen's für die Verheißung eines nahen Landes. „Und was für ein Land muß das sein,“ rief ich aufspringend, „wo der Wind solche Blüten herüberweht!“ Wir hofften alle, das wunderbare Dorado zu entdecken. Aber mein Leutnant, ein junger, stiller und finsterner Mann, entgegnete in seiner melancholischen Weise: Das Dorado liege auf dem großen Meere der Ewigkeit, es sei törricht, es unter den Wolken zu suchen. — Das verdroß mich. Ich schenkte rasch mein Glas voll. „Wer's hier nicht sucht, der findet's nimmer,“ rief ich, „durch, und wenn's am Monde hingel!“ Aber wie ich anstieß, sprang mein Glas mitten entzwei, mir graute — da rief's auf einmal vom Mastkorbe: „Land!“

Alles fuhr nun freudig erschrocken auf, wir waren fern von allen bekannten Küsten, es mußte ein ganz fremdes Land sein. Wir sahen erst nur einen Nebelstreif, dann allmählich wuchs und dehnte sich's wie ein Wolkengebirge. Unterdes aber kam der Abend, die Luft dunkelte schläfrig und verdeckte alles wieder. — Wir gingen nun so nah am Strande als möglich vor Anker, um mit Tagesanbruch zu landen. Oh, der schönen, erwartungsvollen Nacht! Es war so still, daß wir die Wälder von der Küste rauschen hörten, ein köstlicher Duft von Kräutern wehte herüber, im Walde sang ein Vogel mit fremdem Schalle, manchmal trat der Mond plötzlich hervor und beleuchtete flüchtig wunderbare Gipfel und Klüfte.

Als endlich der Morgen anbrach, standen wir schon alle wanderfertig auf dem Verdecke vor dem blühenden Eilande. Ich werde den Anblick niemals vergessen — mir war's, als schlüge die strenge Schöne, die ich oft im Traume gesehen, ihre Schleier zurück, und ich säh' ihr auf einmal in die wilden dunkeln Augen. — Wir landeten nun und richteten uns



fröhlich am Fuß des Gebirges ein, ich aber machte sogleich mit mehreren Begleitern einen Streifzug ins Land. Wir fanden alles wild und schön, fremde Tiere flogen scheu vor uns in das Dickicht, weiterhin stießen wir auf ein Dorf in einem fruchtbaren Felsentale, die Schmetterlinge flatterten friedlich in den blühenden Bäumen, aber die Hütten waren leer, und alles so still in der Einsamkeit zwischen den Klüften und Wasserfällen, als wäre der Morgen der Engel des Herrn, der die Menschen aus dem Paradiese gejagt und nun zürnend mit dem Flammenschwerte auf den Bergen stände.

Als ich zurückkehrte, ließ ich der Vorsicht wegen einige Feldschlangen vom Schiffe bringen und unseren Lagerplatz verschanzen, da ich beschlossen hatte, das Land genau zu durchforschen. So war die Nacht herangekommen. Ich hatte wenig Ruh' vor schweren seltsamen Träumen, und als ich das eine Mal aufwachte, war unser Wachfeuer fast schon ausgebrannt, es konnte nicht mehr weit vom Tage sein. Ich begab mich daher zu den äußersten Posten, die ich am Abend aufgestellt, die waren sehr erfreut, mich zu sehen, denn sie hatten die ganze Nacht über eine wunderliche Unruhe im Gebirge bemerkt, ohne erraten zu können, was es gebe. Ich legte mich mit dem Ohr an den Boden, da war's zu meinem Erstaunen, als vernähm' ich den schweren Marsch bewaffneter Scharen in der Ferne. Manchmal erschallte es weit in den Bäumen wie Nachtgeflügel, das aufgeschreckt durch die Zweige bricht, dann war alles wieder still. Indem ich aber noch so lauschte, hört' ich auf einmal ein Flüstern dicht neben mir im Dunkeln. Ich trat einige Schritte zurück, meine Jagdtasche war mit Feuerwerk wohl versehen, ich warf schnell eine Leuchtkugel nach dem Gebirge hinaus. Da bot sich uns plötzlich der wunderbarste Anblick dar: Bei dem hellen Widerschein sahen wir einen furchtbaren Kreis bewaffneter dunkler Gestalten, lauernd an die Palmen gelehnt, hinter Steinen im Dickicht, Kopf an Kopf bis tief in den finsternen Wald hinein. Alle Augen folgten dem feurigen Streif der Leuchtkugel, und als sie prasselnd in der Luft zer-



platzte, richteten sich mehrere auf und betrachteten erstaunt die funkelnden Sterne, die im Niedersinken die Wipfel vergoldeten. Unterdes waren auf das Feuerzeichen die Unsrigen, die auf meinen Befehl bekleidet und mit den Waffen geruht hatten, erschreckt und noch halbverschlafen herbeigeeilt. Als nun die Wilden das Wirren und ängstliche Hin- und Herlaufen bemerkten, sprangen sie plötzlich aus ihrem Hinterhalt, ein Hagel von Speeren und Steinen flog hinter ihnen drein, ich hatte kaum Zeit, die Meinigen zu ordnen. Ich ließ fürs erste nur blind feuern, die Eingeborenen stuzten, da sie sich aber alle unverfehrt fühlten, lachten sie wild und griffen nun um so wütender an. Eine zweite scharfe Ladung empfing die Verwegenen, wir sahen einige von ihnen getroffen sinken, die Hintersten aber gewahrten es nicht und drängten immer unaufhaltsamer über die Gefallenen vor. Mehrere von den Unsrigen wollten unterdes mitten in dem Getümmel ein Weib mit fliegendem Haar gesehen haben, die wie ein Würgengel unter ihren eigenen Leuten die Zurückweichenden mit ihrem Speer durchbohrte, es entstand ein dumpfes, scheues Gemurmel von einer schönen wilden Zauberin, die Meinigen fingen an zu wanken. Jetzt zauderte ich nicht länger, ich befahl, unsere Feldschlange loszubrennen, der Schuß weckte einen anhaltenden, furchtbaren Widerhall zwischen den Bergen und riß eine breite Lücke in den dichtesten Haufen der Wilden. Das entschied den Kampf; wie vor einer unbegreiflichen, übermenschlichen Gewalt standen sie eine Zeitlang regungslos, dann wandte sich auf einmal die ganze Schar mit durchdringendem Geheul; durch den Pulverdampf sahen wir sie ihre Toten und Verwundeten auf den Rücken eilig fortschleppen, und in wenigen Minuten war alles zwischen dem Unkraut und den Felsenritzen wie ein Nachtsputz in der Morgendämmerung verschlüpft, die nun allmählich wachsend das Gebirge erhellte.

Wir standen noch ganz verwirrt, wie nach einem unerhörten Traume. Ich ließ darauf die Verwundeten zurückbringen und sammelte die Frischesten und Kühnsten, um den

Saum des Waldes von dem Gesindel völlig zu säubern. So schritten wir eben vorsichtig in die Berge hinein, als plötzlich auf einem Felsen über uns zwischen den Wipfeln eine hohe, schlanke Mädchengestalt von so ausnehmender Schönheit erschien, daß alle, die auf sie zielten, ihre Arme sinken ließen. Sie war in ein buntgeflecktes Pantherfell gekleidet, das von einem funkelnden Gürtel über den Hüften zusammengehalten wurde, mit Bogen und Köcher, wie die heidnische Göttin Diana. Sie redete uns furchtlos und wie es schien, zürnend an, aber keiner verstand die Sprache, und der Klang ihrer Stimme verhallte in den Lüften, bis sie endlich selbst zwischen den Bäumen wieder verschwand.

Mein Leutnant insbesondere war von der wunderbaren Erscheinung ganz verwirrt. Er pflegte sonst nicht viel Worte zu machen, jetzt aber funkelten seine Augen, ich hatte ihn noch nie so heftig gesehen. Er nannte das Mädchen eine teuflische Hexe, man müsse sie tot oder lebendig fangen und verbrennen, er selbst erbot sich, sogleich Jagd auf sie zu machen. Ich verwies ihm seine unsinnige Rede. Wir brauchten, sagte ich, vor allem einige Tage Ruhe und frische Lebensmittel, dazu mußten wir jetzt Frieden halten mit den Eingebornen. Der Leutnant aber war bei seinem stillen Wesen leicht zum Zorne zu reizen, er hieß mich selber des Teufels Zuhalter und verschwor sich, wenn ihm keiner beistehen wollte, das christliche Werk allein zu vollbringen. Und mit diesen Worten stieg er eilig das Gebirge hinan, ehe wir ihn zurückhalten konnten. Vergebens riefen wir ihm warnend, bittend und drohend nach; ich selbst durchschweifte mit vielen andern fruchtlos die nächsten Berge, es sah ihn niemand wieder.

Dieses ganz unerwartete Ereignis machte mir große Sorge, denn entweder wandte der Unglückliche durch sein Unternehmen das kaum vorübergezogene Ungewitter von neuem auf uns zurück, oder ich verlor, was wahrscheinlicher war, einen redlichen und tapfern Offizier. Das letzte schien leider zutreffen zu wollen, denn alle unsere Nachforschungen



blieben ohne Erfolg; mehrere Tage waren seitdem vergangen, meine Leute gaben ihn schon auf. Da beschloß ich endlich, mir um jeden Preis Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen. Ich ließ unser Lager abbrechen, lichtete die Anker und segelte, mich immer möglichst dicht zum Lande haltend, weiter an der Küste herab.

Wir fuhren nun abwechselnd an wilden und lachenden Gestaden vorüber, aber wo wir auch ans Land stiegen, sahen wir's verlassen; die Eingeborenen flohen scheu vor uns in die Wälder, von dem Leutnant war keine Spur zu entdecken. — So hatten wir uns einmal beim ersten Morgengrauen in einem von Bergen umgebenen Tale gelagert, das mir besonders anmutig und reich bevölkert schien, wie ich aus den vielen Stimmen abnahm, die wir nachts von der Küste gehört hatten. Ich ließ unsern Lagerplatz sogleich mit Zweigen eines Baumes bestecken, von dem ich wußte, daß er in diesen Weltgegenden als Zeichen des Friedens und der Freundschaft angesehen wird; flatternde Bänder und bunte Teppiche wurden ringsum an Stangen ausgehängt, unsere Spielleute mußten dazu musizieren, das klang gar lustig in der Einsamkeit, die nun schon von der schönsten Morgenröthe nach und nach erhellt wurde. Ich hatte mich in meiner Erwartung auch nicht getäuscht, denn es währte nicht lange, so erschienen einzelne Wilde neugierig hie und da wie Raben an den Klippen; jetzt erkannten wir auch im steigenden Morgen die Gegend ringsumher, fruchtbare Gründe, Wasserfälle und wunderbar gezackte Felsen, die wie Burgen über den Wäldern hingen.

Bald darauf aber sahen wir es fern am Saum des Waldes in der Morgensonne schimmern. Ein unübersehbarer Zug von Wilden bewegte sich jetzt unter den Bäumen die nachtkühlen Schlüfte herab, voran schwärmten hohe schlanke Burschen über den beglänzten Wiesengrund, die gewandt ihre blinkenden Speere in die Luft warfen und wieder aufgingen. So im künstlichen Kampfspiel bald sich verschlingend, bald wieder auseinanderfliegend, nahen sie sich langsam



unserm Lager; dazwischen sang der Zug dahinter ein rauhes, aber gewaltiges Lied, und sooft sie schwiegen, gaben andere von den Bergen Antwort.

Ich wußte nicht, was ich von dem seltsamen Beginnen halten sollte. Mir war aber alles daran gelegen, mit ihnen in ein friedliches Verständnis zu kommen. Ich hieß daher meine Leute die Feldschlange laden und sich kampffertig halten, während ich selber allein den Ankommenden entgegenging, das grüne Reis hoch über meinem Hute schwenkend. Da gewahrte ich an der Spitze des Zuges mehrere schöne junge Männer in kriegerischem Schmuck, die über ihren Köpfen breite Schilde wie ein glänzendes Dach emporhielten. Auf diesen aber erblickte ich zu meinem Erstaunen das Wundermädchen wieder, die wir damals auf dem Felsen gesehen. Mit dem schlanken Pantherleib, zu beiden Seiten von den langen dunklen Locken umwallt, ruhte sie in ihrer strengen Schönheit wie eine furchtbare Sphinx auf den Schilden.

Raum aber hatte sie mich erblickt, als sie sich rasch von ihrem Sitze schwang und auf mich zueilte, die turnierenden Burschen stoben zu beiden Seiten auseinander und senkten ehrerbietig die Lanzen vor ihr — es war die Königin des Landes.

Sie trat, während die andern in einem weiten Halbkreise zurückblieben, mitten unter uns mit einem Anstande, der uns alle erstaunen machte, und betrachtete mich, als den vermeintlichen König der Fremden, lange Zeit mit ernstern Blicken. Ich ließ ihr einen bunten Teppich zum Sitze über den Rasen breiten und überreichte ihr dann ein Geschenk von Glasforallen, Tüchern und Bändern. Sie nahm alles wie einen schuldigen Tribut an, ohne sich jedoch, nach einem flüchtigen Blick darauf, weiter darum zu bekümmern, ihre Seele schien von ganz andern Gedanken erfüllt. Unterdes war auch ihr Gefolge nach und nach vertraulicher geworden. Einzelne näherten sich den Unsrigen, einer von ihnen benutzte die Verwirrung, rollte schnell einen Teppich auf und entfloß damit

nach dem Walde. Die Königin bemerkte es; rasch aufspringend zog sie einen Pfeil aus ihrem Köcher und durchbohrte den Fliehenden, daß er tot ins Gras stürzte; da hing die ganze Schar wie eine dunkle Wolke wieder unbeweglich am Saume des Waldes.

Mir graute, sie aber wandte sich von neuem zu uns, ihre Blicke spielten umher, sie schien etwas mit den Augen zu suchen. Endlich erblickt sie's: es war unsere Feldschlange. Sie betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, auf ihr Begehren mußte ich sie wenden und losbrennen lassen. Bei dem Knall stürzten die Eingeborenen zu Boden, das Mädchen schauerte kaum und stand wie eine Zauberin in dem ringelnden Dampf. Dann aber flog sie pfeilschnell nach der Gegend, wohin der Schuß gefallen. Ich folgte ihr, denn es schien mir ratsam, ihr die unwiderstehliche Gewalt unseres Geschützes begreiflich zu machen. Es war ein abgelegener Ort tief im Walde, wo die Kugel einen Baum zerschmetterte hatte; Stamm, Krone und Äste lagen zerrissen umher, wie vom Blitz gespaltet. — Als sich die Königin von der furchtbaren Wirkung des Schusses überzeugt hatte, wurde sie ganz nachdenklich und traurig; wie vernichtet setzte sie sich auf den Rasen hin. So saß sie lange stumm, ich hatte sie noch nicht so nahe gesehen; nun fesselte mich ihre Schönheit, und ganz verwirrt und geblendet drückte ich flüchtig ihre Hand. Da wandte sie fast betroffen ihr Gesicht nach mir herum und sprang dann plötzlich wild auf, daß ich zusammenschrak. Sie eilte nach unserm Lagerplatz zurück; dort hatte sie, eh' ich's noch hindern konnte, unsere Schiffsfahne ergriffen und schwenkte sie hoch in der Luft, uns alle auf ihre Berge einladend. Ich hatte kaum noch Zeit genug, die nötigen Wachen am Strande anzuordnen, denn sie flog schon mit dem weißen flatternden Banner voran. Von Zeit zu Zeit, während wir vorsichtig folgten, erschien sie über den Wipfeln auf überhängenden Felsen, daß uns grauste, und sooft sie oben sichtbar wurde, jauchzten die Eingebornen ihr zu, und ihre Hörner schmetterten dazwischen, daß es weit im Gebirge widerhallte.



Ich übergehe hier unsern Empfang und ersten Aufenthalt auf diesen Felsen, die scheue Gastfreundschaft der Wilden, unser Lagern über den Klüften, die herrlichen Morgen und die wunderbaren Nächte — es ist mir von allem nur noch das Bild der Königin in der Seele zurückgeblieben. Denn sie selber war wie das Gebirge, in launenhaftem Wechsel bald scharf gezackt, bald samtgrün, jetzt hell und blühend bis in den fernsten tiefften Grund, dann alles wieder grauenhaft verdunkelt. Wie oft stand ich damals auf den Bergen und schaute in das blaue Meer! Den Leutnant hatte ich lange aufgegeben, der Wind wehte günstig, alles war zur Abfahrt bereit — und doch mußte ich mich immer wieder zurückwenden in jene wildschöne Einsamkeit.

In dieser Zeit schweifte ich oft mit der Königin auf der Jagd umher. Auf einem solchen Streifzuge war ich eines Tages weit von ihr abgekommen. Vergebens rief ich ihren Namen, die Täler unten ruhten schwül, nur der Widerhall gab Antwort zwischen den Felsen. Auf einmal erblickte ich sie fern im Walde; es war, als ginge jemand unter den Bäumen eilig von ihr fort. Als ich aber hinaufkam, war alles wieder still; dann aber hörte ich sie singen über mir, eine so wunderbare Melodie, daß es mir die Seele wandte. So verlockte sie mich immer weiter in die Wildnis, ihr Lied war auch verklungen, kein Vogel sang mehr in dieser unwirthbaren Höhe — da, wie ich mich einmal plötzlich wende, steht sie auf einer Klippe in der Waldesstille, den Bogen lauernd auf mich angelegt. — Ich starrte sie erschrocken an, sie aber lachte und ließ den Bogen sinken, zwischen den Wasserfällen im Widerschein der Abendlichter zu mir herabsteigend. — Es war eine öde Gebirgsebene hoch über allen Wäldern, der Abend dunkelte schon. Sie setzte sich zu mir ins Gras; mir graute, denn um ihren Hals bemerkte ich eine Perlenkette von Zähnen erschlagener Feinde. Und dennoch wandte ich keinen Blick von ihr, gleichwie man gern in ein Gewitter schaut. So lag ich, den Kopf in meine Hand gestützt, ganz in den Anblick ihrer wunderbaren Erscheinung versunken.



Da sie's aber gewahrte, wandte sie sich plötzlich von mir, schwenkte aufspringend ihren Jagdspeer über sich und sang ein seltsames Lied; es waren in unserer Sprache etwa folgende Worte:

„Bin ein Feuer hell, das lodert  
Von dem grünen Felsenkranz,  
Seewind ist mein Buhl' und fodert  
Mich zum lust'gen Wirbeltanz,  
Kommt und wechselt unbeständig.  
Steigend wild,  
Neigend mild,  
Meine schlanken Lohen wend' ich,  
Komm nicht nah mir, ich verbrenn' dich!“

Bei diesen Worten versank Antonio in Nachsinnen, es war offenbar dasselbe Lied, das damals Alma tanzend auf dem Schiffe gesungen. Er mochte aber jetzt den Einsiedler nicht unterbrechen, der in seiner Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

„Dieser Abend gab den Ausschlag. Damals tat ich einen heimlichen Schwur, mich selber für die Königin zu opfern. Ich gelobte, Europa zu entsagen für immer, um sie und ihr Volk zum Christentum zu bekehren und dann mit ihr das Eiland zu regieren zu Gottes Ehre. — Ich Tor, ich bildete mir ein, den Himmel zu erobern, und meinte doch nur das schöne Weib! Mein Plan war bald gemacht. Erst mußte ich sicheren Boden haben unter mir. Unter meinen Leuten befanden sich geschickte Werkmeister aller Art; Holz, Steine und was zum Bauen nötig, lag verworren umher, ich ließ rasch zugreifen und auf dem Vorgebirge, welches das ganze Land beherrschte, eine feste Burg errichten zu Schutz und Trutz und pflanzte einen Garten daneben nach unserer Weise.

Nur wenigen von den Meinigen hatte ich das eigentliche Vorhaben angedeutet, die andern blendete das Gold, das überall verlockend durch den grünen Teppich der Insel schimmerte. Die Königin wußte nicht, wie ihr geschah, erst wollte

sie's hindern, dann stutzte sie und staunte, und während sie noch so zögernd sann und schwankte, wuchsen die Hallen und Bogen und Lauben ihr schon über dem Haupt zusammen, und alles schoß üppig auf und rauschte und blühte, als sollt' es ein ewiger Frühling sein.

Dazumal an einem Sonntage besichtigte ich das neue Werk, meine Leute waren lustig im Grünen zerstreut, ich hatte Wein unter sie verteilen lassen, denn morgen sollten die Kanonen vom Schiff auf die Mauern gebracht und die Burg feierlich eingeweiht werden. Ich ging durch den einsamen Hof und freute mich, wie die jungen Weinranken überall an den Pfeilern und Wänden hinaufkletterten. Es war ein schwüler Nachmittag, die Bäume flüsterten so seltsam über die Mauer, die Arbeit ruhte weit und breit, nur manchmal schlüpfte eine bunte Schlange durch das Gras, während einzelne Wolken träg und müßig über die Gegend hinzogen. Draußen aber schillerte der junge Garten im Sonnenglanze, wie mit offenen Augen schlafend, als wollt' er mir im Traum etwas sagen. Ich trat hinaus und streckte mich endlich ermattet vor dem Thor unter die blühenden Bäume, wo mich die Bienen gar bald in Schlummer summen. — So mochte ich lange geschlafen haben, als ich plötzlich Stimmen zu hören glaubte.

Ich bog die Zweige auseinander und erblickte wirklich mehrere Eingeborene im Burghof; sie strichen, heimlich und scheu umherschauend, an den Mauern hin, ich erkannte die Häuptlinge der Insel an ihrem Schmuck. Im ersten Augenblick glaubte ich, es gelte mir, aber sie konnten mich nicht bemerken. Zu meinem Entsetzen aber gewahre ich nun auch unsern Leutnant mitten unter ihnen mit verworrenem Bart, bleich und verwildert wie ein Gespenst; er redet geläufig ihre Mundart, sie sprechen leise und lebhaft untereinander. Darauf alles auf einmal wieder totenstill — da erblickte ich die Königin am jenseitigen Thor, in ihrem Pantherkleid mit dem Bogen, ganz wie ich sie zum ersten Male gesehen. Sie macht mit ihrem Pfeile wunderliche Zeichen in die Luft, und plötz-



lich, schnell und lautlos, ist alles wieder zerstoben. — Ich rieb mir die Augen, die ganze Erscheinung war mir wie ein Spuk.

Als ich mich ein wenig besonnen, sprang ich hastig auf, da ich aber an den Bergrand trat, stand schon der Abend dunkelrot über der Insel, aus dem Waldgrunde unter mir hörte ich die Meinigen singen. Ich eilte sogleich nach der Gegend des Gebirges hin, wo die Königin mit den Häuptlingen verschwunden war. Da sah ich jemand fern unter den Bäumen sich ungewiß bewegen, bald rasch vortretend, bald wieder zögernd und unschlüssig zurückkehrend. Auf einmal kam er wie rasend auf mich hergestürzt — es war der Leutnant. „Fort, fort!“ schrie er, „die Nacht bricht schon herein, laßt alles stehn, werft euch auf euer Schiff und flieht, nur fort!“ — Mir flog eine schreckliche Ahnung durch die Seele. „Überläufer!“ rief ich, meinen Degen ziehend, „du hast uns verraten, das Rainszeichen brennt dir blutrot an der Stirn!“ — „Wo, wo brennt's?“ entgegnete er erschrocken, sich wild nach allen Seiten umsehend. — „Aus deinen Augen lodert es versengend,“ sagte ich. — „Das ist nicht wahr,“ erwiderte er, „im Walde brennt's unter meinen Füßen, in meinem Haar, in meinen Eingeweiden brennt's!“ Und mit diesen Worten ergriff er sein Schwert und drang verzweifelt auf mich ein. „Hier, Aug' in Aug', sieh nicht so scheu hinweg!“ rief ich ihm zu. Ich weiß nicht, täuschte mich die Dämmerung, aber mir war's, als böt' er recht mit Herzenslust die entblößte Brust oft wehrlos meiner Degenspitze — mir graute, ihn zu morden.

Da, während wir so fechten, tritt auf einmal die Königin aus dem Walde und mitten zwischen uns. Der Leutnant, da er sie erblickt, taumelt wie geblendet einige Schritte zurück. Dann seinen Degen plötzlich zu ihren Füßen niederwerfend, ruft er aus: „Da nimm's, ich kann nicht!“ Und in demselben Augenblick bricht er zusammen, auf den Boden schlagend. — Die Königin aber neigte sich über ihn und nannte ihn beim Namen so lieblich mit dem wunderbaren Klange



ihrer Stimme, daß er verwirrt den Kopf erhob und lauschte. Da setzte sie mutwillig ihren Fuß auf seinen Nacken; „geh nur, geh!“ sagte sie, und ein spöttisches Lächeln flog um ihren Mund. Und zu meinem Erstaunen raffte nun der Leutnant, seinen Degen fassend, sich rasch wieder empor, seine Augen funkelten irr über die hohe Gestalt, die er, ich sah's wohl, tödlich haßte und rasend liebte; er konnte meinen Blick nicht ertragen, seine Kleider waren mit Blut bespritzt von einer leichten Wunde am Arm, aber er bemerkte es nicht. So stürzte er von neuem fort in den Wald, und ein blutiger Streif bezeichnete seine Spur im Grase.

Nun wandte sich die Königin wieder zu mir, ich fragte sie, wo der Leutnant so lange gewesen. Sie schien zerstreut und gab verworren Antwort. Drauf fragte ich, wohin sie ging. — „Auf den Anstand,“ entgegnete sie lachend, „der Wind weht vom Gebirge, da wechselt das Wild, es gibt heut ein lustiges Jagen!“ Jetzt traten wir droben aus dem Gestrüppe, da sah ich tief unter uns meine gesamte Mannschaft, in buntem Gemisch mit vielen Eingeborenen um Becher und Würfelspiel gelagert. Von der einen Seite ragte meine halbfertige Burg über die Wipfel, die Luft dunkelte schon, Vögel schwärmten freischend um die Mauern. — Ich hatte keine Ruhe, es trieb mich zu den Meinen, die Königin führte mich auf dem nächsten Wege hinab. Sie lauschte oft in die Ferne, da hörte ich Stimmen, bald da, bald dort ein Laut, dann sah ich Rauchsäulen im Walde aufsteigen, ich hielt es für Höhenrauch nach dem schwülen Tage. Unterdes aber kam die Nacht und der Mond, die Bäche rauschten im Dunkeln neben uns, die Königin wurde immer schöner und wilder, sie riß am Wege leuchtende Blumen ab und kränzte sich und mich damit; so stieg sie mit mir von Klippe zu Klippe, selber wie die Nacht. Nun standen wir am letzten Abhange, schon konnte ich die Stimmen der Meinigen im Waldgrunde unterscheiden, da trat sie plötzlich vor mir auf den Fels hinaus und schleuderte ihren Jagdspeer übers Tal. Kaum aber sahen die unten zerstreuten Wilden ihn funkelnd blitzen über sich,

so sprangen alle jauchzend auf und warfen sich wie Tigerkatzten über meine Leute, die sich der Tücke nicht versahen. Jetzt wurde mir auf einmal alles schrecklich klar. Ich zog und hieb voll Zorn erst nach der Königin, sie aber flog schon ferne durch den Wald, so stürzt' ich nun den Meinigen zu Hilfe. Diese waren hart bedrängt, nur wenige hatten so schnell zu ihren Waffen gelangen können; ich sammelte, so gut es ging, die Verwirrten, meine unerwartete Gegenwart belebte alle, und in kurzer Zeit war das verrätherische Gesindel wieder verjagt.

Aber rings am Saume des Waldes schwoll und wuchs nun die Schar unermesslich, zahllose dunkle Gestalten mit Feuerbränden wirrten sich kreuzend durch die Nacht und steckten in grauenvoller Geschäftigkeit ringsum die Wälder an. Die Sonne hatte wochenlang gesengt über dem Lande, da griff das Feuer, an den Felswänden auf- und niedersteigend, lustig in die alten Wipfel; der Sturm faßte und rollte die Flammen auf wie blutige Fahnen, in der entsetzlichen Beleuchtung sah ich die Königin auf ihren Knien, als wollte sie die Lohen auf uns wenden mit ihrem schrecklichen Gebet. Kaum noch vermochten wir zu atmen in dem Rauch, der von Pfeilen schwirrte, von allen Seiten rückte es rasch heran, das Schreien, das sprühende Knistern und Prasseln, nur manchmal von dem Donner stürzender Bäume unterbrochen; schon lief das Feuer in dem verdorrten Heidekraut über den Waldgrund, uns immer enger umzingelnd mit seinem furchtbaren Ringe. Da in der höchsten Not theilte der Wind auf einen Augenblick den Qualm, und wir gewahrten plötzlich eine dunkle Furt in den Flammenwogen. Ein reißender Waldstrom rang dort mit dem wilden Feuermann, der zornig Wurzeln, Stämme und Kronen darüber geworfen hatte. Das rettete uns, wir eilten über die lodernden Brücken und erreichten in der allgemeinen Verwirrung glücklich das Meer, eh' uns der große Haufen bemerkte.

Als wir aber an den Strand kamen, sahen wir zu unserm Schrecken unser Boot schon von Eingeborenen besetzt. Die



Königin war's mit vielen bewaffneten Häuptlingen, sie schienen von unserm Schiffe herzukommen und sprangen soeben leis und heimlich ans Land. Da sie uns erblickten, nicht weniger überrascht als wir, umringten sie eiligst ihre Königin und suchten uns in die Flammen zurückzutreiben. Auf diesem einsamen Platze aber waren wir die Mehrzahl, es entstand ein verzweifelter Kampf, denn unser aller Leben hing an einer Viertelstunde. Vergebens streckte die Königin mit ihrem tödlichen Geschos meine kühnsten Gesellen zu Boden, die Häuptlinge fochten sterbend noch auf den Knien, und als der letzte sank, schwang ich die Schreckliche gewaltsam auf meinen Arm und stürzte mich mit ihr und den wenigen, die mir geblieben, in das Boot. — Es war die höchste Zeit, denn schon drangen die Eingeborenen aus allen Felsenspalten und brennenden Waldtrümmern wie ein Schwarm Salamander auf uns ein, und kaum hatten wir den Bord des Schiffs erklommen, so wimmelte die See von unzähligen bewaffneten Nachen. Ich ließ schnell die Anker lichten, ein frischer Wind schwellte die Segel, die Wilden folgten und bedeckten das Schiff mit einem Pfeilregen.

Nun aber brach auf dem Schiffe selbst der rohe Grimm der verwilderten Soldaten aus. Sie hatten, eh' ich sie zügeln konnte, die Königin gebunden und verhöhnzten sie mit gemeinen Spottreden; sie aber saß stolz und schweigend unter ihnen, als wäre sie noch die Herrin hier und wir ihre Gefangenen. Auf einmal erkannte sie einen Häuptling, der sich auf einem Rahne tollkühn genähert. Sich gewaltsam auf dem Verdeck hoch aufrichtend, fragte sie, ob alle Weißen von der Insel vertilgt seien, und da er's bejahte, winkte sie ihnen zu, unser Schiff zu verlassen. Die Wilden zögerten erschrocken und verwirrt, ein dunkles Gemurmeln ging durch den ganzen Schwarm. Da befahl sie ihnen noch einmal mit lauter Stimme, eiligst an den Strand zurückzukehren, und zu unserm Erstaunen wandten sich alle, Boot auf Boot, aber ein wehklagender Abschiedsgefang erfüllte die Luft wie ein Grabeslied.



Mir war das Betragen der Königin unbegreiflich. Noch einmal leuchtete mir die Hoffnung auf, sie wolle alles verlassen und mit uns ziehn, als plötzlich der Schreckensruf: „Feuer!“ aus dem untern Schiffsraum erscholl. Todbleiche Gesichter, auf das Verdeck stürzend, bestätigten das furchtbare Unheil. Das Feuer hatte die Planken der Pulverkammer gefaßt, an Löschen war nicht mehr zu denken, wir waren alle unrettbar verloren. Mich überflog eine gräßliche Ahnung. Ich sah die Königin durchdringend an; sie flüsterte mir heimlich zu, sie selber habe das Schiff angesteckt, als sie vorhin an Bord gewesen. — Jetzt züngelten die Flammen schon aus allen Lücken aufs Verdeck hinauf, da, mitten in der entsetzlichen Verwirrung zerriß sie plötzlich ihre Banden, und freudig und unverwandt nach den brennenden Wäldern schauend streckte sie beide Arme frei in die sternklare Nacht wie ein Engel des Todes. In demselben Augenblick aber fühlte ich einen dumpfen Schlag, die Bretter wichen unter mir, meine Sinne vergingen, ich sah nur noch einen unermesslichen Feuerblick, wie tief in die Ewigkeit hinein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war alles still überm Meer, nur dunkle Trümmer des Schiffs und zerrissene Leichname meiner Landsleute trieben einzeln umher. Ich hatte im Todeskampf einen Mastbaum fest umklammert. Jetzt bemerkte ich einen Nachen der Eingeborenen, der verlassen sich neben mir auf den Wellen schaukelte. Verwundet und zerschlagen, wie ich war, bot ich meine letzten Kräfte auf und warf mich todmüde hinein. Der Wind trieb mich dicht an dem umbuschten Gestade hin, der Mond schien blaß durch die Rauchwolken, auf der Insel aber hatte unterdes das Feuer auch meine Burg ergriffen, die Flammen schlügen aus allen Fenstern, langsam neigte sich der Turm, und Bogen auf Bogen stürzte alles donnernd in die Glut zusammen. Da sah ich im hellen Widerschein der Flammen fern die Leiche der Königin schwimmen in bleicher Todesschönheit, als schliefe sie auf dem Meere. Auf einem vorspringenden Felsen aber stand der Leutnant, auf sein blutiges Schwert gestützt, ganz

allein, vom Feuer verbrannt; er bemerkte mich nicht, mein Schiffelein flog um die Klippe — ich sah ihn niemals wieder."

Hier schwieg der Einsiedler, seine Seele schien tief bewegt. Da ihn aber seine Gäste noch immer fragend ansahen, hub er nach einem Weilschen von neuem an: „Was wäre nach jener Nacht noch weiter zu berichten! Ich rang mit Hunger, Sturm und Wogen, ich wünschte mir tausendmal den Tod und haschte doch begierig die zerstreuten Lebensmittel, Werkzeuge und Gerätschaften auf, die der Wind von dem zertrümmerten Schiff an meinen Nachen spülte. So warf die See mich endlich am dritten Tage an dies Eiland. — Hier zwischen diesen Wäldern stieg ich in die Felseneinsamkeit hinauf: meine Jugend, mein Ruhm und meine Liebe waren hinter mir im Meere versunken, und kampfesmüd hing ich mein Schwert an diesen Baum; da seht, da hängt's noch heut, von Blüten ganz verhüllt."

„So seid Ihr Don Diego von Leon!" fuhr hier Antonio plötzlich auf, das Wappen seines Oheims auf dem Degengriff erkennend.

„Der war ich ehemals in der Welt," erwiderte der Einsiedler, „wie kennt Ihr mich?"

Aber der überraschte Antonio lag schon zu seinen Füßen und umklammerte seine Knie, daß ihn des Alten langer weißer Bart wie Höhenrauch umwallte.

\*

Noch bevor dies an der Klause vorging, war Alvarez unruhig aufgestanden und weiterhin unter die Bäume getreten, denn er glaubte einen seltsamen Gesang im Walde zu hören. Nun vernahm es auch der Einsiedler. Auf einmal richtete dieser sich gewaltsam aus Antonios Armen auf. „Im Namen Gottes," rief er nach dem Wald hin, „wende dich ab und gehe ein zur ewigen Ruh'!" Antonio und Alvarez schauten erschrocken nach dem Fleck, wohin er starrte, und sahen mit Grauen die Frau Venus von der andern Insel zwischen den wechselnden Schatten über den Bergrücken schweifen. Der Hauptmann zog seinen Degen, man hörte die Flüchtige immer



deutlicher und näher durch das Dickicht brechen. Jetzt trat sie unter den Bäumen hervor — es war Alma in der Tracht und dem Schmuck ihrer Heimat; so stand sie scheu und atemlos, sie hatte es unten nicht länger ausgehalten und schon lange Antonio zwischen den Felsen wieder aufgesucht.

Der Einsiedler verwendete keinen Blick von ihr. „Wer bist du?“ sagte er endlich. „Du schaust wie sie und bist es doch nicht!“ — Alma aber war ganz verwirrt und sah ängstlich einen nach dem andern an. „Ich kann ja nichts dafür,“ erwiderte sie dann zögernd, „sie sagten's immer, daß ich aussähe wie meine Muhme, die tote Königin.“ — „Mein Gott,“ fiel hier Alvarez ein, „Ihr macht mich ganz konfus; so war das also die Insel der wilden Königin, von der wir hergekommen?“ — Alma nickte mit dem Köpfchen. „Auch die Meinigen“, sagte sie, „hielten mich damals, als wir fortzuhren, für die verstorbene Königin, sonst hätten sie euch sicherlich erschlagen.“ — Da das Mädchen sah, daß ihr niemand zürne, wurde sie wieder heiterer und gesprächiger. Sie erzählte nun, daß sie gar oft in ihrer Heimat von alten Leuten gehört, wie die tapfere Königin mit einem spanischen Schiff, daß sie selber angezündet, in die Luft geflogen, in jener Schreckensnacht hätten sie dann ihren Leichnam aus dem Meere gefischt und mit den eroberten Fahnen und Waffen der Fremden in die Königsgruft gelegt, wo die besondere eisige Luft die Toten unverfehrt erhalte. Nur Alonzo allein sei von den Spaniern zurückgeblieben. — „Wie!“ rief Alvarez, „so war der wahnsinnige Alte in seinem tollen Ornat derselbe gewesene Schiffseleutnant!“ — Alma aber fuhr fort: „Der arme Alonzo bewachte seitdem die tote Königin bei Tag und Nacht und meint', sie schliefe nur, bis er bei unserer Abfahrt selbst den Tod gefunden.“ — Der Einsiedler war während dieser Erzählung in tiefes Nachdenken versunken. „Entsetzlich!“ sagte er dann halb für sich, „nun ist er abgelöst von seiner schauerlichen Wacht — Gott sei ihm gnädig!“

Unterdes war Alma in die Felsenhalle gegangen und untersuchte dort alles mit furchtsamer Neugier. Alvarez aber rief



sie wieder heraus, sie mußte sich zu ihnen vor die Klause setzen, und nun ging es an ein Fragen und Erzählen aus der alten Zeit, daß keiner merkte, wie die Nacht allmählich schon Berg und Tal verschattete.

Tiefer unten aber rumorte es noch immer im Walde, Sanchez machte eifrig die Runde, denn gab es hier auch nichts zu bewachen, den müßigene Osellen war es in ihrer Langeweile eben nur um den Lärm zu tun. In einzelnen Trupps auf den waldigen Abhängen um die Wachtfeuer gelagert, sangen sie aus der Ferne schöne Lieder, und sooft sie pausierten, hörte man Meer und Wald heraufrauschen. Das hatte die arme Alma lange nicht gehört; sie plauderte froh in ihrer fremden Sprache und sang und tanzte den Kriegstanz ihres Volks. Diegos Augen aber ruhten bald auf ihr, bald auf dem blühenden Antonio; ihm war, als spiegelte sich wunderbar sein Leben wie ein Traum noch einmal wider.

\*

Die Spanier lagen noch mehrere Tage auf dieser Insel, um günstigen Wind abzuwarten. Don Diego hatte, als er sein Haus im Felsen baute, Gold in Menge gefunden; das lag seitdem vergessen im Schutt. Jetzt fiel's ihm wieder ein, er verteilte den Schatz nach Amt und Würden an seine armen Gäste. Da war ein Jubilieren, Prahlen und Projektmachen unter dem glückseligen Schwarm, jeder wollte was Rechtes ausbrüten über seinem unverhofften Mammon und ließ allmählich die lustigen Reiseschwingen sinken in der schweren Vergoldung. Den Studenten Antonio aber verlangte wieder recht nach den duftigen Gärten der Heimat, um dort in den blühenden Wipfeln mit seinem schönen fremden Wandervöglein sich sein Nest zu bauen. So beschloßen sie alle einmütig, die neue Welt vorderhand noch unentdeckt zu lassen und vergnügt in die gute alte wieder heimzukehren. Diego schüttelte halb unwillig den Kopf. „So“, sagte er, „hätte ich nicht getan, als ich noch jung war.“

In dieser Zeit erwachte einmal Alma mitten in der schönsten Sommernacht; es war, als hätte sie jemand im Schlafe auf die Stirn geküßt. Sie fuhr erschrocken halb empor und

sah soeben Don Diego von dem Platze fortgehen, der zu ihrem Erstaunen ganz still und verlassen war. Als sie sich aber völlig ermunterte, vernahm sie tiefer unten ein verworrenes Getümmel; es war, als sei plötzlich über Nacht der Frühling gekommen: ein Jubel und Rufen und Durcheinanderrennen den ganzen Strand entlang.

Jetzt kamen auch mehrere Soldaten mit gefüllten Schläuchen von den Quellen im Walde herab. „Viktoria!“ riefen sie ihr zu, „der Wind hat sich gedreht, nun geht's nach Spanien.“ — Da sprang Alma Pfeilschnell auf, suchte eifrig alles zusammen und schnürte ihr Bündel und jauchzte in sich; sie meinte, sie hätte den gestirnten Himmel noch niemals so weit und schön gesehen!

Indem sie aber noch so fröhlich hantierte, sah sie Antonio mit Don Diego eilig und in lebhaftem Gespräch vom Strande kommen. Auf der Klippe über ihr stand Diego plötzlich still. „Nun geh hinab,“ sagte er zu Antonio, „du beredest mich nicht, ich bleibe hier. Mein Leben ist wie ein Gewitter schön und schrecklich vorübergezogen, und die Blitze spielen nur noch fern am Horizont wie in eine andere Welt hinüber. Du aber sollst dir erst die Sporen verdienen, kehre zurück in die Welt und haue dich tüchtig durch, daß du dir einst auch solchen Fels eroberst, der die Wetter bricht — weiter bringt es doch keiner. Fahre wohl!“ — Hier umarmte er gerührt den Jüngling und verschwand in der Wildnis. Antonio sah ihm lange in die nachtkühle Einsamkeit nach. — Da erblickte er auf einmal Alma dicht vor sich, schwang sie auf seinen Arm hoch in das aufdämmernde Morgenrot und stürzte mit ihr hinab.

Und als die Sonne aufging, flog das Schiff schon übers blaue Meer, der frische Morgenwind schwellte die Segel, Alma saß vergnügt mit ihrem Reisebündel und schaute in die glänzende Ferne; die Schiffer sangen wieder das Lied von der Fortuna, auf dem allmählich versinkenden Felsen der Insel aber stand Diego und segnete noch einmal die fröhlichen Gefellen, denen auch wir eine glückliche Fahrt nachrufen.



## Die Entführung





Der Abend senkte sich schon über der fruchtbaren Landschaft, welche die Loire durchströmt, als ein junger Mann, jagdmüde und mit der Büchse über dem Rücken aus dem Walde tretend, unerwartet zwischen den grünen Bergen in der schönsten Einsamkeit ein altes Schloß erblickte. Er konnte durch die Wipfel nur erst Dach und Thürme sehen, von Efeu überwachsen, mit geschlossenen Fenstern, halb wie im Schlafe. Neugierig drang er durch das verworrene Gebüsch die Anhöhe hinan, es schien der ehemalige Schloßgarten zu sein, denn künstliche Hecken durchschnitten oben den Platz, weiterhin schimmerte noch eine weiße Statue durch die Zweige, aber rings aus den Tälern ging der Frühling, mit Waldblumen funkelnd, lustig über die gezirkelten Beete und Gänge, alles prächtig verwildernd.

Jetzt, um eine Ecke biegend, sah er auf einmal das ganze Schloß vor sich, mitten im Grün, als wollt's in alle Fenster steigen; auf der steinernen Rampe vor der Saalthür, vom Abendrot beschienen, saßen eine ältliche Dame und eine schlanke Mädchengestalt am Sticklehrstuhl, ein zahmes Reh graste neben ihnen in der schönen Wildnis, alle drei den Ankommenden erstaunt betrachtend.

Dieser stutzte überrascht, aber schnell entschlossen näherte er sich den Frauen und entschuldigte mit vielem Anstand seinen unwillkürlichen Überfall, er kenne hier die Waldgrenzen noch zu wenig, so sei er in dies fremde Revier geraten und lege nun als Wildschütz sein Geschick in ihre Hände. Die alte Dame, ohne seine Entschuldigung besonders zu beachten und ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit den Blicken messend, bat ihn, da er fein gekleidet erschien, ziemlich kalt, neben ihnen Platz zu nehmen, indem sie auf einen Lehnstuhl wies, den auf ihren Wink ein bejahrter Diener in etwas verschoffener Livree soeben aus dem Gartensaal brachte.

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, aber der Fremde, der sich in der maskenhaften Freiheit eines Unbekannten zu gefallen schien, wußte bald mit großer Gewandtheit das Gespräch zu ergreifen und zu beleben. Sie sprachen

demnächst von der Räuberbande, die sich in diesem Frühjahr hier zwischen den Bergen eingenistet und durch ihre verwegenen Züge die ganze Gegend in Furcht und Schrecken setzte. Der Gast sagte lachend, das komme von der langen Friedenszeit, da spiele der Krieg, der sich sein Recht nicht nehmen lasse, auf seine eigene Hand im Lande. Der Mensch verlange immer etwas Außerordentliches, und wenn es das Entsetzlichste wäre, um nur dem unerträglichsten Ubel, der Langenweile, zu entkommen. — Die neueste Zeitung lag soeben auf dem Tischchen vor ihnen, sie enthielt eine ungefähre Personbeschreibung des vermutlichen Hauptmanns der Bande. Der Fremde las sie mit großer Aufmerksamkeit, und es fiel der Dame auf, da er darauf um die Erlaubnis bat, das Blatt mitzunehmen, und es hastig einsteckte.

Währenddes war Frenel, der alte Diener, mit sichtbaren Zeichen von Bestürzung wieder hinzugetreten. Er schien aus dem Hofe zu kommen, und der Dame einen heimlichen Wink gebend, sprach er lange leise und lebhaft mit ihr im Hintergrunde des Saales. Er meldete, daß sich im Walde unweit des Schlosses unbekannte, bewaffnete Männer zu Pferde gezeigt, sie hielten ein lediges Roß, das schöner und kostbarer gezäumt als die andern. Der Waldhirte, der unbemerkt in ihrer Nähe gewesen, habe deutlich vernommen, wie sie von ihrem Herrn geredet, mehrmals ungeduldig nach dem Schlosse schauend, als ob sie jemanden von hier erwarteten. — Die alte Dame, bei dieser seltsamen Nachricht einen Augenblick nachsinnend, übersflog unwillkürlich in Gedanken die Beschreibung des Räuberhauptmanns aus der Zeitung, er war als ein junger, schöner, weltgewandter Mann geschildert — es fuhr ihr auf einmal wie ein Blitz durch die Seele, wie alles gar wohl auf ihren rätselhaften Gast bezogen werden konnte.

Indem sie so in großer Bewegung mit sich selber schnell beriet, wie sie in dieser sonderbaren Lage sich zu benehmen habe, schien der Fremde von alledem nichts zu bemerken. Er unterhielt sich heiter und angelegentlich mit dem Fräulein,



während der Abend über dem wilden Garten schon immer tiefer hereindunkelte. Da fiel plötzlich ein Schuß unten im Walde. Die Dame trat entschlossen einige Schritte auf den Fremden zu. „Das sind meine Leute,“ sagte dieser, rasch aufspringend. — „Ihre Leute?“ — „Gewiß,“ erwiderte er. — Da er aber auf einmal den Schreck der erbleichten Dame bemerkte, entschuldigte er sich abermals wegen dieser Unruhe, versprach den Frevler ernstlich zu bestrafen und nahm sogleich Abschied, indem er, flüchtig seinen Namen nennend, noch um die Erlaubnis bat, wiederkommen zu dürfen. Aber niemand hörte oder antwortete ihm in der Verwirrung; so flog er den Schloßberg hinab. Der Abend tat noch einen roten, falschen Blick über die Bergkuppen, unten war schon alles finster und still, man hörte nur den Hufschlag von mehreren Rossen den Waldgrund entlang. Das Fräulein, das nun auch den entsetzlichen Verdacht vernommen, rief aufs tiefste erschrocken: „O Gott, o Gott, er kommt gewiß wieder!“

Wirklich konnte die Lage der verwitweten Marquise Astrenant — so hieß die Dame — gerechte Besorgnis erregen. Die Erinnerung an den alten Glanz und den verschwenderischen Aufwand ihres verstorbenen Gemahls war in der Gegend noch frisch genug, um die Anschläge des Raubgesindels auf das abgelegene Schloß zu lenken, und doch war sie in der That so verarmt, daß sie nicht daran denken konnte, in diesem Augenblick mit ihrer Tochter Leontine diese gefährliche Einsamkeit zu verlassen. In dieser Not fiel ihr ein, daß der Graf Gaston, wie sie von ihren Leuten gehört, soeben auf kurze Zeit auf einem seiner benachbarten Jagdschlösser angekommen war. Diesen glücklichen Umstand benutzend, stellte sie dem Grafen, obgleich sie ihn noch nicht persönlich kannte, schriftlich in wenigen Worten ihre Abgeschiedenheit und Gefahr vor und beschwor ihn, als Nachbar sie in ihrer hilflosen Lage zu beschützen. Mit diesem Briefe wurde noch denselben Abend ein reitender Bote nach dem Jagdschlosse gesandt.

So war die Nacht allen unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln schlaflos vergangen. Schon am folgenden Morgen

aber erhielten sie die Antwort: der Graf werde nicht ermangeln, ihren Wünschen nach Kräften zu entsprechen und womöglich heute noch selbst seine Aufwartung machen. Diese Zusage und das tröstliche Morgenlicht hatten alle Sorge gewendet. Sie schämten sich fast und lachten über die übertriebene Furcht und Besorgnis, womit die Wälder ringsumher im Dunkeln sie geschreckt. Und wie nach Gewittern oft ein heiterer Glanz über die Landschaft fliegt, so brachte auch hier der angekündigte Besuch des Grafen Gaston sehr bald das ganze stille Haus in eine ungewohnte fröhliche Bewegung. Die gläsernen Kronleuchter, die so lustig funkelten, wurden sorgfältig gepuzt, die verstaubten Tapeten ausgeklopft und Teppiche gelüftet, der Morgen glänzte durch die verbleichten, rotseidenen Gardinen seltsam auf dem getäfelten Boden der Zimmer, während draußen über dem sonnigen Rasenplatz vor dem Hause die Schwalben jauchzend hin und her schossen. Leontine erschien besonders fleißig, sie war aufgewachsen zwischen diesen Trümmern des früheren Glanzes, nun schien ihr alles so prächtig, weil es ins Morgenrot ihrer Kindheit getaucht. Die Marquise lächelte schmerzlich, aber sie mochte die Freude der Tochter nicht stören.

Die Sonne stieg indes und senkte sich schon wieder nach den Tälern, und der Graf war zu ihrem Befremden noch immer nicht angekommen, noch hatte er den ganzen Tag über etwas von sich hören lassen. Sie mußten seinen Besuch für heute schon aufgeben, und als endlich der Abend von neuem die Wälder färbte, saßen beide Frauen, durch die Geschäftigkeit des Tages zerstreut und zuversichtlicher geworden, wie sonst wieder auf der steinernen Rampe vor dem Garten an ihrer Arbeit, als wäre eben nichts vorgefallen. Leontine, in vergeblicher Erwartung des Grafen, war geschmückt wie eine arme Braut, die nicht weiß, wie schön sie in ihrer Armut ist. Aber die Abendsonne blitzte über ihre frischen Augen und hüllte sie ganz in ihr schönstes, goldenes Kleid, und ihr Reh sah von fern verwundert nach der prächtigen Herrin, es war, als hätte es alle seine Spielfkameraden mit herbei-



gerufen, so neugierig wimmelten die Waldvögel im Garten und guckten durch die Zweige und schwatzten vergnügt untereinander. Vor dem Hause aber ging die Abendluft lind durch die Blumen unter ihnen. Leontine sah oft in Gedanken über ihre Arbeit ins Thal hinaus und sang:

„Überm Lande die Sterne  
Machen die Runde bei Nacht,  
Mein Schatz ist in der Ferne,  
Liegt am Feuer auf der Wacht.“

Die Marquise sagte: „Das hast du von unserem alten Frenel, da er noch Soldat war; sollte man doch glauben, du hättest einen Offizier zum Liebsten.“ Leontine lachte und sang weiter:

„Übers Feld bellen Hunde,  
Wenn der Mondschein erblich,  
Rauscht der Wald auf im Grunde:  
Reiter, jetzt hüte dich!“

„Ist's denn schon so spät?“ unterbrach sie sich selbst, „sie läuten ja schon die Abendglocken, der Wind kommt über den Wald her, wie schön das klingt aus der Ferne herüber.“ Sie sang von neuem:

„Um das Lager im Dunkeln  
Jetzt schleichen sie sacht,  
Die Gewehre schon funkeln —  
So falsch ist die Nacht!“

„Was steigt denn da für ein Rauch auf im Walde?“ fragte hier die Mutter. — „Es wird wohl der Köhler sein,“ erwiderte Leontine, aber sie sah doch gespannt hin und sang zögernd:

„Ein Gesell durchs Gesteine  
Geht sacht in ihrer Mitt',  
Es rasseln ihm die Beine —  
Hat einen leisen, leisen Tritt —“



„Nein!“ sprang sie auf, „das ist ein Brand, da schlägt ja die helle Flamme auf, horch, sie läuten die Sturmglocken drüben!“

Indem nun beide sich erhoben, hörten sie in derselben Richtung ein paarmal schießen, dann war alles wieder still. „Da haben gewiß die Nachbarn großes Jagen,“ sagte die Marquise, „sie können nun einmal nicht fröhlich sein ohne Lärm.“ Da sie aber jetzt das Schloßgesinde am Abhange des Gartenberges versammelt sah, in großer Aufregung untereinander redend und nach jener Gegend hinausschauend, rief sie hinab: was es gebe? — „Blutige Köpfe!“ hieß es zurück, der Waldwärter sei eben aus den Bergen gekommen, der Graf Gaston habe vor Tagesanbruch heimlich alle seine Bauern und Jäger bewaffnet und die Räuberbande aufgespürt und treibe sie von einem brennenden Schlupfwinkel zum andern durch den Wald, es gehe scharf her da drüben! — Da wandte sich Leontine, die bisher wie im Traume gestanden, plötzlich herum, sie sagte: es sei schändlich und gottlos, die Schlafenden zu überfallen und Menschen zu hetzen wie die wilden Tiere! — Die Mutter sah sie erstaunt an. Aber sie hatte keine Zeit, dem sonderbaren Betragen der Tochter nachzudenken, denn der alte Frenel trat soeben voll Eifer aus dem Hause, er hatte hastig seine Büchse geladen und wollte mit hinunter. Die Marquise beschwor ihn, zum Schutze bei ihnen zu bleiben, wenn etwa einzelne versprengte Räuber hier vorüberschweiften, die andern sollten das Hofthor schließen, sich mit Beilen und Sensen versehen und den offenen Garten umstellen.

Leontine aber war indes schon in das obere Stockwerk gestiegen, die Fledermäuse in den wüsten Sälen schossen verstimmt aus den offenen Fenstern, sie schaute aus einem Erker angestrengt in die Waldgründe hinaus, als wollte sie durch die Wipfel sehen. Es dunkelte schon über den Tälern, die Schüsse schienen näherzukommen, manchmal brachte der Wind einen wilden Schrei aus der Ferne herüber, vom Walde sah sie ein Reh von dem Lärm erschrocken unten über

die Wiese fliegen. O wäre ich doch ein Mann! dachte sie tausendmal; dazwischen betete sie wieder still im Herzen vor der aufsteigenden Nacht, dann lehnte sie sich weit aus dem Fenster und winkte mit ihrem weißen Schnupftuch über die dunkeln Wälder, sie wußte selbst nicht, was sie tat.

Jetzt hörte sie, wie unten im Garten nach und nach mehrere Boten zurückkamen, die die Mutter auf Rundschau ausgeschickt; sie konnte in der Stille jedes Wort vernehmen. Die Bande, hieß es, sei völlig geschlagen, gefangen oder zerstreut. Ein anderer erzählte von der außerordentlichen Kühnheit des Grafen Gaston, wie er, überall der erste voran, den Hauptmann selber aufs Korn genommen. Auf der Felsenkante im Walde seien sie endlich aneinander geraten, da habe der Graf ihn, immerfort fechtend, samt dem Pferde über den Abhang hinabgestürzt. Aber Unkraut verdirbt nicht, unten sich überkugelnd, seien Roß und Reiter wie die Katzen wieder auf die Beine gekommen; nun jagten sie alle den Räuber hier nach dem Schlosse zu, aber er sei ganz umzingelt, er könne nicht mehr entweichen. — „Gott segne den tapfern Grafen!“ rief die Marquise bei diesem Berichte aus, „er hat ritterlich sein Wort gelöst.“

Leontine aber sah wieder unverwandt nach dem Walde; denn draußen hatte die wilde Jagd sich plötzlich gewendet, ein Schuß fiel ganz nah, darauf mehrere, immer näher und näher, man sah die einzelnen Schüsse blitzen im Dunkeln. Auf einmal glaubte sie einen Ritter in verzweifelter Flucht längs dem Saume des Waldes flimmern zu sehen, die Jäger des Grafen, eine andere Fährte einschlagend, schienen ihn nicht zu bemerken, er flog gerade nach dem Schlosse her. Da, in wachsender Todesangst sich plötzlich aufraffend, stürzt sie pfeilschnell über die steinernen Treppen durch das stille Haus hinab und unten an dem alten Walle durch eine geheime Pforte, den Riegel sprengend, ins Freie. Als sie aber am Fuß des Schloßberges atemlos anlangt, vor Ermattung fast in die Knie sinkend, kommt auch der Reiter schon durch die dunkelnde Luft daher — es war, wie sie geahnt, der Fremde



von gestern, verstört, mit fliegenden Haaren, sein Pferd ganz von Schaum bedeckt.

„Was wollen Sie hier?“ rief sie ihm schon von fern entgegen. — Er, bei ihrem Anblick stutzend, hielt schnell an, und sich vom Pferde schwingend, erwiderte er höflich: er wolle, seinem Versprechen gemäß, sie und die Marquise noch einmal begrüßen. — „Um Gottes willen, sind Sie rasend! heut, in dieser Stunde?“ — Der Reiter entschuldigte sich, der Kampf sei ernster geworden und habe ihn länger aufgehalten, als er gedacht, es sei der einzige noch übrige Augenblick, er müsse sogleich wieder weiter. — „O Gott, ich weiß,“ fiel Leontine ein. — „Sie wissen?“ —

Leontine schauderte, da er, dicht vor ihr, sie auf einmal so durchdringend ansah. — „Sie bluten,“ sagte sie dann erschrocken. — „Nur ein Streifschuß,“ entgegnete er; „doch Sie haben recht,“ fuhr er lächelnd fort, „es ziemt sich nicht, in diesem Zustande bei Damen Besuche abzustatten.“ Aber Leontine hörte kaum mehr, was er sprach, sie stand in tiefen Gedanken. „Ich wüßte wohl einen verborgenen Ort für diese Nacht,“ sagte sie darauf schnell und leise, „wenn nur — nein, nein, es ist unmöglich! Das Schloß ist voll Leute, vielleicht kommt der Graf selbst noch.“ — Und den Fremden in steigender, höchster Angst fortdrängend, wies sie ihm einen abgelegenen Fußsteig, der führe zu einer Furt des Flusses, da solle er hinüber, dann den Pfad rechts einschlagen — „nur schnell, schnell,“ flehte sie, „da kommen schon Leute zwischen den Bäumen, sie suchen“ — „Wen?“ fragte der Reiter, sich rasch umsehend. — „O mein Gott,“ rief Leontine fast weinend, „Sie selbst, den unglücklichen Hauptmann!“ — Der Fremde, bei diesen Worten plötzlich wie aus einem Traume erwachend, schlug schnell den Mantel zurück und nahm sie in beide Arme: „Kind, Kind, wie liebst du mich so schön! Das werde ich dir gedenken mein Leben lang, du sollst noch von dem Räuberhauptmann hören. — Jetzt drängt die Zeit. Grüße die Mutter oben, sage ihr, das Land sei frei, sie könne ohne Sorgen schlafen, lebe wohl!“ — Noch vom Pferde aber bat er sie



um ihr weißes Tuch, sie reichte es ihm zögernd; das wollte er um seine Wunde schlagen, da heilte es über Nacht. — So ritt er fort.

Jetzt bemerkte sie erst, daß ihr Handschuh blutig geworden von seinem Arm, sie verbarg ihn, heftig an allen Gliedern zitternd. Im Walde indes und droben im Schlosse gingen verworrene Stimmen, sie sah noch immer dem Reiter nach und atmete tief auf, als er endlich in der schirmenden Wildnis verschwunden. Dann setzte sie sich auf den Rasen, den Kopf in beide Hände gestützt, und weinte bitterlich.

\*

Noch in derselben Nacht brach auch Graf Gaston von seinem Jagdschlosse wieder auf, wohin er nur erst vor wenigen Tagen mit dem Ruhme eines ausgezeichneten Offiziers aus fremdem Kriegsdienste zurückgekehrt, um sich in der Einsamkeit zu erholen. Aber der Ruf seiner Tapferkeit war ihm längst nach Paris vorangeeilt, und fast gleichzeitig mit der Bitte der Marquise um seinen Schutz vor den Räubern erhielt er den unerwarteten Befehl des Königs, sich unverzüglich an den Hof zu begeben, wo man bei den damaligen heimlichen Kriegsrüstungen seine Erfahrung benutzen wollte. So war es gekommen, daß er, um sein Wort gegen die besorgte Dame zu lösen, die Räuberjagd auf das gewaltsamste beschleunigt, dann aber keine Zeit mehr übrig hatte, bei der Marquise noch den versprochenen Besuch abzustatten.

In Paris zog er wie im Triumphe ein. Der frische Lorbeerkranz stand der hohen, schlanken Gestalt gar anmutig zu dem gebräunten Gesicht. Nun folgte ihm auch noch das vergrößerte Gerücht der Kühnheit, womit er soeben die lange vergeblich aufgesuchte Räuberbande wie im Fluge zwischen den Bergen vernichtet. Der König selbst hatte ihn ausgezeichnet empfangen, jedermann wollte ihn kennenlernen, und die Damen sahen scheu und neugierig durch die Fenstergardinen, wenn er im vollen Schmuck soldatischer Schönheit die Straßen hinabritt. — Unter ihnen aber zog nur eine

seine Aufmerksamkeit auf sich, und diese hatte er bis jetzt noch nirgend erblickt.

Ganz Paris sprach damals von der jungen, reichen Gräfin Diana, einer amazonenhaften, spröden Schönheit mit rabenschwarzem Haar und dunkeln Augen. Einige nannten sie ein prächtiges Gewitter, das über die Stadt fortzöge, unbekümmert, ob und wo es zünde; andere verglichen sie mit einer zauberischen Sommernacht, die, alles verlockend und verwirrend, über seltsame Abgründe scheine. So fremd und märchenhaft erschien diese wilde Jungfräulichkeit an dem sittenlosen Hofe.

Über ihr früheres Leben konnte Graf Gaston nur wenig erfahren. Schon als Kind elternlos und auf dem abgelegenen Schlosse ihres Vormunds ganz männlicherzogen, soll sie diesen in allen Reiter- und Jagdkünsten sehr bald übertroffen haben. Da verliebte sich, so hieß es, der unkluge Vormund sterblich in das wunderbare Mädchen, dem schon längst der benachbarte junge Graf Olivier mit aller schüchternen Schweisamkeit der ersten Liebe heimlich zugetan war. Um den Vormund zu vermeiden, hatte er, wie von einem Spazierritt oder vom Jagen zurückkehrend, sich fast jeden Abend, wenn im Schlosse schon alles schlief, unter ihren Fenstern eingefunden, wo sie in der Stille der Nacht, da sie seine zärtlichen Blicke nicht verstand, sorglos und fröhlich mit ihm zu plaudern pflegte. — Jetzt aber, da er eines Abends spät wiederkommt, trifft er zu seinem Erstaunen die Gräfin reisefertig draußen im Garten. Sie verlangt ein Pferd von ihm, sie könne mit dem Vormund nicht länger zusammenwohnen. Ueberrascht und einen Augenblick ungemessenen Hoffnungen Raum gebend, bietet er ihr sein eigenes Roß an und schwingt sich freudig auf das seines Dieners, der unter den hohen Bäumen am Garten hielt. So reiten sie lange schweigend durch den Wald. Da öffnet ihm die schöne Einsamkeit das Herz, er spricht zum erstenmal glühend von seiner Liebe zu ihr, während sie eben an einem tiefen Felsenriß dahinziehn. Diana, bei seinen Worten erschrocken auffahrend, sieht ihn



verwundert von der Seite an, darauf, nach kurzem Besinnen plötzlich ihr Pferd herumwerfend, setzt sie grauenhaft über die entsetzliche Kluft — sein störrisches Pferd bäumt und sträubt sich, er kann nicht nach. Drüben aber hört er sie lachen, und ehe sie im Walde verschwunden, blitzt noch einmal die ganze Gestalt seltsam im Mondlicht auf; es war ihm, als hätte er eine Hexe erblickt. — So kam sie mitten in der Nacht ohne Begleitung auf dem Landhaus ihrer Tante bei Paris an. Olivier aber hatte wenige Tage darauf seine Güter verlassen und fiel im Auslande im Kriege; man sagt, er habe sich selbst in den Tod gestürzt.

Der Tor! dachte Gaston, wer schwindelig ist, jage nicht Gensfen! Es war ihm recht wie Alpenluft bei der Erzählung von der schönen Gräfin, und er freute sich auf das bevorstehende Hoffest, wo er ihr endlich einmal zu begegnen hoffte.

\*

Der Ball bei Hofe war schon halb verrauscht, als Gaston, den Besuch, Freunde und alte Erinnerungen auf jedem Schritte aufgehalten hatten, in seinen Domino gewickelt, die Treppen des königlichen Schlosses hinaufeilte. Betäubt, geblendet trat er mitten aus der Nacht in das erschreckende Gewirr der Masken, die sich gespenstisch schillernd kreuzten, durchblitzt vom grünen Gefunkel der Kronleuchter und in den Spiegelwänden tausendfach verdoppelt, wie wenn das heidnische Gewimmel von den gemalten Decken der Gemächer plötzlich lebendig geworden und herabgestiegen wäre.

Als er, sich mühsam durchdrängend, endlich den großen Saal erreicht, fiel eben die Musik majestätisch in ein Menuett ein, die tanzfertigen Paare, einander an den Fingerspitzen haltend, verneigten sich feierlich gegen den Eingang, als wollten sie den Eintretenden bewillkommen, der sich nicht enthalten konnte, die Begrüßung mit einem tiefen Kompliment zu erwidern. Da schwang der Kapellmeister auf dem goldverschnörkelten Chor seine Rolle wieder: ein neuer Akkord, und wie auf einen Zauberschlag mit den tastenen Gewändern auseinanderbrauchend, auf den Beinen sich zierlich



wendend und wieder verschlingend, wogte es auf einmal melodisch den ganzen kerzenhellen Saal entlang.

Gaston aber sah wie ein Falk durch die duftende Tanzwolke, denn so oft sie sich theilte, erblickte er im Hintergrunde mitten zwischen den fliegenden Schößen und Reifröcken, gleich einer Landschaft durch Nebelrisse, eine prächtige Zigeunerfürstin, hoch, schlank, mit leuchtendem Schmuck, die Locken aufgeringelt über die glänzenden Schultern.

Und wie er noch so hinstarrend stand, kam sie selber quer durch den Saal und ein Kometenschweif galanter Masken hinter ihr, die ihr eifrig den Hof zu machen schienen. Sie war in seltsamer Geschäftigkeit. Aus ihrem Handkörbchen ein Band aufrollend, schwang sie es plötzlich wie einen Regenbogen über die Verliebten, jeder griff und haschte grazios danach. Darauf hier und dort durch den Haufen sich schlängelnd und alle wie mit Zaubersprüchen rasch umgehend, das eine Ende des Bandes fest in der Hand, schlang sie's behend dem einen um den Hals, dem anderen um Arm und Füße, immer schneller, dichter und enger. Die überraschten Liebhaber, Ritter, Chinesen und weisse Agypter, als sie die unverhoffte Verwicklung gewahr wurden, wollten nun schnell auseinander, aber je zierlicher sie sich wanden und reckten, je unauflöslicher verwirrte sich der Knäuel; auf dem glatten Boden ausglitschend, verloren sie Larven, Helme und phrygische Mützen, daß die Haarbeutel zum Vorschein kamen und der Puder umherstob, das Menuett selbst kam aus seiner Balance, man hörte im Saale ein kurzes, anständiges Lachen — die Zigeunerin aber war unterdes in dem Getümmel verschlüpft.

Gaston aber, ehe sich die anderen besannen, flog ihr schon nach, aus dem Saal, durch mehrere anstoßende Zimmer. Dort in den Spiegeln ihn hinter sich gewahrend, wandte sie sich einmal nach ihm herum, daß er vor den Augen erschrak, die aus der Larve funkelten. Dann sah er sie durch den Gartensaal schweifen, jetzt trat sie aus der Thür auf die Terrasse und schien plötzlich draußen in der Nacht zu ver-

schwinden, wie ein Elfe, der nur neckend zum flüchtigen Besuch gekommen.

Gaston wollte dennoch seine Jagd nicht aufgeben, wurde aber durch einen ungewöhnlichen Aufruhr der Gesellschaft aufgehalten. Die Masken traten rasch auseinander, ehrfurchtsvoll eine Gasse bildend; der König mit seiner vertrautesten Umgebung nahte, nach allen Seiten sprechend und lachend, unmaskiert in bürgerlicher Kleidung, ein schöner Jüngling voll lebensfrohen Mutwillens, wie damals Ludwig der Fünfte war. „Hütet Euch, Gaston —“ sagte er, diesen sogleich an Größe und Haltung erkennend — „dies ist eine gefährliche Räubernacht, es wird mit Augen um Herzen gefochten.“

Alle Blicke waren auf den Grafen gerichtet, der nun, die Larve abnehmend, dem König folgen mußte. Sie traten, um sich zu erfrischen, vor den Gartensaal hinaus. Es war eine schwüle Sommernacht, der Himmel halbverdunkelt von finsternen Wolken, aus denen sich die weißen Statuen fast gespenstisch abhoben, tiefer im Garten hörte man eine Nachtigall schlagen, zuweilen blitzte es von fern über den hohen schwarzen Bäumen.

Der König, indem er sich tanzmüde und gähnend unter den Orangenbäumen auf der Terrasse niederließ, wollte zur Unterhaltung von Gaston irgendein Abenteuer seiner Fahrten hören. Diesem, der noch immer zerstreut und unruhig in den Garten schaute, wo die Zigeunerin verschwunden, war bei dem plötzlichen Anblick der stillen Nacht soeben ein seltsamer Vorfall wieder ganz lebendig geworden, und ohne sich lange zu besinnen, erzählte er, wie er auf seiner jetzigen Reise hierher eine alte verfallene Burg, in der es der Sage nach spuken sollte, aus Neugier besucht und, da es gerade schwüle Mittagszeit, unter den Trümmern im hohen Grase rastend eingeschlummert.

„Gute Nacht, gute Nacht!“ unterbrach ihn der König, „das ist ein schläfriges Abenteuer.“

„Es wird gleich wieder munter, Sire,“ entgegnete Gaston, „denn auf einmal, mitten in dieser Einsamkeit, fiel ein



Schuß ganz in der Nähe, traumtrunken sehe ich ein Reh getroffen vor mir in den Abgrund stürzen, und wie ich erschrocken aufspringe, steht über mir zwischen den wilden Nelken im zerbrochenen Fensterbogen der Burg eine unbekannte, wunderschöne Frauengestalt auf ihr Gewehr gestützt, die wandte sich nach mir — den Blick vergesse ich nimmer, gleichwie das Wetterleuchten überm Garten dort!"

Der König lachte: das sei eine Waldfrau gewesen mit dem Zauberblick, von dem die Jäger sprechen, die hab' es ihm angetan.

„Und Sie setzten ihr nicht nach?“ riefen die andern.

„Wohl tat ich das,“ erwiderte Gaston, „aber ich konnte so bald über das Gemäuer und Geröll nicht den Eingang finden, und als ich endlich in die Hallen eintrat, war alles still und kühl, nur ein wilder Apfelbaum blühte im leeren Hofe, die Bienen summten drin, kein Vogel sang den weiten Wald entlang — Herr Gott, das ist sie!“

„Wie, unsere Amazone?“ rief der König überrascht herumgewendet.

Die Zigeunerin, ihre Larve am Gürtel und vom Streiflicht der Fenster getroffen, trat aus einer der Alleen zu ihnen auf die Terrasse. Gaston war ganz verwirrt, da sie ihm gleich darauf als die Gräfin Diana vorgestellt wurde. Sie aber, als sie seinen Namen nennen hörte, der so tapferen Klang hatte, sah ihn mit großer, fast scheuer Aufmerksamkeit an. „Wenn ich nicht irre,“ sagte sie, „so traf ich schon lezthün auf der alten Burg —“

„Ein edles Wild mit Zauberblicken,“ fiel rasch der König ein. —

„Also auch schon lahm!“ erwiderte sie halb für sich und wandte plötzlich dem Grafen verächtlich den Rücken. — Die Umstehenden blickten ihn schadenfroh an, Gaston aber lachte wild und kurz auf und verschwor sich innerlich, die Stolge zu demütigen, und sollte er auf den Zinnen von Notre-Dame mit ihr den Tanz wagen.

Über des Königs Stirn aber flog eine leichte Röthe, denn er hegte seit Gastons Anwesenheit in Paris insgeheim den



Wunsch, ihn mit Diana zu verbinden. Etwas verstimmt, um nur die plötzlich eingetretene peinliche Stille zu unterbrechen, fragte er Diana, ob sie denn so allein im Garten nicht fürchte, daß sie entführt werde. — Sie lachte, der König habe alles zahm gemacht, sie hätte nur Grillen gefunden in den Hecken, die zirpten lieblich, dort wie hier. — Gaston meinte, die Gräfin habe ganz recht, solche Grillenhaftigkeit sei nicht gefährlich, und mache auch manche noch so weite Sprünge, jeder wackere Bursch überhole sie leicht. — Diana schüttelte die Locken aus der Stirn; es verdroß sie doch gerade von ihm, daß er ihr so trogte. Und da einer der Kammerherren, um wieder einzulenkten, soeben zirpte: selbst die Heimgen brächten ihr Ständchen, wenn sie träumend durch den nächtlichen Garten ging, erwiderte sie rasch in heimlicher Aufregung: „Wahrhaftig, mir träumte, der Tag mache der Nacht den Hof, er duftete nach Jasmin und Lavendel, blond, artig, lau, etwas lispelnd, mit kirschblütene Manschetten und Hirtenflöte, ein guter, langweiliger Tag.“ — Man lachte, keiner bezog es auf sich; ein Vicomte, als Troubadour die Zither im Arme, sagte zierlich: „Aber die keusche Nacht wandelte unbekümmert fort, ihren Elfenreihen ätherisch dahinschwebend.“ — „Nein,“ entgegnete Diana, indem sie ihm in ihrer wunderlichen Laune die Zither nahm und, sich auf das Marmorgeländer der Terrasse setzend, zur Antwort sang:

„Sie steckt' mit der Abendröte  
In Flammen rings das Land  
Und hat samt Manschetten und Flöte  
Den verliebten Tag verbrannt.

Und als nun verglommen die Gründe:  
Sie stieg auf die stillen Höhen,  
Wie war da rings um die Schlünde  
Die Welt so groß und schön!

Waldkönig zog durch die Wälder  
Und stieß ins Horn vor Lust,

Da klang über die stillen Felder,  
Wovon der Tag nichts gewußt. —

Und wer mich wollt' erwerben,  
Ein Jäger müßt' s sein zu Roß,  
Und müßt' auf Leben und Sterben  
Entführen mich auf sein Schloß!"

Hier gab sie lachend die Zither zurück. Gaston aber bei der plötzlichen Stille erwachte wie aus tiefen Gedanken. „Und wenn es wirklich einer wagte?“ sagte er rasch in einem seltsamen Tone, daß es allen auffiel. — „Wohlan, es gilt,“ fiel da der junge König ein, „ich trete der Herausforderung der Gräfin als Zeuge und Kampfrichter bei, ihr alle habt's gehört, welchen Preis sie dem Entführer ausgesetzt.“

Diana stand einen Augenblick überrascht. „Und verspielt der Vermessene?“ fragte sie dann ernst. — „So wird er tüchtig ausgelacht,“ erwiderte der König, „wie ein Nachtwandler, der bei Mondschein verwegen unternimmt, wovor ihm bei Tage graut.“

Mit diesen Worten erhob er sich und im Vorbeigehen dem Grafen noch leise zuflüsternd: „Wenn ich nicht der König wär, jetzt möchte ich Gaston sein!“ wandte er sich, wie über einen herrlich gelungenen Anschlag lebhaft die Hände reibend, durch den Gartensaal in die inneren Gemächer. — Diana aber schien anderes bei sich zu beschließen, sie folgte zürnend.

Jetzt umringten die Hofleute von allen Seiten den Grafen, ihm zu dem glänzenden Abenteuer, wie einem verzauberten Prinzen und Feenbräutigam, hämisch Glück wünschend. Die übrige Gesellschaft unterdes, da der König sich zurückgezogen, strömte schon eilig nach den Türen, die Masken hatten ihre Larven abgenommen und zeigten überwachte, nüchterne Gesichter, durch die Säle zwischen den wenigen noch schwankenden Gestalten strich die Langeweile unsichtbar wie ein böser Luftzug.



Gaston blieb nachdenklich am offenen Fenster, bis alles zerstoben. Er sah sich hier unerwartet durch leichtsinnige Reden, die anfänglich nur ein artiges Spiel schienen, plötzlich seltsam und unauflöslich verwickelt. Es war ihm wie eine prächtige Nacht, vor der eine marmorkalte Sphinx lag, er mußte ihr Rätsel lösen, oder sie tötete ihn.

Währenddes war Diana schon in ihrem Schlafgemache angelangt. Als sie in dem phantastischen Ballschmuck eintrat, erstaunte die Kammerjungfer von neuem und rief fast erschrocken aus: wie sie so wunderschön! Die Gräfin verwies es ihr unwillig, das sei ein langweiliges Unglück. Und da das Mädchen darauf ihr Befremden äußerte, daß sie durch solche Härte so viele herrliche Kavaliers in Gefahr und Verzweiflung stürze, erwiderte Diana streng: „Wer nimmt sich meiner an, wenn diese Kavaliers bei Tag und Nacht mit Listen und Künsten bemüht sind, mich um meine Freiheit zu betrügen?“ —

Draußen aber rollten indes die Wagen noch immer fort, jetzt flog das rote Licht einer Fackel über die Scheiben, in dem wirren Widerschein der Windlichter unten erblickte sie noch einmal flüchtig den Gaston, wie er eben sein Pferd bestieg, die Funken stoben hinter den Hufen, sie sah ihm gedankenvoll nach, bis er in der dunkeln Straße verschwunden. Dann, vor den Wandspiegel tretend, löste sie die goldne Schlange aus dem Haar, die schwarzen Locken rollten tief über die Schultern hinab, ihr schauerte vor der eigenen Schönheit.

\*

Kurze Zeit nach diesem Feste war der Hof fern von Paris zum Jagen versammelt. Da ging das Rufen der Jäger, Hundegebell und Waldhornklang wie ein melodischer Sturmwind durch die stillen Täler, breite, ausgehauene Alleen zogen sich geradlinig nach allen Richtungen hin, jede an ihrem Ende ein Schloß oder einen Kirchturm in weiter Ferne zeigend. Jetzt brachte die Luft den verworrenen Schall immer deutlicher herüber, immer näher und häufiger sah



man geschmückte Reiter im Grün aufblitzen, plötzlich brach ein Hirsch, das Geweih zurückgelegt, aus dem Dickicht in weiten Sätzen quer über eine der Alleen und ein Reiter, leuchtend hinterdrein mit hohen, steifen Jagdstiefeln, einen kleinen dreieckigen Treffenhut über den gepuderten Locken, in reichgesticktem grünem Rock, dessen goldbordierte Schöße weit im Winde flogen — es war der junge König. — „Das ist heute gut Jagdwetter, man muß es rasch benutzen!“ rief er flüchtig zurückgewandt zu Gaston herüber, der im Gefolge ritt. Gaston erschrak, er wußte wohl, was der König meinte.

Diana aber fehlte im Zuge, sie war zuletzt auf einer der entfernteren Waldhöhen gesehen worden. Des Treibens müde und ohne jemanden von ihrem Vorhaben zu sagen, hatte sie sich mitten aus dem Getümmel nach einem nahegelegenen, ihr gehörigen Jagdschloß gewendet; denn sie kam sich selber als das Wild vor auf dieser Jagd, auf das sie alle zielten. Es war das Schloß, wo sie als Kind gelebt, sie hatte es lange nicht mehr besucht. Die Nacht war schon angebrochen, als sie anlangte, niemand erwartete sie dort, alle Fenster waren dunkel im ganzen Hause, als stände es träumend mit geschlossenen Augen. Und da endlich der erstaunte Schloßwart, mit einem Windlicht herbeigeeilt, die alte schwere Thüre öffnete, gab es einen weiten Schall durch den öden Bau, draußen schlug soeben die Uhr vom Turme, als wollte sie mit dem wohlbekannten Klange grüßen.

Diana, fast betroffen oben im Saale umherblickend, öffnete rasch ein Fenster, da rauschten von allen Seiten die Wälder über den stillen Garten heraus, daß ihr das Herz wuchs. „Mein Gott,“ dachte sie, „wo bin ich denn so lange gewesen! O wunderschöne Einsamkeit, wie bist du kühl und weit und ernst und versenkst die Welt und haust dir in den Wolken drüber Schlösser kühn wie auf hohen Alpen. Ich wollt', ich wäre im Gebirg, ich stieg' am liebsten auf die höchsten Gipfel, wo ihnen allen schwindelte nachzukommen — ich tu's auch noch, wer weiß wie bald!“

Unterdes war das Nötigste zu ihrer Aufnahme eingerichtet, jetzt wurde nach und nach auch im Schlosse alles wieder still, sie aber konnte lange nicht einschlafen, denn die Nacht war so schwül, und in den Fliederbüschen unter den Fenstern schlugen die Nachtigallen, und das Wetter leuchtete immerfort von fern über den dunkeln Garten.

\*

Als Diana am folgenden Morgen erwachte, hörte sie draussen eine kindische Stimme lieblich singen. Sie trat rasch ans Fenster. Es war noch alles einsam unten, nur des Schloßwärts kleines Töchterlein ging schongeputzt den stillen Garten entlang, singend, mit langem, blondem Haar wie ein Engel, den der Morgen auf seinem nächtlichen Spielplatz überrascht. Bei diesem Anblick flog eine plötzliche Erinnerung durch ihre Seele wie einzelne Klänge eines verlorenen Liedes, es hielt ihr fast den Atem an, sie bedeckte die Augen mit beiden Händen und sann und sann — auf einmal rief sie freudig: „Leontine!“

Da sprang sie schnell auf, es fiel ihr ein, daß die Marquise Astrenant mit ihrer Tochter ja nur wenige Meilen von hier wohnte. Sie setzte sich gleich hin und schrieb an Leontine. Sie erinnerte sie an die schöne Morgenstille ihrer gemeinschaftlichen Jugendzeit, wo sie immer die kleine Elfe genannt wurde wegen ihrer langen blonden Locken, wie sie da in diesem Garten hier als Kinder wild und fröhlich miteinander gespielt und seitdem eines das andere nicht wiedergesehen. Sie werde sie auch nicht mehr schlagen oder im Sturm auf dem Flusse unterm Schlosse mit ihr herumfahren wie damals. Sie solle nur eilig herüberkommen, so wollten sie wieder einmal ein paar Tage lang zusammen sich ins Grüne tauchen und nach der großgewordenen Welt draussen nichts fragen. — Diese Aussicht hatte sie lebhaft bewegt. Sie klingelte und schickte noch in derselben Stunde einen Boten mit dem Brief nach dem Schlosse der Marquise ab.

Darauf ging sie in den Garten hinab. Sie hätte ihn beinahe nicht wiedererkannt, so verwildert war alles, die



Hecken unbeschnitten, die Gänge voll Gras, weiterhin nur glühten noch einige Päonien verloren im tiefen Schatten. Da fiel ihr ein Lied dabei ein:

„Kaiserkron' und Päonien rot,  
Die müssen verzaubert sein,  
Denn Vater und Mutter sind lange tot,  
Was blühen sie hier so allein?“

Jetzt sah sie sich nach allen Seiten um, sie kam sich selbst wie verzaubert vor zwischen diesen stillen Zirkeln von Buchsbaum und Spalieren. Die Luft war noch immer schwül, in der Ferne standen Gewitter, dazwischen stach die Sonne heiß, von Zeit zu Zeit glitzerte der Fluß, der unten am Garten vorüberging, heimlich durch die Gebüschse herauf. Es war ihr, als müßte ihr heut was Seltsames begegnen, und die stumme Gegend mit ihren fremden Blicken wollte sie warnen. Sie sang das Lied weiter:

„Der Springbrunnen plaudert noch immerfort  
Von der alten schönen Zeit,  
Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,  
Ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,  
Als ob sie im Schläfe spricht,  
Mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt —  
Still, geh vorbei und weck' sie nicht!

Und wenn es dunkelt das Tal entlang,  
Streift sie die Saiten sacht,  
Da gibt's einen wunderbaren Klang  
Durch den Garten die ganze Nacht.“

„Ich weckte sie doch,“ sagte sie, „wenn ich sie so im Garten fände, und spräch' mit ihr.“

Unterdes aber waren die Wolken von allen Seiten rasch emporgestiegen, es donnerte immer heftiger, die Bäume im Garten neigten sich schon vor dem voranschließenden Gewitter-



winde. Die schwülen Traumb Blüten schnell abschüttelnd, blickte sie freudig in das Wetter. Da gewahrte sie erst dicht am Abhang den alten Lindenbaum wieder, auf dem sie als Kind so oft gesessen und vom Wipfel die fernen, weißen Schlösser weit in der Runde gezählt. Er war wieder in voller Blüte, auch die Bank stand noch darunter, deren künstlich verflochtene Lehne fast bis an die ersten Äste reichte. Sie stieg rasch hinauf in die grüne Dämmerung, der Wind bog die Zweige auseinander. Da rollte sich plötzlich rings unter ihr das verdunkelte Land auf, der Strom, wie gesagt von den Blitzen, schoß Pfeilschnell daher, manchmal klangen von fern die Glocken aus den Dörfern, alle Vögel schwiegen, nur die weißen Möwen über ihr stürzten sich jauchzend in die unermessliche Freiheit — sie ließ vor Lust ihr Tuch im Sturme mit hinausflattern.

Auf einmal aber zog sie es erschrocken ein. Sie hatte einen fremden Jäger im Garten erblickt. Er schlich am Rande der Hecken hin; bald sackte vorgebogen, bald wieder verdeckt von den Sträuchern, keck und doch vorsichtig, schien er alles ringsumher genau zu beobachten. Sie hielt den Atem an und sah immerfort unverwandt hin, wie er, durch die Stille kühn gemacht, nun hinter dem Gebüsch immer näher und näher kam; jetzt, schon dicht unter dem Baume, trat er plötzlich hervor — sie konnte sein Gesicht deutlich erkennen. In demselben Augenblick aber hörte er eine Thür gehen im Schlosse und war schnell im Grünen verschwunden.

Diana aber, da alles wieder stillgeworden, glitt leise vom Baume; darauf, ohne sich umzusehen, stürzte sie durch den einsamen Garten die leeren Gänge entlang nach dem Schlosse, die eichene Thür hinter sich zuwerfend, als käme das Gewitter hinter ihr, das nun in aller furchtbaren Herrlichkeit über den Garten ging.

Sie achtete aber wenig darauf. In großer Aufregung im Saale auf und nieder gehend, schien sie einem Anschläge nachzusinnen. Manchmal trat sie wieder ans Fenster und blickte in den Garten hinab. Da sich aber unten nichts rührte

als die Bäume im Sturm, nahm sie ein paar Pistolen von der Wand, die sie sorgfältig lud; dann setzte sie sich an den goldverzierten Marmortisch und schrieb eilig mehrere Briefe. Und als das Wetter draußen kaum noch gebrochen, wurden im Hofe gesattelte Pferde aus dem Stalle geführt, und bald sah man reitende Boten nach allen Richtungen davonsfliegen.

Gleich darauf aber rief sie ihr ganzes Hausgesinde zusammen. Sie mußten schnell herbeischaffen, was die Vorräte vermochten, Wild, Früchte, Wein und Geflügel. Einer der Jäger, dessen Vater einst Küchenmeister gewesen, verstand sich noch am besten unter ihnen auf den guten Geschmack und mußte, zu allgemeinem Gelächter, eine weiße Schürze vorbinden und den Kochlöffel statt des Hirschfängers führen. Bald loderte ein helles Feuer im Kellergeschoß, die halbverrosteten Bratspieße drehten sich knarrend in der alten verödeten Küche, überall war ein lustiges Plaudern und Getümmel. Alle guten Stühle und Kanapees aber ließ die Gräfin oben in den großen Saal zusammentragen, Spieltsche wurden zurechtgerückt und in der Mitte des Saales eine lange Tafel gedeckt. Die feierlichen Anstalten hatten fast etwas Grauenhaftes in dieser Einsamkeit, als sollten die Ahnenbilder, die mit ihren Kommandostäben ernst von den Wänden schauten, sich zu Tische setzen, denn niemand wußte sonst, wer die Gäste sein sollten.

So war in seltsamer Unruhe der Abend gekommen und das Gewitter lange vorbei, als Diana allein mit ihrer Kammerjungfer unten in das Gartenzimmer trat, die sich beim Hereintreten rasch und verstohlen nach allen Seiten umsah. Sie hatte, ohne zu wissen zu welchem Zweck, das schöne Kleid anziehen müssen, das die Gräfin heute getragen, das hinderte sie, es war überall zu knapp und zu lang. Sie ging vor den Spiegel, als wollte sie sich's zurechtücken, ihre Blicke aber schweiften seitwärts durchs Fenster, und als Diana sich einmal wandte, benutzte sie's schnell und schien zornig jemandem in den Garten hinauszuwinken. Die Gräfin, sie an ihre Verabredung erinnernd, hieß sie vom Fenster



wegtreten, ordnete rasch noch die Locken des Mädchens und setzte ihr ihren eigenen Jagdhut auf. Dann, die Verkleidete von allen Seiten zufrieden musternd, schärfte sie ihr nochmals ein, sich in diesem Zimmer still zu verhalten und nicht in den Garten zu gehen, bis sie draußen dreimal leise in die Hände klatschen höre, denn es dunkle schon, und die Nacht habe wilde Augen. — „Wo?“ rief das ganz zerstreute Mädchen heftig erschrocken. — Aber Diana, eilig wie sie war, bemerkte es nicht mehr; heftig einen Jägersmantel umwerfend, der über dem Stuhle lag, und einen Männerhut tief in die Augen drückend, flog sie in den dämmernden Garten hinaus.

Raum aber war sie verschwunden, so sprang die Kammerjungfer geschwind ans Fenster. „Aber, Robert, bist du denn ganz toll!“ rief sie einem fremden Jäger entgegen, der schon längst draußen im Gebüsch steckte und nun rasch hinzutrat. — „I Gott bewahre, hast du mich doch erschreckt!“ entgegnete dieser, sie erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend, „das ist ja ganz wie deine Gräfin!“ — Das Mädchen aber nannte ihn einen Unverschämten, daß er sie hier auf dem Lande besuche; wenn die Gräfin ihn sähe, sei es um ihren Dienst geschehen, er solle auf der Stelle wieder fort. — „Nicht eher,“ erwiderte der eifersüchtige Liebhaber, „bis ich weiß, wer der Mann war, der soeben von dir ging.“ — Da lachte sie ihn tüchtig aus: er sei ein rechter Jäger, der auf dem Anstand das Wild verwechsle, es sei ja die Gräfin selber gewesen. — „So?“ sagte Robert sehr überrascht und einen Augenblick in Nachsinnen versunken. Dann plötzlich mit leuchtenden Blicken fragte er hastig: warum denn die Gräfin sich verkleidet, wohin sie ginge, ob sie diesen Abend in dem Mantel bleibe. Aber das ungeduldige Mädchen, in wachsender Furcht, drängte ihn statt aller Antwort schon von der Schwelle über die Stufen hinab. Er gab ihr noch schnell einen Kuß, dann sah sie ihn freudig über Beete und Sträucher fortspringen.

Als sie wieder allein war, fiel ihr erst die seltsame Hast und Neugierde des Jägers aufs Herz, es überflog sie eine



große Angst, daß sie in der Verwirrung die Verkleidung der Gräfin ausgeplaudert. Auch schreckte sie nun in dieser Stille die aufsteigende Nacht im Garten, es war ihr, als blickten wirklich überall wilde Augen aus dem Dunkel auf sie, manchmal glaubte sie gar Stimmen in der Ferne zu hören. Sie konnte durchaus nicht erraten, was es geben sollte, und verwünschte tausendmal ihre Liebchaften und die unbegreiflichen Einfälle der Gräfin und das ganze dumme Landleben mit seiner spukhaften Einsamkeit.

\*

Ein tiefes Schweigen bedeckte nun schon alle Gründe, nur fern im Garten war noch ein heimlich Knistern und Wispern überall zwischen den Büschen, als zöge eine Zwerghochzeit unsichtbar über die stillen Beete hin, von Zeit zu Zeit funkelte es aus den Hecken herüber wie Waffen oder Schmuck. Dann hörte man von der andern Seite eine Zither anschlagen, und eine schöne Männerstimme sang:

„Hörst du die Gründe rufen  
In Träumen halb verwacht?  
Oh, von des Schlosses Stufen  
Steig nieder in die Nacht!“ —

Darauf alles wieder still, nur eine Nachtigall schlug in dem blühenden Lindenbaum am Abhange. Auf einmal raschelt was, eine schlanke Gestalt schlüpft droben aus dem Gebüsch. Es war Diana, in ihren Jägersmantel dicht gehüllt, die über den Rasen nach dem Schlosse ging. Tiefer im Garten sang es von neuem:

„Die Nachtigallen schlagen,  
Der Garten rauschet sacht,  
Es will dir Wunder sagen  
Die wunderbare Nacht.“

Jetzt stand Diana vor der Thür des Gartenzimmers und flatschte dreimal leise in die Hand. In demselben Augenblick aber sieht sie auch schon zwei dunkle Gestalten zwischen den

Bäumen vorsichtig hervortreten. — „Bist du es, Robert?“ und „Wo ist sie?“ flüsterte der eine dem andern leise zu.

Sie zogen sich tiefer in den Garten zurück. Da sah sie, wie die Kammerjungfer auf das verabredete Zeichen oben aus dem Hause getreten, die eine Gestalt schien sich ihr zu nähern. — Diana triumphtierte schon im Herzen, als jetzt plötzlich der andere gerade auf ihren Versteck losschritt. Bei dieser unerwarteten Wendung flog sie erschrocken über den Rasenplatz den Gartenberg hinab, seitwärts sah sie den Fremden bei ihrem Anblick rasch durch die Hecken brechen, als wollte er ihr den Vorsprung abgewinnen, sie verdoppelte ihre Eile, schon glaubte sie unten Bekannte zwischen den Bäumen zu erblicken, jetzt trat sie atemlos am Fuß des Berges aus dem Garten, zu gleicher Zeit aber war auch der Fremde angelangt, und vor ihr stand Graf Gaston.

Hut und Mantel waren ihr im Gebüsch entfallen, Gaston, rasch die Zither wegwerfend, blickte ihr lächelnd in die Augen. — „Ihr seid der kühnste Freier, den ich jemals sah,“ sagte sie nach einem Weilchen finster. Gaston küßte feurig ihre Hand, die er nicht wieder losließ. Vor ihnen aber, vom Gesträuche halb verdeckt, stand ein leichter Wagen mit vier Pferden, die Kutscher in den Sätteln, die Pferde schnaubend, scharrend, alles wie ein Pfeil auf gespanntem Bogen, der eben loschnellen will.

Indem aber, wie Gaston den Kutschern winkend und ihr ehrerbietig den Arm reichend, sie in den Wagen heben will, sieht er, daß sie, einige Schritte zurückgetreten, mit einem Pistol nach ihm zielt. Er stußt, sie aber lacht und feuert das Pistol in die Luft. Da bei dem Knall, wie ein Schwarm verstörter Dohlen, brechen plötzlich seitwärts aus allen Hecken Gestalten mit Haarbeuteln, Staubmänteln und gezückten Stahldegen. Gaston erkennt sogleich mit Erstaunen die alten Gesichter aus der Residenz, alles jubelfröhlich, siegesgewiß.

„Fahrt zu!“ ruft er da, ohne sich zu bedenken, den Kutschern zu, die nun, ihre Peitschen schwingend, gerade in den glän-



zenden Schwarm hineinjagen, der sogleich von allen Seiten lachend den Wagen umringt, um die vermeintlich Entführte daraus zu erlösen. Gaston und Diana aber standen während des dicht am Bergstrom, der unter dem Garten vorüberschoß, ein Kahn lag dort am Ufer angebunden. Der Graf, ehe Diana sich besinnt, schwingt sie hoch auf den Arm in den Nachen, zerhaut mit seinem Hirschfänger das Tau und lenkt rasch mitten ins Fahrwasser; so flogen sie, bevor noch die am Wagen es gewahr wurden, in der entgegengesetzten Richtung pfeilschnell den Fluß hinab.

Er selbst war es gewesen, den Diana am Morgen vom Lindenbaum umherspähend erblickt. Da zweifelte sie keinen Augenblick länger, daß er sein verwegenes Vorhaben in der folgenden Nacht auszuführen gedenke. Ihr Anschlag war schnell gefaßt. Voll Uebermut lud sie durch vertraute Boten sogleich das ganze Hoflager zur Entführung und Abendbrot herüber; die einzeln und ohne Aufsehen eingetroffenen Hofleute wurden am Wege versteckt, Gaston in der Verwirrung und in der Dunkelheit sollte statt ihrer das verkappte Kammermädchen entführen und so vor den Augen des hervorbrechenden Hinterhalts doppelt beschämt werden. — Nun aber hatte die unzeitige Liebshaft des Mädchens und Dianas eigene Unbesonnenheit im entscheidenden Augenblick plötzlich alles anders gewendet!

Schon waren Schloß und Garten hinter den Fortschiffenden dämmernd versunken, immer ferner und schwächer nur hörte man von dorthier noch verworrenes Rufen, Schüsse und Hörnersignale der bestürzten Hofleute, die sich wie durch eine unbegreifliche Verzauberung auf einmal in allen Plänen gekreuzt sahen und nun die auf Gaston geladenen Witze verzweifelt gegeneinander selbst abschossen.

Der Fluß indes ging rasch durch wüsten Wald, Diana wußte recht gut, daß hier kein Haus und keine menschliche Hilfe in der Nähe war; so saß sie still am Rand des Kahnes und schaute vor sich in die Flut, die von Zeit zu Zeit in Wirbeln dunkel aufrauschte. Gaston aber wohl fühlend, daß in dieser



unerhörten Lage alle gewöhnliche Galanterie und Entschuldigung nur lächerlich und in den Wind gesprochen sei, blieb gleichfalls stumm, und so glitten sie lange Zeit schweigend zwischen stillen Wäldern und Felsenwänden durch die tiefe Einsamkeit der Nacht, während der Graf immerfort Dianass Spiegelbild im mondbeschienenen Wasser vor sich sah, als zöge eine Nixe mit ihnen neben dem Schiff.

Endlich, um nur die unerträgliche Stille zu brechen, sagte er, als wäre nichts geschehen: alles hier erinnere ihn wunderbar an eine Sage seiner Heimat. Da stehe im Schloßgarten ein marmornes Frauenbild und spiegle sich in einem Weiher. Keiner wage es, in stiller Mittagszeit vorbeizugehen, denn wenn die Luft linde kräuselnd übers Wasser ginge und das Spiegelbild bewegt, da sei's, als ob es sachte seine Arme aufstät'.

Diana, ohne ein Wort zu erwidern, fuhr unwillig mit der Hand über das Wasser, daß alle Linien ihres Bildes drin durcheinanderlaufend im Mondesflimmer sich verwirrten.

„Von diesem Bilde“, fuhr Gaston fort, „ging die Rede, daß es in gewissen Sommernächten, wenn alles schläft und der Vollmond wie heut über die Wälder scheint, von seinem Steine steigend, durch den stillen Garten wandle. Da soll sie mit den alten Bäumen und den Wasserkünsten in fremder Sprache reden, und wer sie da zufällig erblickt, der muß in Liebesqual verderben, so schön ist die Gestalt.“

„Was ist das für ein Turm dort überm Walde?“ rief hier Diana, sich plötzlich aufrichtend, daß er zusammenschrak, als hätte er selbst das Marmorbild erblickt, von dem er sprach – es waren ihre ersten Worte. Er sah sich verwundert nach allen Seiten um, weiterhin schien sich die Schlucht zu öffnen, durch eine Waldlichtung erblickte er wirklich schon flüchtig den Turm seines Jagdschlosses, tiefer unten den Fahrweg, der in weiten Umkreisen um das Gebirge ging, dort hatte er seine Leute vom Schloß zum Empfange hinbestellt. Gleich darauf aber verdeckten Felsen und Bäume alles wieder, und der Fluß wandte sich von neuem. Gaston, der das abgelegene

Schloß selten besucht, kannte die Umgebung nur wenig, er stand einen Augenblick verwirrt und wußte nicht, an welchem Ufer er landen sollte.

Da bemerkte er rechts den Schimmer eines kleinen Feuers ungewiß durch die Büsche. Da sind sie, dachte er, und lenkte darauf hin. Der Kahn stieß hart ans Land, indem er aber, schon am Ufer, das Gestrüpp auseinanderbog, um der Gräfin Platz zu schaffen, stieß diese, ehe er's hindern konnte, im Heraussteigen den Nachen weit hinter sich, der nun unwiederbringlich mit dem reißenden Strom forttrieb. Gaston sah sie überrascht an, sie blickte funkelnd nach allen Seiten in der schönen Nacht umher.

So standen sie an einem wildumzirkelten Platz, Bäume, Fels und altes Bauwerk wirr durcheinander gewachsen. Es war, wie er beim Mondlicht erkannte, eine verfallene, unbewohnte Wassermühle, hinten wie ein Schwalbennest, an die hohe unersteigliche Felsenwand gehängt, von zwei andern Seiten vom schäumenden Fluß umgeben. Von dort zwischen Unkraut und Gebälk kam der Lichtschein her, den er vom Strom gesehen, er trat eilig mit Diana in das wüste Gehöft, voll Zuversicht, die Seinigen zu treffen. Wie groß aber war sein Erstaunen, da er den Platz leer fand, nur einzelne blaue Flämmchen zuckten noch aus der halbverloschenen Brandstätte, als wäre sie eben von Hirten verlassen worden. —

„Ist das Ihr Schloß?“ fragte Diana höhrend. Gaston aber, der einen zerbrochenen Fensterladen im Winde klappen hörte, war schon ins Haus gegangen. Dort durch die Öffnung schauend, gewahrte er zu seinem Schrecken erst, daß er auf dem falschen Ufer gelandet, drüben hinter den dunkeln Wipfeln lag sein Jagdschloß im prächtigen Mondschein — nun wußte er's auf einmal, warum Diana vorhin den Nachen zurückgestoßen.

In dieser Verlegenheit zog er schnell ein Pistol unter seinem Mantel hervor und feuerte es in die Nacht ab, ein Reh fuhr nebenan aus dem Dickicht, man konnte seinen Hufschlag noch weit durch den stillen Waldgrund hören. Zu-



gleich aber gab zu seiner großen Freude ein Schuß drüben Antwort, bald wieder einer und darauf ein Schreien und Rufen vom Felde, daß fern in den Dörfern die Hunde anschlugen. Schon glaubte er einige der Stimmen zu erkennen und wollte eben ein zweites Pistol abschießen, als er auf einmal ein seltsames Knistern und Blinken in allen Ritzen des alten Hauses bemerkte. „Um Gottes willen, da schlagen Flammen auf!“ schrie er entsetzt hinausstürzend, der einzige Ausgang zum Walde brannte schon lichterloh — Diana, da sie bei dem Herannahen der Signale und Stimmen keine Rettung mehr sah, hatte das Haus an allen vier Ecken angezündet. Jetzt erblickte er die Schreckliche selbst hoch auf dem hölzernen Balkon der Mühle, gerade über dem Strom. Da sie ihn gewahrte, wandte sie sich schnell herum, es war wieder jenes Wetterleuchten des Blicks, das ihn schon einmal geblendet. — „Komm nun und hol’ die Braut!“ rief sie ihm wild durch die Nacht zu, „das Brautgemach ist schon geschmückt, die Hochzeitsfackeln brennen.“

Unterdes aber züngelten einzelne Flammenspitzen schon hier und da durch die Fugen, der heiße Sommer hatte alles gedörret, das Feuer, im Heidekraut fortlaufend, kletterte hurtig in dem trockenen Gebälk hinauf, und der Wind faßte lustig die prächtigen Lohen, und von drüben kam das Rufen und Schießen rasch immer näher und lauter, und: „Hol’ deine Braut!“ frohlockte Diana wieder dazwischen. — Da, ohne hinter sich zu blicken, stürzte Gaston durch den wirbelnden Rauch die brennende Treppe hinan. „Zurück, rühr’ mich nicht an!“ rief ihm Diana entgegen, „wer hieß dich mit Feuer spielen, nun ist’s zu spät, wir beide müssen drin verderben!“

Aber die Funken von den Kleidern stäubend, stand er schon droben dicht bei ihr; am Ufer brannte ein schlanker Tannenbaum vom Wipfel bis zum Fuß, die schöne Gestalt und die stille Gegend beleuchtend. Gaston blickte ratlos in der Verwüstung umher, es schien keine Hilfe möglich, die Balken stürzten rings schon krachend in die Glut zusammen, hinten



die steile Felsenwand und unter ihnen der Strom, in dem der Brand sich gräßlich spiegelte.

Indem aber hat das Feuer die dürrn Wurzeln der Tanne zerschissen, und wie das Gerüst eines abgebrannten Feuerwerks allmählich verdunkelnd und sich neigend, sinkt der Baum prasselnd quer über den wütenden Felsbach. Da faßt Gaston, der alles ringsher scharf beachtet, plötzlich Dianas Hand, schwingt sie selbst, eh' sie sich des versteht, auf seinen Arm, und, seinen Mantel um sie schlagend, mit fast übermenschlicher Gewalt trägt er die Sträubende mitten durch die Flamme über die grauensvolle Brücke, unter der der Fluß wie eine feurige Schlange dahinschoß.

Jetzt hat er, aus dem furchtbaren Bezirk tretend, glücklich das jenseitige Ufer erreicht und schleuderte den brennenden Mantel hinter sich in den Fluß. Diana, plötzlich Stirn und Augen enthüllt, wandte sich von ihm ab in die Nacht. „Sieh mich nicht so an,“ sagte sie, „du verwirrst mir der Seele Grund.“ — Da hörte er auf einmal auch die Stimmen wieder im Felde, mehrere Gestalten schwankten fern durch den Mondschein; es waren seine Leute, die der Verabredung gemäß am Fahrweg auf ihn gewartet und nun ganz erstaunt herbeieilten, da sie den Herrn auf dem Wege vom Fluß erkannten. „Zum Schloß!“ rief ihnen Gaston zu, und alle Kräfte noch einmal zusammenraffend, trug er seine Beute rasch den Gartenberg hinan; schon schimmerten rechts und links ihm altbekannte Plätze entgegen, jetzt teilten sich die alten Bäume, und vor ihnen ernst und dunkel lag das stille Haus; da ließ er erschöpft die Gräfin auf den steinernen Stufen vor der Schloßthür nieder. Von drüben aber beleuchtete der Brand taghell Garten und Schloß und Dianas grausame Schönheit; Gaston schüttelte sich heimlich vor Grausen.

Indem waren auch die Diener, entschuldigend, fragend und erzählend, von allen Seiten herbeigekommen. Der Graf, ohne ihrer Neugier Rede zu stehen, befahl ihnen, rasch die Türen zu öffnen und die Kerzen anzuzünden, er schien in seinem ganzen Wesen auffallend verändert, daß sie sich fast vor ihm

fürchteten. Darauf der Gräfin seinen Arm reichend, indem er sie in das unterdes geöffnete Schloß führte, sagte er mit glatter, seltsamer Kälte zu ihr: die Aufgabe sei gelöst und die wunderliche Wette entschieden, sie möge nun ausruhen und Schloß, Garten, Diener und Wildbahn hier ganz als die ihrigen betrachten. Und so, ohne ihre Antwort abzuwarten, ließ er sie im kerzenhellen Saale allein.

Draußen aber, in großer Aufregung, ließ er schnell alle Gemächer reinigen und schmücken und ordnete zu allgemeiner Verwunderung der Diener sogleich alles zu einem glänzenden Feste an. Die Jäger flüsterten mit verbissenem Lachen heimlich untereinander, der eine winkte schlau mit den Augen nach der schönen Fremden im Saale. Gaston, der es bemerkte, faßte ihn zornig an der Brust und schwor jedem den Tod, der der Gräfin drin, als ihrer Herrin, nicht ehrfurchtsvoll und pünktlich wie ihm selber diente.

Darauf ließ er ein Pferd satteln und ritt noch dieselbe Stunde fort, niemand wußte wohin.

\*

Auf dem Schloß der Marquise Astrenant ging seit jener Räuberjagd gar mancherlei Gerede. Den Anführer der Räuber, hieß es, habe von dem Augenblick, da Graf Gaston ihn vom Fels gestürzt, niemand mehr wiedergesehen, nur eine blutige Fährte hätten sie beim Verfolgen bemerkt, die führte endlich zwischen ungangbaren Klippen in einen Abgrund, wo keiner hinabgekonnt, da habe er ohne Zweifel in dem Felsstrom unten seinen wohlverdienten Tod gefunden.—Leontine wußte es wohl besser, aber das Geheimniß wollte ihr das Herz abdrücken.

In den Wäldern war es unterdes schon lange wieder still geworden, über den wilden Garten vor dem Schlosse schien soeben die untergehende Sonne, die Lust kam vom Thal, man hörte die Abendglocken weither durch die schöne Einsamkeit herüberklingen. Da stand Leontine wie damals zwischen den Hecken und fütterte wieder ihr Reh und streichelte es und sah ihm in die klaren, unschuldigen Augen. „Deine Augen sind ohne Falsch,“ sagte sie schmeichelnd zu ihm, „du bist mir treu,



wir wollen auch immer zusammenbleiben hier zwischen den Bergen, es fragt ja doch niemand draußen nach uns." Und da die Vögel so schön im Walde sangen, fiel ihr dabei ein Lied wieder ein, an das sie lange nicht gedacht, und sie sang halb traurig:

„Konnt' mich auch sonst mit schwingen  
Übers grüne Revier,  
Hatt' ein Herze zum Singen  
Und Flügel wie ihr.

Flog über die Felder,  
Da blüht' es wie Schnee,  
Und herauf durch die Wälder  
Spiegelt' die See.

Ein Schiff sah ich gehen  
Fort über das Meer,  
Meinen Liebsten drin stehen —  
Dacht' meiner nicht mehr.

Und die Segel verzogen,  
Und es dämmert das Feld,  
Und ich hab' mich verflogen  
In der weiten, weiten Welt." —

„Leontine!" rief da die Marquise an der Gartentür des Schlosses, „sieh doch einmal, was wirbelt denn dort für Staub auf vom Wege?" Leontine trat an den Abhang des Gartens, und die Hand vor dem Glanz über die Augen haltend, sagte sie: „Ein Reiter kommt, die Sonne glitzert nur zu sehr, ich kann nichts deutlich erkennen." — Gott, dachte sie heimlich, wenn er es wäre! — jetzt biegt er schon um den Weidenbusch, wie das fliegt! — ach nein, ein fremder Jäger ist's, was der nur noch bringen mag?

Die Mutter aber, voll Neugier und Verwunderung, war dem Reiter schon entgegengegangen und kam gleich darauf mit einem geöffneten Briefe zurück. Es war Dianas Einladung; sie beschwor das Fräulein in wenigen Zeilen herzlich



und ungestüm, doch ja sogleich zu ihr hinüberzukommen, da sie nur eben ein paar Tage für sich habe und sich selbst dort nicht losmachen könne. — Die Marquise stand einen Augenblick nachsinnend. „Daran hatte ich am wenigsten gedacht,“ sagte sie dann, „Diana ist übermütig, herrisch und gewaltsam, ihre Art ist mir immer zuwider gewesen, aber sie hat wie ein prächtiges Feuerwerk mit ihren Talenten, die sie selbst nicht kennt, den Hof und ganz Paris geblendet, du mußt ja doch endlich auch in die Welt hinaus, es ist wie ein Fingerzeig Gottes, sein Wille geschehe.“ — Leontinen aber stimmerten die Zeilen lustig im Abendrot, es blühte ihr plötzlich alles wieder auf daraus: die schöne Jugendzeit, die wilden Spiele und kindischen Zänkereien mit Diana, alle ihre Gedanken waren auf einmal in die schimmernde Ferne gewendet, die sich so unerwartet aufgetan.

Es wurde nun nach kurzer Beratung beschlossen, daß sie, um keine Zeit zu verlieren und die angenehme Kühle zu benutzen, noch heute abreisen und die schöne Sommernacht hindurchfahren sollte; der alte Frenel sollte sie begleiten. Und nun ging es sogleich herzhast an die nötigen Vorbereitungen, treppauf, treppab, die Türen flogen, Frenel klopfte seine alte Staatslivree aus, aus dem Schuppen wurde der verstaubte Reisewagen geschoben, der Hund bellte im Hofe, und der Truthahn kollerte in dem unverhofften Rumor.

Oben aber in der Stube saß Leontine mit untergeschlagenen Beinen fröhlich plaudernd auf dem glänzenden Gestäuel des Fußbodens vor ihrem Koffer, Kleider und Schuhe und Schals in reizender Verwirrung um sie her, und die Mutter half ihr einpacken, das Schönste, das sie hatte. Dann brachte sie ihr das Reisekleid und strich ihr die Locken aus der Stirn und putzte sie auf vor dem Spiegel. Und von draußen sah der Abend durchs offene Fenster herein und füllte das ganze Zimmer mit Waldhauch, und unten sangen die Vögel wieder so lustig zum Valet, und Leontine war so schön in ihrem neuen Reisehut; es war lange nicht solche Freude gewesen in dem stillen Hause.

Endlich fuhr unten der Wagen vor, es war alles bereit, vor der Haustür stand das ganze Hofgesinde versammelt, um ihr Fräulein fortfahren zu sehen. Beim Hinabsteigen sagte die Marquise: „Ich weiß nicht, jetzt ängstigt mich ein Traum von heute nacht, ich sah dich prächtig geschmückt die große Allee hinuntergehen, da war's, als würde sie immer länger und länger und hinten eine ganz fremde Gegend, ich rief dir nach, aber du hörtest mich nicht mehr, als wärst du nicht mehr mein.“ — Leontine lachte: der Schmuck bedeute große Ehre und Freude, wer weiß, was für ein Glück sie in der Fremde erwarte. Damit küßte sie noch einmal herzlich die Mutter und sprang in den Wagen. Aber es war ihr doch wehmütig, als nun die Wagentür wie ein Sargdeckel hinter ihr zuschlug und die Mutter, die ihr immer noch mit dem Tuche nachwinkte, im Dunkel verschwand und Schloß und Garten allmählich hinter den schwarzen Bäumen versanken.

Jetzt rollte sie schon im Freien durch die einsame Gegend hin, der Mondschein wiegte sich auf den leise wogenden Kornfeldern, der Kutscher knallte lustig, daß es weit in den Wald schallte, manchmal schlugen Hunde an, fern in den Dörfern, und Frenels Treßenhut blinkte immerfort vom hohen Kutschbock. Leontine hatte das Wagenfenster geöffnet, sie war noch niemals zu dieser Stunde im Felde gewesen, nun war sie ganz überrascht, so wunderbar ist die ernste Schönheit der Nacht, die nur in Gedanken spricht und das Entfernteste wie im Traum zusammenfügt. Sie hatte auch Leontinen gar bald in sich versenkt. Im Fahren durch die stille Einsamkeit dachte sie sich den Räuberhauptmann hoch im Gebirge am Feuer zwischen Felsenwänden, wie sie neben ihm auf dem Rasen schlief und er sie bewachte, tief unten aber durch den Felsenriß die Täler unermesslich im Mondschein heraufdämmernd, Städte, Felder, gewundene Ströme und ihrer Mutter Schloß weit in der Ferne, und das Feuer, mit dem die Luft spielte, spiegelte sich flackernd an den feuchten Felsenwänden, und die Nachtigallen schlugen tief unten in den stillen Gärten, wo die Menschen wohnten, und die Wälder rauschten darüber



hin, bis allmählich Wald und Strom und Flammen sich seltsam durcheinanderwirrten und sie wirklich einschlummerte.

Sie mochte lange geschlafen haben, denn als sie erwachte, hielt der Wagen still mitten in der Nacht, Frenel und der Kutscher waren fort, seitwärts stand eine einzelne Hütte, man sah das Herdfeuer durch die kleinen Fenster schimmern, im Hause hörte sie den Frenel sprechen, er schien nach dem Wege zu fragen. Sie lehnte sich an das Kutschenfenster, ein finsterner Wald lag vor ihnen und drüben auf einer Höhe ein Schloß im Mondschein. Wie sie aber so, nicht ohne heimliches Grauen, mit ihren Augen noch die Ode durchmiszt, hört sie auf einmal Pferdetritte fern durch die Stille der Nacht. Es schallt immer näher und näher, jetzt sieht sie einen Reiter, in seinen Mantel gehüllt, im scharfen Trabe auf demselben Wege vom Walde rasch daherkommen. Sie fährt erschrocken zurück und drückt sich in die Ecke des Wagens. Der Reiter aber, da er den verlassenen Wagen bemerkt, hält plötzlich an.

„Wer ist da,“ rief er, „wo wollen Sie hin?“ — „Nach Saint-Luc,“ erwiderte Leontine, ohne sich umzusehen. — „Saint-Luc? das ist das Schloß der Gräfin Diana,“ sagte der Reiter; „wenn Sie die Gräfin sehen wollen, die ist seit einigen Stunden schon auf des Grafen Gaston Schloß dort überm Wald.“ — „Unmöglich,“ versetzte das Fräulein, sich lebhaft aufrichtend bei der unerwarteten Nachricht.

„Leontine!“ — rief da auf einmal der Fremde, ganz dicht an den Wagenschlag heranreitend, daß sie zusammenfuhr, ein Mondblick durch die Wipfel der Bäume funkelte über Reiter und Roß — es war der Räuberhauptmann.

Er zog, da er sie nun erkannte, schnell das weiße Tuch hervor, das sie ihm damals gegeben, und es ihr vorhaltend, fragte er: ob sie das kenne und seiner manchmal noch gedacht. — Leontine, auf das heftigste erschrocken und an allen Gliedern zitternd, hatte doch die Besinnung, nicht um Hilfe zu schreien. „Um Gottes willen,“ rief sie, „nur jetzt nicht, reiten Sie fort!“ — Er aber, sich vorbeugend in sichtlicher Spannung, als hinge die Welt an ihrer Antwort, fragte noch ein-



mal dringender: ob sie ihn und jene wildschöne Nacht vergessen oder nicht. — „Rasender, was tun Sie!“ erwiderte sie mit einiger Heftigkeit, „meine Leute sind nur wenige Schritte von hier, verlassen Sie mich auf der Stelle!“ — Da ließ er langsam Arm und Tuch sinken, und vor sich sehend sagte er finster: „Was tut's, ich bin des Lebens müde.“ —

Jetzt hörte sie plötzlich die Thür gehen im Hause und Frenels Stimme. „Sie kommen,“ rief sie in Todesangst und fast in Weinen ausbrechend: „o ich beschwöre dich, reiß eilig fort, sie fangen dich, ich überlebe es nicht!“

„Das war der alte Klang, du liebst mich noch!“ jubelte da plötzlich der Reiter auf, sein Pferd lustig herumwerfend. Nun traten auch Frenel und der Kutscher wieder aus dem Hause. „Dort hinaus, immer den Wald entlang!“ rief er ihnen im Vorübersprengen zu und verschwand im Dunkel vor ihnen.

„Wer war denn das?“ fragte Frenel, ihm erstaunt nachsehend. Aber Leontine, noch ganz verwirrt, atmete erst tief auf, als die letzten Kopfschritte verhallt und sie den Reiter in der Freiheit der Nacht wieder geborgen wußte. Darauf befahl sie, sogleich nach dem Schlosse des Grafen Gaston zu fahren, das sie dort über dem Walde sähen, die Gräfin Diana sei dort, sie habe es soeben von jenem Reiter gehört, einem reisenden Herrn, setzte sie zögernd hinzu, der von dorthier gekommen. — Frenel, sehr verwundert, wollte noch mancherlei fragen, aber sie trieb ihn in großer Hast. — „Nun, nun, es wird auch ganz finster, der Mond geht schon unter, wir mußten ohnedies an dem Schloß vorüber,“ sagte er, mühsam seinen Sitz besteigend, der Kutscher schwang die Peitsche, und sie flogen dem Walde zu, es war derselbe Weg, den ihnen der Reiter gewiesen.

So fuhren sie rasch an den Tannen hin, von der andern Seite schwebten Wiesen, Felder und Hecken leise wechselnd vorüber, das Schloß trat immer deutlicher über den Wipfeln heraus, man hörte fern schon Nachtigallen in den Gärten schlagen. Leontine, in Nachsinnen versunken, sah sich noch

manchmal scheu nach allen Seiten um, es war ihr alles wie im Traum.

„Da blitzt es von weitem,“ sagte sie nach einem Weilschen zu Frenel, um in der Angst nur etwas zu sprechen. Aber Frenel, der von seiner hohen Warte freier ins Land schauen konnte, schüttelte den Kopf: er sehe schon lange hin, das sei kein Wetterleuchten, sondern Raketen oder Leuchtkugeln, die sie vom Schlosse würfen, jetzt habe er's ganz deutlich gesehen, sie müßten droben heut ein Fest haben.

Während sie aber noch so sprachen, kam plötzlich ein Lakai zu Pferde, in prächtiger Livree und von Golde flimmernd, ihnen durch die Nacht entgegen. Frenel, ganz überrascht, zog ehrerbietig seinen Treppenhut. Jener aber ritt dicht an den Wagen, das Fräulein begrüßend, indem er sich als einen Diener aus dem Schlosse ankündigte, wohin er die Herrschaft geleiten solle. Und mit diesen Worten, ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er die Sporen wieder ein und setzte sich rasch an die Spitze, in der hohen, dunkeln Kastanienallee dem Wagen vorreitend. — Frenel hatte sich von seinem Boocke ganz zurückgebogen und sah durch die Scheiben erstaunt und fragend das Fräulein an. Leontine zuckte nur mit den Achseln, sie wußte durchaus nicht mehr, was sie davon denken sollte. Ihre Verwirrung wurde aber noch größer, als sie bald darauf an mehreren kleinen Häusern vorüberkamen, wo ungeachtet der weit vorgerückten Nacht alles noch in seltsamer Erwartung und Bewegung schien. Überall brannte Licht, daß man weit in die reinlichen Zimmer hineinsehen konnte, Mädchen und Frauen lagen neugierig in den offenen Fenstern. „Da kommt sie, das ist sie!“ hörte Leontine im Vorüberfahren ausrufen. „Mein Gott,“ sagte sie zu Frenel, „das muß hier irgendein Mißverständnis sein.“

In diesem Augenblick aber bogen sie rasch um eine Ecke, der Wagen rollte über eine steinerne Brücke und gleich darauf in das hohe, dunkle, lange Schloßtor hinein. Jetzt flog rotes Licht spielend über die alten Mauern und Erker, Leontine, als hätte sie plötzlich ein Gespenst erblickt, starrte mit



weit offenen Augen in die Blendung, denn der ganze Hof wimmelte von Windlichtern und reichgeschmückten Dienern, und auf den Stufen des Schlosses mitten im wirren Widerschein der Fackeln stand schon wieder der Räuberhauptmann!

Er schien selbst auch erst angelangt, sein Pferd, noch rauchend, wurde eben abgeführt. Als der Wagen anhielt, stieg er rasch hinab, alles wich ihm ehrerbietig aus. Er hob die ganz Verstumimte aus dem Wagen und führte sie, wie einen längst erwarteten Besuch, durch die Reihe von Dienern mit höfischem Anstand die Treppe hinan, ohne ein Wort oder Mienen anzudeuten, was zwischen ihnen vorgefallen. So gingen sie durch mehrere Gemächer, alle waren hell erleuchtet, eine seltsame Ahnung flog durch Leontines Seele, sie wagte es kaum zu denken. Jetzt traten sie in den Saal. „Mein Gott,“ sagte sie, „Sie sind“ —

„Graf Gaston,“ erwiderte ihr Begleiter, „vergeben Sie die Täuschung, sie war so schön!“

Darauf blickte er rasch im Saal umher. „Wo ist die Gräfin Diana?“ fragte er die Diener. Man sagte ihm, die Gräfin habe gleich, nachdem er das Schloß verlassen, Pferd und Wagen verlangt, so sei sie mitten in der Nacht fortgefahren, der Kutscher selbst habe noch nicht gewußt, wohin es ginge. — Gastons Stirne verdunkelte sich bei dieser Nachricht, er sah nachsinnend vor sich nieder.

Leontine aber hatte unterdes schnell noch einmal alles überdacht: den ersten Besuch des Unbekannten, seine flüchtige Erscheinung, dann unten vor dem Schloß die verworrenen Gerüchte von dem Tode des Räubers — wie hatte Schreck und Zufall alles wunderbar verwechselt! Sie stand verwirrt mit niedergeschlagenen Augen, tiefbeschämt, daß er nun alles, alles wußte, wie sehr sie ihn liebt.

Da wandte sich Gaston nach kurzem Überlegen lächelnd wieder zu ihr. „Das Spiel ist aus,“ sagte er, „ein todwunder Räuber steht vor Ihnen und gibt sich ganz in Ihre Hand. Morgen geleite ich Sie zurück zur Mutter, da sollen Sie richtend entscheiden über ihn auf Leben oder Tod.“ —



Darauf, als wollte er schonend die Überraschte heut nicht weiter drängen, klingelte er rasch; weibliche Dienerschaft trat herein zu des Fräuleins Aufwartung. Und ihre Hand küssend, ehe er schied, flüsterte er ihr noch leise zu: „Ich kann nicht schlafen, ich ziehe heut mit den Sternen auf die Wacht und mache die Runde um das Schloß die ganze schöne Nacht, es ist ein heimlich Klingen draußen in der stillen Luft, als zöge eine Hochzeit ferne an den Bergen hin.“ —

Leontine stand noch lange am offenen Fenster über dem fremden Garten, Johanniswürmchen schweiften leuchtend durch Blumen und Sträucher, manchmal schlug eine Nachtigall fern im Dunkel. „Es ist nicht möglich,“ sagte sie tausendmal still in sich, „es ist nicht möglich!“ —

Unten im Hofe aber erkundigte sich Gaston jetzt noch genauer, wiewohl vergeblich, nach der Richtung, die Diana genommen. Verblendet, wie er war, von ihrer zauberischen Schönheit, hatte sich, als er in den Flammen dieser Nacht sie plötzlich in allen ihren Schrecken erblickt, schauernd sein Herz gewendet, und wie eine schöne Landschaft nach einem Gewitter war in seiner Seele Leontinens unschuldiges Bild unwiderstehlich wieder aufgetaucht, das Diana solange wetterleuchtend verdeckt. Dieser hatte er nun auf dem Schloß hier Leontinen als seine Braut vorstellen wollen; das sollte seine Rache sein und ihre Buße. Nun aber war unerwartet alles anders gekommen.

\*

Wenige Wochen darauf ging an dem Schloß der Marquise ein fröhliches Klingen durch die stille Morgenluft, eine Hochzeit zog an den Waldbergen hin: glänzende Wagen und Reiter, Leontine als Braut auf zierlichem Zelter voran, heiter plaudernd an Gastons Seite. Die Vögel sangen ihr nach aus der alten, schönen Einsamkeit, das treue Reh folgte ihr frei, manchmal am Wege im Walde grasend. Sie zogen nach Gastons prächtigem Schloß an der Loire.

Hier lebte er in glücklicher Abgeschlossenheit mit seiner schönen Frau. Nur manchmal überflog ihn eine leise Weh-

mut, wenn bei klarem Wetter die Luft den Klang der Abendglocken von dem Kloster herüberbrachte, das man aus dem stillen Schloßgarten fern überm Walde sah. Dort hatte Diana in der Nacht nach ihrer Entführung sich hingeflüchtet und gleich darauf, der Welt entsagend, den Schleier genommen. Als Oberin des Klosters furchtbare Strenge gegen sich und die Schwestern übend, wurde sie in der ganzen Gegend fast wie eine Heilige verehrt. Den Gaston aber wollte sie nie wiedersehen.



## Die Glückritter





## 1. Suppius und Klarinett

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reisekutsche fuhr rasch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Postillion blies, hinten auf dem Wagentritte aber stand vergnügt ein junger Bursch, der im Wandern heimlich aufgestiegen, bald auf den Zehen lang gestreckt, bald sich duckend, damit die im Wagen ihn nicht bemerkten. Und hinter ihm ging die Sonne unter und vor ihm der Mond auf, und manchmal, wenn der Wald sich teilte, sah er von ferne Fenster glitzern im Abendgold, dann einen Turm zwischen den Wipfeln und weiße Schornsteine und Dächer immer mehr und mehr, es mußte eine Stadt ganz in der Nähe sein. Da zog er geschwind die Ärmel seines Rocks tiefer über die Handgelenke, denn er hatte ihn ausgewachsen, auch war derselbe schon etwas dünn und spannte über dem Rücken. Im Walde neben ihm aber war ein großes Gefunkel und Zwitschern und Hämmern von den Spechten, bald da, bald dort, als wollten sie ihn necken, und die Eichkätzchen guckten um die Stämme nach ihm, und die Schwalben kreuzten jauchzend über den Weg: „Kiwitt, kiwitt, was hat dein Rock für einen schönen Schnitt!“

So ging's wie im Fluge fort, es wurde allmählich dunkel, jetzt klangen schon deutlich die Abendglocken über den Wald herüber. „Sind wir bald dort?“ fragte eine wunderliebliche Stimme aus dem Wagen. — „Gleich, gleich,“ antwortete rasch der Bursche, der sich in der Freude vergessen; da bemerkten sie ihn erst alle. „Wart', ich will dir herunterhelfen,“ rief der Postillion, und hieb mit der Peitsche zurück nach ihm, eine Hand haspelte eifrig von innen am Wagenfenster. Indem aber fuhren sie eben an einer Gartenmauer hin, über die der Ast eines Apfelbaumes weit herauslangte, der Bursche hatte ihn schon gefaßt und schwang sich behend auf die Mauer und von der Mauer auf den Baum. Darüber öffnete sich das Glasfenster der Kutsche, ein junges Mädchengesichtchen guckte neugierig hervor. „Gott, wie ist

die schön!" rief der Bursche und schüttelte aus Leibeskräften den Baum vor Lust, daß der Wagen im Vorbeisfliegen ganz von Blüten verschneit war. Über dem Schütteln aber flog ihm droben der Hut vom Kopf, er wollte ihn haschen, darüber verlor er sein Bündel, und eh' er sich's versah, fuhren Hut und Bündel und Bursche prasselnd zwischen den Zweigen in den fremden Garten hinab.

Jetzt tat's plötzlich unten einen lauten Schrei, er aber erschrak am allermeisten, denn als er aufblickte, bemerkte er in der Dunkelheit eine Dame und einen Herrn dicht vor sich, die dort zu lustwandeln schienen. Da ruft ihm aber zu seinem großen Erstaunen auch schon der Herr lachend entgegen: „Nun, endlich, endlich, willkommen!" und: „Wir haben schon recht auf Sie gewartet," sagte die Dame. Der Bursche, ohne sich in der Konfusion lange zu besinnen, macht ein Kompliment und erwidert, sein Kurier wäre an allem schuld, der hätte zur Unzeit mit der Peitsche geschnalzt, da habe sein Roß einen erstaunlichen Satz gemacht, daß er mit der Frisur am Aste hängen geblieben; so habe er in der Geschwindigkeit die Gartentür verfehlt — „und den rechten Ton getroffen," meinte die Dame, „Sie spielen zum Entzücken." — „Bloß die Klarinette ein wenig," sagte der Bursche verwundert. — „Aber wo bleibt denn dein Schatz?" fragte der Herr wieder. — „Schatz?" — entgegnete der Bursche — „oh, die kommt mir mit Extrapost nachgefahren wie eine Ananas im Glaskasten." — Und wahrhaftig, als er unter den dunkeln Bäumen umherschaute, sah er seitwärts am Gartentor den Wagen, den er kaum verlassen, soeben im hellen Mondschein stillhalten. Aber die andern bemerkten es nicht mehr, sie waren schon lachend vorausgeeilt. „Er ist da, Herr Klarinett ist da!" riefen sie und sprangen nach dem Hause im Garten, daß der tastene Reisrock der Dame im Winde rauschte.

Indem aber hüpfte auch das hübsche Frauenzimmer am Tor schon aus dem Wagen und gleich hinter ihr ein junger Mensch, schlank, gesellenhaft, ein Bündel auf dem Rücken; die streichen im Dunkel an dem Burschen, der nicht weiß, wie



ihm geschieht, schnell vorüber gerade nach dem Hause hin, und wie sie ankommen, geht eben die Haustür auf, ein Glanz von Lichtern schlägt blendend heraus, drinnen summt und wimmelt es ordentlich vor Gesellschaft. „Da, Herr Klarinett und sein Schatz — und superb und tausendwillkommen,“ hört der Bursche von dem Hause, drauf noch ein großes Scharren und Komplimentieren auf der Schwelle, dann klappt auf einmal die Saaltür hinter dem ganzen Jubel zu, und der Bursche stand wieder ganz allein draußen in der Nacht.

Das ärgerte ihn sehr, denn wußt' er gleich in der Finsterniß nicht recht, wo eigentlich Fortunas Haarzopf hier flatterte, so hatte er ihn doch fast schon erwischt und sah nun unschlüssig zwischen einem Holunderstrauch hervor. Da eilt plötzlich ein galonierter Bedienter dicht an ihm vorüber, und in demselben Augenblick öffnet sich leise seitwärts ein Fensterchen und: „Pst, pst, bist du's?“ reicht ein weißer Arm fix eine Flasche Wein heraus. Der Bursche, nicht zu faul, langt schnell nach der Flasche; der Bediente, der soeben der prächtigen Sessentorte, die er nach dem Hause trug, heimlich zugespochen, hatte beide Backen voll und konnte weder gleich reden noch zugreifen. Und eh' er sich noch besinnt, hat der Bursche auch schon der Torte das Dach eingeschlagen und schiebt sie zur Flasche in den Schuback, das ging alles so still und rasch hintereinander, daß man's nicht so geschwind erzählen kann. Nun aber bekam der Bediente endlich Luft und schrie: „Diebe, Spitzbuben!“ Das Frauenzimmer am Fensterchen kreischte, ein Hund schlug im Garten an, mehrere Türen im Hause flogen heftig auf. Der Bursche indes war quer durchs Gesträuch schon am andern Ende des Gartens. Kaum aber hatte er beide Beine über den Zaun geschwungen, so schreit's schon wieder draußen: „Wer da!“ neben ihm. Er, ohne Antwort zu geben, mit den dickgeschwollenen Rocktaschen über ein frischgeackertes Feld immer fort, daß der Staub flog, zwei Kerls mit langen Stangen hinter ihm: „Hallo!“ und „Fangt den Schnappsackspringer!“ und Gärten rechts, und Gärten links, so stürzten endlich alle mitein-

ander durch ein altes Thor unverhofft mitten in eine Stadt herein.

Hier wäre er ihnen um ein Haar entwischt, denn er hatte einen guten Vorsprung und flog eben in ein abgelegenes Seitengäßchen, aber das war zum Unglück eine Sackgasse, dort trieben sie ihn hinein und warfen ihm ihre Stangen nach den Füßen, worüber in der ganzen Gegend ein großes Verwundern und Tür- und Fensterklappen entstand. Da trat aber plötzlich ein langer Mann in einem zottigen Mantel um die Ecke, wie ein Tanzbär in Stiefeln, der faßte, ohne ein Wort zu sagen, den einen Häfcher am Genick, den andern an der Halsbinde, warf den dahin, den dorthin, riß dem dritten seine Stange aus der Hand und versetzte damit dem vierten, der etwas dick war und nicht so geschwind entspringen konnte, einen Schlag über den breiten Rücken, und in einem Augenblick war alles auseinander gestoben und der Platz leer. Nun wegte er die eroberte Stange, die unten mit Eisen beschlagen war, kreuzweis auf dem Pflaster, daß es Funken gab, und rief zu wiederholten Malen: „Hoho, sind noch mehr da, die Prügel haben wollen?“ Da sich aber niemand weiter meldete, so nahm er die Stange, die er einen Bleistift nannte, unter den einen Arm und den Burschen unter den andern und führte ihn über die Straße fort. Unterwegs, als dieser sich wieder etwas erholt und nach allen Seiten umgesehen hatte, fragte er endlich, was denn das für eine Stadt sei? — „Das wird Halle geheißen,“ erwiderte jener.

So kamen sie an ein kleines Haus und über eine enge Treppe, wo der Graumantel mit seinen ungeheuren Reiterstiefeln mehrmals stolperte, in eine große, wüste Stube, in der eine Öllampe verwirrte Scheine über die kahlen Wände und in die staubigen Winkel umherwarf. Der alte Student (denn das war der im Mantel) warf, wie er eintrat, seinen Bleistift mitten in die Stube und zog mühsam den Docht der halbverloschenen Lampe zurecht; da tauchte nach und nach allerlei Gerümpel ringsher aus der Dämmerung: ein ausgetrocknetes Tintenfaß, leere Bierflaschen, die als Leuchter



gedient, Rapiere und ein alter Stiefel daneben, da hatte er seine Wäsche darin. Er selbst aber nahm sich, so bei Licht be-  
sehen, ziemlich graulich aus: große, weit herausstehende  
Augen, eine lederne Kappe auf dem zerzausten Kopf, einen  
Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit.

Als er mit der Lampe fertig war, reckte er sich zufrieden,  
daß ihm alle Glieder knackten. „Ach,“ sagte er, „solche  
Motion tut not, wenn man so den ganzen Tag über den  
Büchern hockt.“ — Der Bursch sah sich überall um, aber es  
war kein Buch zu sehen. — Darauf wandte der Student  
sich zu ihm: „Aber, Fuchs, bist du denn des Teufels,“ sagte  
er, „gleich zwischen Spieß und Stangen hier mit der Tür  
ins Haus zu brechen!“ — „Zerbrochen?“ entgegnete der  
Bursch, erschrocken nach seinem Schubsack greifend, „nein,  
da ist die ganze Beseherung.“

Mit diesen Worten brachte er Flasche und Torte aus den  
Taschen hervor. Als der Student das sah, fragte er nicht  
weiter nach dem Herkommen, sondern verbiß sich, obgleich  
es fast über Mitternacht war, sogleich mit so erstaunlichem  
Appetit in die Felsentorte, daß ihm die Trümmer über den  
Bart herabkollerten. „Wie heißt du denn?“ fragte er da-  
zwischen. — Der Bursch, ohne sich lange zu bedenken, er-  
widerte: „Klarinett.“ — „Hm, ein guter Klang,“ meinte der  
Student. Dann griff er nach dem Wein, und da kein Glas  
da war, trank er ihm aus der Flasche zu: „Daß dich der  
Donner erschlag', Klarinett, wenn du nicht ein ordentlicher  
Kerl wirst! Überhaupt,“ fuhr er, sich den Bart wischend, fort,  
„wenn du studieren willst, da mußt du die Bücher in die  
Nase — wollte sagen die Nase in die Bücher stecken und  
Cajus, Cujacius und allen den schweinsledernen Kerls auf  
den Leib gehen, und wenn sie noch so dick wären!“

„Aber,“ fiel ihm hier der Bursch ins Wort, „ich bin ja  
gar kein Student, sondern eigentlich ein wandernder Mu-  
sikant.“

„Was, ein Musikant?“ rief der Student, „was spielst  
du?“ — „Die Klarinette.“ — „Oho,“ sagte er, „du pfeiffst



also deinen eigenen Namen wie der Ruckuck." Hier ging er, wie in reiflicher Überlegung, mit langen Schritten ein paar-mal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor dem Burschen stehen und vertraute ihm, wie er eine große heimliche Lieb' gefaßt hätte seit langer Zeit zu einer vornehmen Dame hier im Ort; er wußte aber nicht, wie sie hieß', sondern ginge nur zuweilen an ihrem Hause vorüber, wo sie mit ihrem dicken Kopfzeug wie eine prächtige Hortensia am Fenster saße, aber sooft er unter die Fenster käme, hörte er bloß ein angenehmes Flüstern droben und sähe nichts als weiße Arme flimmern und Augen funkeln durch die Blumen.

Der Bursch versetzte darauf, er sollte sich nur etwas besser herausputzen bei solchen Gelegenheiten. — Der Student sah an sich herunter, schüttelte den Kopf und schien ganz zufrieden mit seinem Aufzuge. Dann sagte er, er hätte schon lange die Intention gehabt, vor ihren Fenstern eine Serenade aufzuführen, aber seine Kommilitonen könnte er dazu nicht brauchen, die würden ihn auszustecken suchen bei ihr; nun aber wolle er ihr morgen abend das Ständchen bringen, da sollte der Bursch mit blasen helfen.

Dieser war damit zufrieden, und nun sollte auch sogleich die Serenade eingeübt werden. Der Student nahm voller Eifer ein Waldhorn von der Wand, staubte es erst sorgfältig ab, setzte ein wackelichtes Notenpult unter Zorn und Fluchen, weil es nicht fest stehen wollte, mitten in der Stube zurecht, legte die Notenbücher darauf, und beide stellten sich nun einander gegenüber und singen mit großer Anstrengung ein sehr künstliches Stück zu blasen an. Darüber aber war bei der nächtlichen Stille nach und nach die ganze Nachbarschaft in Aufruhr geraten. Ein Hund fing im Hofe zu heulen an, darauf tat sich erst bescheiden ein Fenster gegenüber auf, dann wieder eins, und endlich unaufhaltsam immer mehrere vom Keller bis zum Dach, und dicke und dünne Stimmen durcheinander, alles schimpfte und zankte auf die unverhoffte Nachtmusik. Zuletzt wurde es doch dem Studenten zu toll,

er warf voller Wut das Horn weg, ergriff ein altes, verrostetes Pistol vom Tisch und drohte zum offenen Fenster hinaus, den Zipfel von jeder Schlafmütze herabzuschießen, die sich ferner am Fenster blicken ließe. Da duckten auf einmal alle Mausköpfe unter, und es wurde wieder still draußen, nur der Hund bellte noch ein Weilchen den Mond an, der prächtig über die alten Dächer schien.

Der Student aber, sich den Schweiß von der Stirn wischend, streckte sich nun ganz ermüdet der Länge nach auf das zerrissene Sofa hin, Klarinett sollte sich's auch kommode machen, aber es war nur ein einziger Stuhl in der Stube, und als er ihn angriff, ging die Lehne auseinander. Da wies der Student auf einen leeren Koffer neben dem Kanapee, dann verlangte er gähnend, Klarinett sollte ihm seinen Lebenslauf erzählen, damit er ihm danach gute Ratschläge für sein weiteres Fortkommen erteilen könnte.

Der Bursch schoß einen seltsamen scharfen Blick herüber, als wollt' er erst prüfen, wieviel er hier vertrauen dürste; dann rückte er sich auf seinem Koffer zurecht und begann nach kurzem Besinnen:

„Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle, da rauschten die Wasser lustig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lücken; in den klaren Winternächten sahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.“

„Was lachst du denn?“ unterbrach ihn hier der Student. — „Wahrhaftig,“ erwiderte der Bursch, „Ihr gemahnt mich heut ganz an meinen seligen Vater, wie ihn mir die Mutter einmal beschrieben hat.“ — „Was geht mich dein seliger Vater an?“ meinte der Student. Aber der Bursch fuhr von neuem lachend fort: „Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne schießen hören, da ging mein seliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag seitwärts im Grunde tief verschneit; so war der Krieg darüber weggegangen. Draußen aber hatte er mancherlei Plunder im Schnee verstreut, zerhauene Wäm-



ser, Fahnen, Pickelhauben und Waffen; mein Vater konnte alles brauchen, er fuhr sogleich in ein Paar ungeheure Reiterstiefel hinein, zog hastig Pappenheim'sche Kürasse, schwedische Koller und Kroatenmäntel an, eins über das andere; dabei war er in der Geschwindigkeit mit beiden Armen in ein Paar spanische Pluderhosen geraten, der Wind blies den Kroatenmantel im Freien weit auf, je mehr er zuckte und reckte, je verwickelter wurde die Konfusion von Schlitzgen, Falten, flatternden Zipfeln und Quasten, und als nun meine Mutter, die eben guter Hoffnung war, ihn so haspelnd und fluchend mit ausgespreizten Armen wie einen fliegenden Wegweiser daherstreichen sah, mußte sie so darüber lachen, daß sie plötzlich meiner genas. Und in demselben Augenblick, wo ich zur Welt kam, ging draußen klingendes Spiel durch die stille Luft, die Kaiserlichen bliesen noch im Fortziehn Victoria weit auf den Bergen, daß es lustig über den Schnee herüberklang; mein Vater meinte, das wäre ein gutes Zeichen, ich würde ein glücklicher Soldat werden. Ich selbst aber weiß mich von alle dem nur noch dunkel so viel zu erinnern, daß ich so recht still und warm in der wohlgeheizten Stube in meinen Kissen lag und verwundert die spielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete. Das zahme Rotkehlchen war von dem ungewohnten Licht und Nachtrumor aufgewacht, schüttelte die Federn, wie wenn es auch sein Bettlein machen wollte, setzte sich dann neugierig auf die Bettlade vor mir und sang ganz leise, als wollt' es mir zum Geburtstag gratulieren. Meine Mutter aber neigte sich mit ihrem schönen bleichen Gesicht und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwischen denen ich draußen die Sterne und den stillen Schnee durchs kleine Fenster hereinfunkeln sah. Seitdem, sooft ich eine klare, weitgestirnte Winternacht sehe, bin ich immer wieder wie neugeboren." —

Hier hielt er plötzlich inne, denn er hörte soeben Herrn Suppius (so hieß der Student) auf dem Kanapee schon tüchtig schnarchen. Der Mondschein lag wie Schnee auf den



Dächern, da war's ihm in dieser Stille, wie der Lampenschein so flatternd an der Decke spielte, als hörte er draußen die Wasser und den Wind wieder gehen durch die Wipfel im Walde und das Rotkehlchen wieder dazwischen singen.

## 2. Die Serenaden

Am folgenden Tage durchstrich Klarinett neugierig alle Gassen und Plätze, die der dreißigjährige Kriegssturm übel zugerichtet. Aber es gefiel ihm doch sehr, denn die ganze Stadt war jetzt wie ein lustiges Feldlager, die Studenten in schönen, unerhörten Trachten schwärmten plaudernd durch die Straßen, überall Lachen, Waffengeklirr und der fröhliche Klang der Jugend, als hätte sich mitten aus dem neuen Frieden, der nun allmählich draußen die müde Welt überzog, ein Haufen Holzscher Jäger hierhergeworfen, um die Wissenschaften zu erstürmen.

Als er endlich, nach vielem Umherirren und Fragen, ziemlich spät die Sackgasse wiedergefunden, traf er Herrn Suppius schon unten an der Haustür voller Unruhe wegen der verabredeten Serenade. Er hätte ihn beinahe nicht wiedererkannt, denn er hatte einen gestickten Modefrock mit steifen Schößen angezogen und eine große Wolkenperücke auf dem Kopf, wie ein Gesandter. Er quälte sich soeben voll Zorn und Eifer, einen alten Degen, der nicht passen wollte, galant anzustecken; darüber waren mehrere Locken der Perücke aufgegangen, da und dort kam sein eignes struppiges Haar darunter hervor, aber er fragte nichts danach und stülpte einen dreieckigen Tressenhut drauf, daß es staubte, der saß ihm ganz hintenüber recht im Genick. Klarinett mußte nun auch geschwind seine besten Kleider anlegen, und als die balsamische Nacht über die verräucherten Dächer daherkam, wanderten schon beide vergnügt mit ihren Instrumenten durch die finstere Stadt. Ihre Tritte hallten in der abgelegenen Einsamkeit, nur ein Student sang noch am offenen Fenster zur Zither, mehrere Uhren schlugen verworren durch den Wind, der Nachtwächter rief eben die elfte Stunde, einige Stimmen

ahmten ihn verhöhnend nach, man hörte Lärm und Gezänke in der Ferne, dann plötzlich alles wieder still. Auf einmal winkte Suppius, sie schlüpfen durch eine Lücke der Stadtmauer ins Freie und standen vor einem schönen, großen Hause. Klarinett betrachtete verwundert Dach, Erker und den mondbeschienenen Garten zur Seite, er glaubte nach und nach dieselbe Villa wiederzuerkennen, wo er gestern abends angekommen; da dacht' er sich's gleich, daß es wieder nicht gut ablaufen würde.

Aber alles erschien heute von einer andern Seite, sie waren in einen kleinen, winkligen Hof geraten voll Gerümpel und alter Tonnen; die Fenster im Hause waren fest verschlossen, nur die Wetterfahne drehte sich manchmal knarrend auf dem Dach, eine Katze unten funkelte sie mit ihren grünfeurigen Augen an und wand sich mit gebogenem Buckel spinnend um ihre Stiefel. „Hier heraus muß sie schlafen, halt' dich nur dicht hinter mir,“ sagte Suppius, sein Waldhorn leise zurechtsteckend.

Raum aber hatten sie sich zwischen den Tonnen zum Blasen zurechtgestellt, so war's ihnen, als hörten sie von der einen Seite draußen ein Pferd schnauben. Sie setzten die Instrumente ab und horchten ein Weilchen, da ließ sich gleich darauf ein heimliches Knistern im Hause vernehmen; in demselben Augenblick tat sich ein Hinterpförtchen leise auf, ein Mann, vorsichtig nach allen Seiten umschauend, trat hervor und führte ein Frauenzimmer, die zögernd folgte, schnell bei der Hand an den blühenden Sträuchern fort. Der Mond schien bald hell, bald dunkel zwischen wechselnden Wolken; da sahen sie deutlich, wie der Mann jetzt unter den hohen Bäumen die Dame auf ein Pferd hob, sich selber hinter ihr hinaufschwang, einen weiten weißen Mantel um beide schlug und sacht und lautlos davonritt. Da warf Suppius plötzlich die leeren Tonnen auseinander, und mit einem Satz sich über den Zaun schwingend, rannte er unaufhaltsam mit entsetzlichem Geschrei übers Feld an den letzten Häusern vorüber, daß alle Hunde erwachten und die Leute erschrocken an die



Fenster führen. Der Herr auf dem Pferde aber, da er ihn unverhofft mit seinen großen Stiefeln hinter sich so hohe, weite Sprünge machen sah, setzte die Sporen ein, und es dauerte nicht lange, so waren Roß und Reiter verschwunden.

Der Student nun, als er sie im Dunkel verloren, blieb atemlos mitten im Felde stehen und schimpfte auf die Nacht, die alles bemäntelte, und auf den Mond, der wie eine Spitzbubenlaterne dazu leuchtete, und auf den Wind, der ihm die Wolkenperücke zerzaust, und auf Klarinett, der darüber lachte. — „Aber um Gottes willen, was gibt's denn eigentlich?“ fragte dieser endlich ganz erstaunt. — „Was es gibt?“ erwiderte Suppius zornig, „Mord, Totschlag, Entführung gibt's, hast du nicht den Reiter gesehen?“ — „Ja, und eine Dame.“ — „Und das war just meine Liebste!“ rief Suppius.

Klarinett aber, da er diese unerwartete Nachricht vernommen, lag schon der Länge nach im Grase und legte das Ohr an den Boden. „Die Luft kommt von dorthier,“ sagte er eifrig, „ich höre noch den Klang der Huftritte von fern, jetzt schlagen die Hunde an drüben im Dorf, dort sind sie hin.“ — „Gut, so steh nur rasch wieder auf,“ sagte Suppius und beschloß sogleich, dem Entführer weiter nachzusetzen; Klarinett sollte auch mit, er selber habe alles von Wert bei sich und in der Stadt nichts zurückgelassen als ein paar lumpige Schulden, den Weg aber, den der Räuber eingeschlagen, kenne er wie seine Tasche und wisse recht gut, wohin er führe, sie brauchten nur schnell auf der Saale sich in einen Kahn zu werfen, so kämen sie ihnen noch vor Tagesanbruch ein gut Stück voraus.

Das war dem Klarinett eben recht, und so gingen sie rasch miteinander nach dem Ufer zu. Dort fanden sie bald unter dem Weidengebüsch einen angebundenen Nachen, ein Fischer lag drin voller Gedanken auf dem Rücken, der machte große Augen, als er Herrn Suppius, den hier in der Gegend alle kannten, so martialisch auf sich zukommen sah. Suppius sagte ihm, wo sie hinauswollten, der Fischer griff stumm und verschlafen nach den Rudern, und nach einigen Minuten führen sie alle schon lustig die Saale hinunter. Der Wind hatte



unterdes die Wolken zerstreut, da legte Suppius, der sich in der Nachtkühle wieder ein wenig beruhigt, dem Fischer gelehrt den ganzen Himmelsplan aus mit lateinischen Skorpionen, Krebsen und Schlangen und geriet, da der ungläubige Fischer von dem allem nichts wissen wollte, immer tiefer und eifriger in den Disput. Klarinett aber saß in der Einsamkeit ganz vorn im Kahn; das war eine prächtige Nacht! Sternschnuppen am Himmel, und Berge, Wälder und Dörfer am Ufer flogen wie im Traum vorüber, manchmal rauschte es leise im Wasser auf, als wollte eine Nixe auftauchen in der großen Stille, von beiden Seiten hörte man Nachtigallen fern in den Gärten. Da sang Klarinett:

„Möcht' wissen, was sie schlagen  
So schön bei der Nacht,  
's ist in der Welt ja doch niemand,  
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reißen,  
Und das Land ist so blaß,  
Und die Nacht wandert leise,  
Man hört's kaum, durchs Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,  
Ich weiß es recht gut,  
Liegt ein Grund hinter den Höhen,  
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,  
Sie höret es nicht,  
Es fallen ihr die Löcklein  
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschreckt,  
Der liebe Gott hat sie schier  
Ganz mit Mondschein bedeckt,  
Da träumt sie von mir.“

Jetzt glitt der Nachen durch das säuselnde Schilf ans Ufer, ein erleuchtetes Fenster spiegelte sich im Fluß, Klarinett erkannte nach und nach alte Mauern und Türme und eine Stadt im Mondschein. Suppius aber hatte ihn schon am Arme gefaßt und sprang mitten aus seinem Diskurse ans Land. „Dort am Galgen geht der Feldweg vorbei, den sie kommen müssen,“ sagte er und bezahlte rasch den Schiffer, der gähnend wieder in die schöne Nacht hinausstieß. Die beiden aber schritten nun sogleich durch das alte Tor, da hatte der Krieg das Stadtwappen ausgebissen, bei der angenehmen Friedenszeit lag der Nachtwächter schnarchend auf der steinernen Bank daneben, der Mond beschien hell die stille Straße mit ihren spitzen, finstern Giebeln, draußen vom Felde hörte man fern eine Wachtel schlagen. Als sie auf den Markt kamen, machte Suppius plötzlich halt. „Die Stadt hat nur zwei Tore,“ sagte er, „von dem Brunnen hier kann man von einem Tor zum andern sehen, die Nacht ist klar, sie mögen nun erst ankommen oder schon drin sein, hier können sie uns nicht entwischen.“ Mit diesen Worten postierte er den Klarinett an die eine Seite des Brunnens und setzte sich selbst von der andern auf die steinerne Rampe, die Arme über der Brust verschlungen und unverwandt in die Straße hinausschauend. Indem bemerkte Klarinett noch Licht in einem schönen, großen Hause, ein tief heruntergebrannter Kronleuchter drehte sich, wie verschlafen, hinter den Scheiben, man schien soeben nach einem Tanze die Kerzen auszuputzen von einem Fenster zum andern, und bald war das ganze Haus ebenfalls dunkel bis auf ein einziges Zimmer. Da tat sich plötzlich unten eine Thür auf, und laut plaudernd, scherzend und lachend brach ein dunkles Häuflein in die kühle Stille heraus, es waren Schüler oder Musikanten mit überwachten Gesichtern, ihre Instrumente unter den Mänteln. Als sie noch das Licht oben sahen, traten sie schnell wieder zusammen, stellten sich unter das erleuchtete Fenster und fingen sogleich ein Ständchen zu blasen an, das zog wie ein goldener Traum über die schlafende Stadt. Auf einmal



aber öffnete sich oben das Fenster, zwischen den rotseidenen Gardinen erschien eine schöne, schlanke Mädchengestalt und bog sich weit heraus in den Mondschein, als wollte sie zu ihnen sprechen.

„Da ist sie!“ rief hier plötzlich Suppius, von dem Rande des steinernen Brunnens aufspringend. In demselben Augenblick aber faßte von hinten ein dunkler Arm das Mädchen schnell um den Leib, zog sie in das Zimmer zurück und warf hastig das Fenster zu, dann sah man noch drin an den Wänden lange Schatten wie Windmühlflügel verworren durcheinander arbeiten, und gleich darauf war auch das Licht oben ausgelöscht und alles wieder still.

Die unverhoffte Erscheinung des Suppius brachte die erschrockenen Musikanten unten ganz aus dem Konzept, einer sah den andern verwundert an, nur hier und da fuhr noch ein verlegener Ton aus, wie bei einer Orgel, der der Wind ausgegangen. Zu beiden Seiten ehrerbietig ausweichend, antworteten alle eifrig durcheinander: „Wir sind’s, wir sind’s, wir wollten ihnen, da sie oben noch Licht hatten, einen Willkommen blasen.“ — „Wem denn?“ — „Nun, Ihr wißt’s ja, die vorhin ankamen, als wir drin zum Tanze aufspielten, der fremde Herr mit der Dame.“ — „Zu Pferd, im langen Mantel?“ — „Ja, die Euch so höflich grüßten, Ihr saht eben auch zum Fenster heraus.“ — „Ich?“ — „Freilich, und: ‚Ha, das faule Hofgesind!‘ rief der fremde Kavaliere im Hofe, ‚wo bleibt meine Leibkarosse?‘ Und als Ihr eben droben den Kehraus tanztet“ — „Da möcht’ man ja gleich des Teufels werden!“ — „kam auch die Karosse wirklich nach, Ihr riefet noch dem Kutscher aus dem Fenster zu, er sollt’ nach dem Hof fahren.“ — „Wer ist hier betrunken, ich oder ihr?“ — „Ich und ihr und wir alle für unseren Herrn Bürgermeister, vivat hoch!“ schrien da auf einmal die berauschten Musikanten und wollten nun den Suppius, den sie in seinen höfischen Staatskleidern im Dunkeln für den Bürgermeister hielten, durchaus mit Musik nach Hause bringen. Vergebens sträubte sich der entrüstete Student, sie ließen sich’s nicht



nehmen, und ehe er sich's versah, setzten sie sich paarweis in Ordnung und schritten, einen feierlichen Marsch spielend, quer über den Markt voran, als wollten sie die Sterne am Himmel ausblasen. In ihrem Eifer merkten sie's gar nicht, daß Suppius an einer Straßenecke hinter ihnen entwischt war; immerfort blasend, bogen sie in die finstere Gasse hinein, da wurden von allen Seiten über dem Lärm die Hunde wach, dann hörte man sie noch mit dem Nachtwächter um den verlorenen Burgemeister zanken, immer weiter und weiter, bis endlich alles zwischen den dunklen Häusern nach und nach vertostete.

Unterdes aber hatten Suppius und Klarinett, der eine schimpfend, der andere lachend, schon den offenen Hof des Wirthshauses erreicht, als ihnen eine ausgespannte Reiskutsche mit Glasfenstern und vergoldeten Schnörkeln im Mondschein prächtig entgegenglitzerte. Suppius, bei dem erfreulichen Anblick ohne ein Wort zu sprechen, öffnete sogleich die Thür der verlassenen Kutsche, schob den verwunderten Klarinett in den Wagen und schwang sich selber hurtig nach. „So,“ sagte er, nachdem er das Glasfenster hinter ihnen behutsam wieder geschlossen hatte, „jetzt sitzen wir mitten in der Entführung drin, wie der fromme Aeneas im hölzernen Pferde, um die geraubte Helena zu retten; der Kavalier kann nicht fahren ohne Wagen, der Wagen nicht ohne mich, und ich nicht, ohne den Kavalier und den Wagen und ganz Troja umzuwerfen.“ — „Amen! Gott weiß, wer dabei zu oberst oder zu unterst zu liegen kommt,“ erwiderte Klarinett, dem die Bündigkeit des trojanischen Anschlages noch nicht recht einleuchten wollte. Eigentlich aber freute er sich selber sehr auf die Konfusion, die nun jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Suppius hatte sich indes in der Finsternis des Wagens unverhofft in die seidenen Fransen und Quasten, die überall herumbommelten, verhaspelt und kam nicht aus dem Arger. Dabei unterließ er aber doch nicht, von Zeit zu Zeit die Gardinen am Wagenfenster zurückzuschlagen und aus seinem

Kastell Beobachtungen anzustellen. Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf, nur von der einen Seite stand die Stalltür halb offen; sie hörten drin zuweilen Pferde stampfen und schnauben und einzelne Fußtritte; der Kutscher schien schon wach zu sein. Auf einmal stieß er Klarinett an. „Sieh doch,“ sagte er, „was ist das für ein großer Pilz da auf der Hofmauer?“

„Das wackelt ja,“ entgegnete Klarinett, scharf hinblickend, „ein breiter Klapphut ist's, den Wind und Wetter so zerknattert haben; seht Ihr nicht die Augen darunter hervorfunkeln?“

„Wahrhaftig,“ bemerkte Suppius wieder, „nun hampelt's und hebt sich's, Haare, Bart und Mantel verworren durcheinander gefilzt, jetzt kommt ein Bein über die Mauer.“

„Und ein Ellbogen aus dem Armel,“ meinte Klarinett.

Indem aber schwang sich die ganze Figur plötzlich von der Mauer in den Hof hinab, eine zweite folgte, lange, bärtige, soldatistische Gesellen.

Beide, erst nach allen Seiten umherspähend, schlichen an die Haustür und versuchten vorsichtig zu öffnen, fanden aber alles fest verschlossen. Suppius und Klarinett verwandten kein Auge von ihnen. Jetzt bemerkten sie, wie die Fremden, an der Stalltür vorbei, quer über den Hof gingen und in der Gaunersprache miteinander redeten. „Schau,“ sagte der eine, „haben schöne Klebis (Pferde), werden Sanzen (Edelleute) sein oder vornehme Kummerer (Kaufleute), die nach Leipzig schwänzen (reisen).“ – „Eine gute Schwärze (Nacht),“ versetzte der andre, „es schlunt (schläft) noch alles im Schöcherbeth (Wirtshaus), kein Quin (Hund) bellt, und kein Strohhohrer (Gans) raschelt. Alch' (troll' dich), wollen die Karosse zerlegen, hat vielleicht Messen (Gelder) in den Eingeweiden.“

„Das sind verlaufene Lenninger (Soldaten),“ flüsterte Klarinett, „die kommen bracken (stehlen), ich wollt', ich könnt' den Mausköpfen grandige Ruffen stecken (schwere Schläge geben)!“ – „Was Teufel, verstehst du denn auch das Rotwelsch?“ fragte Suppius erstaunt.



Aber da war keine Zeit mehr zu Erklärungen, denn die Lenninger kamen jetzt gerade auf den Wagen los; der eine schnupperte ringsherum, ob er nicht einen Koffer oder Mantelsack fände, der andere aber griff geschwind, damit es sein Gefell nicht merken sollte, nach der Wagentür. Suppius und Klarinett hielten sie von innen fest, er konnte sie mühsam nur ein wenig öffnen, wunderte sich, daß es so schwer ging, und tappte sogleich mit der Hand hinein. „Aha, ein Paar Stiefel!“ sagte er vergnügt in sich, des überraschten Suppius' Füße fassend. Indem aber schnappt Klarinett die Tür, wie eine Auster, rasch wieder zu, der Dieb hatte kaum soviel Zeit, die gequetschte Hand zurückzuziehen, er meinte in der Finsternis nicht anders, sein Kamerad hätt' ihn geklemmt, weil er ihm den ersten Griff nicht gönnte. „Was ist das!“ rief er zornig und böse diesem zu, „bist ein Hautz (Bauer) und kein ehrlicher Gleicher (Mitgefell), möchtest alles allein schöchern (trinken) und mir den leeren Glestrich (Glas) lassen!“ — Der andre, der gar nicht wußte, was es gab, erwiderte ebenso: „Was barlest (sprichst) du soviel, wenn wir eben was auf dem Madium (Ort) haben, komm nur her, sollst mir den Hautz wie gefunkelten Johann (Branntwein) hinunterschlingen!“ Da trat plötzlich der Mond aus den Wolken und der Kutscher in die Stalltür, und die erschrockenen Schnapphähne flogen wie Eidechsen unter dem Schatten des Hauses zwischen Steinen und Ritzen durch den Hof und über die Mauer wieder in die alte Freiheit hinaus.

„Nun, die bleiben auch noch draußen am Galgen hängen,“ meinte Suppius aufatmend. Der schlaftrunkene Kutscher aber, der von allem nichts bemerkt hatte, siebte im Mondschein den Hafer für seine Pferde, gähnte laut und sang:

„Wenn der Hahn kräht auf dem Dache,  
Putzt der Mond die Lampe aus,  
Und die Stern' ziehn von der Wache,  
Gott behüte Land und Haus.“

Darauf ging der Knecht an den Brunnen im Hofe, pumpte



Wasser in den Eimer und kämmte und wusch sich umständlich mit vielem Gegurgel und Geräusch zu großem Ärger des Suppius, der gerne gesprochen hätte. Endlich kehrte er in den Stall zurück, auch die Schnapphähne ließen sich nicht wieder blicken, und da nun alles still blieb, sagte Suppius ernst zu Klarinett gewendet: „Hör', junger Gesell, es ist ein löblicher Brauch, Verirrte auf den rechten Weg zu weisen. Du redetest vorhin ziemlich geläufig eine gewisse Sprache — Ex ungue leonem —, also glaube ich —“

„Was denn?“ unterbrach ihn Klarinett etwas betroffen; „unter den Römern gab's Schnapphähne genug, und Ihr redet doch auch Lateinisch.“ Aber Suppius, den der Tief-sinn der Nacht angeweht, ließ sich nicht aus seiner feierlichen Verfassung bringen. Er hatte sich in das Wagenfenster gelehnt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, die Sterne funkelten durch den Lindenbaum vor dem Hause, von den Bergen rauschte der Wald über die Dächer herein. „Da nimm dir ein Exempel dran,“ fuhr er fort, „Wälder und Berge stehn nachts in Gedanken, da soll der Mensch sich auch bedenken. Alle weltliche Lust, Hoheit und Pracht, die Nacht hat alles umgeworfen, die wunderbare Königin der Einsamkeit, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Sie steigt auf alle Berge und stellt sich auf die Zinnen der Schlösser und schlägt mahnend die Glocken an, aber es hört es niemand als die armen Kranken, und niemand hört die Gewichte der Turmuhr schnurren und den Pendel der Zeit gehn in der stillen Stadt. Der Schlaf probiert heimlich den Tod, und der Traum die Ewigkeit. Da hab' ich immer meine schönsten —“

Hier überwältigte ihn unversehens der Schlaf, er nickte ein paarmal mit seinem dreieckigen Treffenhut; dann plötzlich ein Weilschen wieder hinausstarrend, in abgebrochenen Sätzen wie eine abgelaufene Spieluhr: „Meine schönsten Gedanken,“ hub er noch einmal an — „in der Nacht, wo Laub und Fledermaus und Igel und Iltis verworren miteinander flüstern — und der Mensch im Traume — ihre Sprache versteht.“ —

Jetzt aber hatte die Nacht ihn selber umgeworfen. Klarinett horchte noch immer hin, denn es war ihm wirklich bei den Worten, als hört' er des Einsiedels Glöcklein fern überm Wald. Er zog, da Suppius nun fest schlief, das Wagenfenster vorsichtig wieder auf; dann lehnt' er in Gedanken die Stirn an die Scheibe, da hörte er vom Stall her wieder das einförmige Schnurzen der Pferde beim Futter, und über ihm rauschte der Baum und seitwärts die Saale hinter dem Hause fort und immerfort, bis auch er endlich vor großer Ermüdung einschlummerte. —

Ruck! — stießen da auf einmal beide so hart mit den Köpfen aneinander, daß es dröhnte. Suppius blickte wild nach allen Seiten um sich und wußte durchaus nicht, wo er war. Als er sich aber endlich auf seine Liebste und die ganze Entführungsgeschichte wieder besonnen hatte, sagte er verwirrt: „Was ist das, Klarinett? wir fahren ja, ich glaube gar, nun werden wir selbst entführt.“ — „Ja, und gerade in einen Wald hinein,“ erwiderte Klarinett nicht weniger verwundert, „seht nur, vier prächtige Rössle vor dem Wagen und der fromme Kutscher drauf.“ — „Mit einem goldbordierten Hut,“ sagte Suppius wieder, „und hinter uns aus der Stadt krähen uns die Hähne nach, als wollten sie uns foppen; mir scheint, ich wittre schon Morgenluft.“ — „Freilich, aber die Fledermäuse schwirren noch durch die Dämmerung,“ versetzte Klarinett plötzlich aufmerksamer zur Seite blickend, „da schaut nur zwischen die Bäume, da noch einer, dort wieder einer: bei Gott, das sind die Bärenhäuter von heute nacht, die halten Euch gewiß für den reisenden Kavalier.“

Indem aber fiel auch schon ein Schuß aus dem Walde und gleich darauf noch ein zweiter. Der Kutscher duckte sich, die Kugel pfiff über ihn weg, er peitschte heftig in die Pferde; Suppius schrie voll Wut aus dem Wagen: „Fehlgeschossen, ihr Narren! ich bin's ja nicht!“ Der Kutscher, da er zu seinem großen Erstaunen auf einmal fremde Leute im Wagen bemerkte, die er gleichfalls für Strauchdiebe hielt, warf sich nun ohne weiteres aus dem Sattel, überkugelte sich ein paar-



mal im Graben und war dann schnell im Dickicht verschwunden. Über dem Lärm aber wurden die ledigen Pferde ganz wild, die Räuber fluchten, die Kugeln piffen, Suppius drohte, so sausten sie unaufhaltsam dahin, man hörte es noch lange durch die heitere Morgenstille rumpeln und schimpfen.

### 3. Waldesrauschen

In einer warmen Sommernacht schlief ein Mädchen im Wald, sie hatte den Kopf über den rechten Arm auf ihr Tamburin gelegt und das Gesicht gegen den Tau mit der Schürze bedeckt, ein Pferd weidete daneben, weiterhin lag ein junger Bursch, der wendete sich manchmal und redete unverständlich im Schlaf. Zwischen den Bäumen aber flog das erste halbe Morgenlicht schon schräg über den lustigen Rasen, ein paar Rehe, die in der Nacht mit dem Pferde geweidet, schlüpfen raschelnd durch die Dämmerung tiefer in den Wald zurück, sonst war noch alles still.

Auf einmal ertönte ein gellender Wachtelschlag, das Mädchen hob sich rasch, daß die Glöckchen am Tamburin klangen. Es war der Vater, der mit seinem Pfeifchen die Schlafenden weckte. Er stand schon in voller Reisetracht: knappe blaue Beinkleider mit rotem Paß und eine grüne ungarische Jacke mit gelben Schnüren und blinkenden Knöpfchen nachlässig über die Schulter geworfen, ein ehemaliger Soldat, der nun als Puppenspieler und starker Mann mit den Kindern durchs Land zog.

„Horch,“ sagte er, „da krähen Hähne in weiter Ferne nach jener Seite hin, die Luft kommt von drüben, da muß ein Dorf sein, der Wald liegt hoch, besteig einmal den Tannenbaum, Seppi, und sieh dich um!“ Der Bub reckte und dehnte sich mit beiden Armen in die ungewisse Luft und schüttelte die Locken aus der Stirn, dann kletterte er schnell in den höchsten Wipfel hinauf. Nach einem Weilchen rief er herab: „Da unten ist noch alles nachtkühl und still, es liegt alles durcheinander im tiefen Grund, da haben sie wieder ein Dorf verbrannt.“ — „Ja, ja,“ versetzte der Vater, „der große



Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, man hört seine Sense bei Tag und bei Nacht klirren durchs Land, wir geringen Leut' haben die Nachlese auf den Stoppeln. Siehst du sonst nichts?" — „In der Ferne ein schönes Schloß überm Wald, die Fenster glitzern herüber." — „Raucht der Schornstein?" — „Ja, kerzengerad aus den Wipfeln." — „Gut," versetzte der Vater, „so komm nur wieder herunter, da wollen wir hin." — Aber im Herabsteigen zögernd rief der Bursch noch einmal: „Ach, aber da drüben, da liegt das ganze Thal schon im Sonnenschein, jetzt blitzen drunten Hellebarden aus den Kornfeldern, Landsknechte ziehen nach dem Walde zu, wie schön sie singen!" — „Da ist der Siglhupfer dabei!" sagte das Mädchen freudig. — Der Vater blickte rasch nach ihr herüber, man wußte niemals recht, ob er lächelte oder heimlich schnappen und beißen wollte, so scharf blitzten manchmal seine Zähne unter dem langen, gewicksten Schnurrbart hervor. „Rauch und Wind!" sagte er, „wer weiß, wo der Siglhupfer schon zerhauen im Graben liegt!" — Das Mädchen aber lachte: „Ihr sprecht immer so barsch, er denkt doch an mich, er ist ein Soldat von Fortüne und kommt wohl wieder, ehe wir's denken, als Offizier zu Pferde mit hohen Federn auf dem Hut."

Währenddes hatte sie ein Stück von einem zerschlagenen Spiegel vor sich an den Baum gelehnt, setzte sich davor ins Gras und flocht ihr langes schwarzes Haar auf zigeunerisch in zierliche Zöpfchen, dabei biß sie von Zeit zu Zeit in eine Wecke und streute einzelne Krümchen über den Rasen für die Vögel, die ihr neugierig aus dem Laube zusahen. Der Vater und Seppi aber zäumten und packten schon das Saumroß, unverdrossen bald einen Königs- bald einen Judenbart zurückschiebend, die in schmählicher Gleichheit durcheinandergeworfen aus dem löcherigen Puppensack herausdrängten. Dann hauchte der Vater ein paarmal auf ein großes schwarzes Pflaster, das er über das linke Auge und Backe legte, damit er martialischer aussähe und die Leute sich vor ihm fürchteten. Und als endlich alles reisefertig war, schwang er

die Tochter in den Sattel, Seppi mußte vorausgehen, er aber führte das Pferd über die Wurzeln und Steine vorsichtig hinter sich am Zügel, und droben auf ihrem lustigen Sitze, das Tamburin neben sich gehängt, baumelte das Mädchen vergnügt mit den Füßchen und freute sich über ihre neuen roten Halbstiefel; manchmal streifte ihr ein Zweig Stirn und Wange, daß sie wie eine Blume ganz voll Tau-  
perlen hing. Da stimmte Seppi vorne lustig an:

„Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt’,  
Gibt gut Quartier und nimmt doch nichts dafür!“

Und das Mädchen antwortete sogleich:

„Zum grünen Wald wir Herberg’ halten,  
Denn Hoffart ist nicht unser Ziel,  
Im Wirtshaus, wo wir nicht bezahlten,  
Es war der Ehre gar zu viel,  
Der Wirt, er wollt’ uns gar nicht lassen,  
Sie ließen Kanne und Kartenspiel,  
Die ganze Stadt war in den Gassen,  
Und von den Bänken mit Gebraus  
Stürzt’ die Schule heraus,  
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,  
Schwenkt’ die Mützen und jubelt’ und wogt’,  
Der Hatzschie, die Stadtwacht, der Bettelvogt,  
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit’,  
Gab alles, alles uns fürstlich Geleit.  
Wir aber schlugen den Markt hinab  
Uns durch die Leut’ mit dem Wanderstab  
Und hoch mit dem Tamburin, daß es schallt’ — “

Und der Puppenspieler und Seppi fielen jubelnd ein:

„Zum Wald, zum Wald, zum schönen grünen Wald!“

Das Mädchen sang wieder:

„Und da nun alle schlafen gingen,  
Der Wald steckt seine Irrlicht’ an,

Die Frösche tapfer Ständchen bringen,  
Die Fledermaus schwirrt leis voran,  
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine  
Gähnt laut der alte Wassermann,  
Strahlt sich den Bart im Mondenscheine  
Und fragt ein Irrlicht, wer wir sind.  
Das aber duckt sich geschwind,  
Denn über ihn weg im Wind  
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,  
Und auf dem alten Turm sich dreht  
Und kräht der Wetterhahn uns nach:  
Ob wir nicht einkehn unter sein Dach?  
O Gockel, verfallen ist ja dein Haus,  
Es sieht die Eule zum Fenster heraus,  
Und aus allen Toren rauschet der Wald,  
Der Wald, der Wald, der schöne grüne Wald!

Und wenn wir müd einst, sehn wir blinken  
Eine goldne Stadt still überm Land,  
Am Thor Sankt Peter schon tut winken:  
,Nur hier herein, Herr Musikant!'  
Die Engel von den Zinnen fragen,  
Und wie sie uns erst recht erkannt,  
Sie gleich die silbernen Pauken schlagen,  
Sankt Peter selbst die Becken schwenkt,  
Und voll Geigen hängt  
Der Himmel, Cäcilia an zu streichen fängt,  
Dazwischen hoch vivat! daß es prasselt und pufft,  
Werfen die andern vom Wall in die Luft  
Sternschnuppen, Kometen,  
Gar prächtige Raketen,  
Versengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,  
Und wir ziehen heim, schöner Wald, gute Nacht!"

Und zum Chor machte der Puppenspieler mit dem Munde  
prasselnd das Feuerwerk nach, und Seppi schmetterte mit  
einem Pfeifchen wie eine Nachtigall, und die Tochter schwang



ihr Tamburin schwirrend dazwischen; so zogen sie wie eine Bauernhochzeit durch den Wald in den aufblühenden Morgen hinunter, als zögen sie schon ins Himmelreich hinein.

Als sie aber am Rand des Waldes zu sein vermeinten, fing jenseits der Wiese schon wieder ein anderer an, die Heiden waren ohne Weg, die Bäche ohne Steg, manchmal war's ihnen, wie wenn sie Hunde bellen hörten aus der Ferne und Stimmen gehn im Grund; das Schloß aber, wohin sie zielten, stand bald drüben, bald dort, immer neue Schluchten dazwischen, als wollt' es sie foppen. Und so war es fast schon wieder Abend geworden, als sie endlich, aus einem verworrenen Gebüsch tretend, auf einmal die Burg ganz nahe vor sich sahen.

Sie schauten sich erst nach allen Seiten um, eine Allee von wilden Kastanien führte nach dem Thor, man konnte bis in den gepflasterten Hof und im Hofe einen Brunnen und Galerien rings an dem alten Hause sehen, es rührte sich aber nichts darin. „Ich weiß nicht, Denkeli,“ sagte der Puppenspieler nach einem Weilschen zur Tochter, „das kommt mir doch kurios vor mit dem Schloß, das hängt ja alles so liederlich, die Sparren vom Dach und die Laden aus den Fenstern, als wär' auch schon der Kriegsbesen darüber gefahren.“ — Indem schlug die Uhr vom Turme langsam durch die große Einsamkeit. — „Da muß aber doch jemand wohnen, der die Uhr aufzieht,“ sagte Denkeli. — „Das tun die Toten bei Nacht in solchen Schlössern,“ erwiderte der Vater verdrießlich.

Darüber waren sie an ein altes Gittertor gekommen und blickten durch die ehemals vergoldeten Stäbe in den Schloßgarten hinein. Da lag alles einsam und schattigkühl, Regen, Wind und Sonnenschein waren, wie es schien, schon lange die Gärtner gewesen, die hatten einen steinernen Neptun aufs Trockene gesetzt und ihm eine hohe grüne Mütze von Ginster bis über die Augen gezogen; wilder Wein, Efeu und Brombeer kletterten von allen Seiten an ihm heran, eine Menge Sperlinge tummelte sich lärmend in seinem Bart, er konnt' sich mit seinem Dreizack vor dem Gesindel gar nicht mehr er-

wehren. Und wie er so sein Regiment verloren, reckten und dehnten sich auch die künstlich verschnittenen Laubwände und Baumfiguren aus ihrer langen Verzauberung phantastisch mit seltsamen Fühlhörnern, Kamelhälsen und Drachenflügeln in die neue Freiheit hinaus, und mitten unter ihnen auf dem Dach eines halbverfallenen Lusthauses saß melancholisch ein Pfau noch aus der vorigen Pracht und rief der untergehenden Sonne nach, als hätte sie ihn hier in der Wildnis vergessen. Auf einmal aber tat es einen leuchtenden Blitz durchs Grün, eine wunderschöne Dame erschien tiefer im Garten, durch die stillen Gänge nach dem Schlosse zu wandelnd, ganz allein in prächtigem Gewande; ihr langes Haar wallte ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern, die Abendsonne blitzte noch einmal leuchtend über das kostbare Geschmeide auf Stirn und Gürtel. Denkeli blickte sie scheu, doch unverwandt an, sie dachte an die vorigen Reden des Vaters; es war ihr, als ginge die Zauberin dieser Wildnis vorüber. Die Dame aber bemerkte die Wanderer nicht, sie sah ein paarmal zurück nach ihrer tastenen Schleppe, die schlängelnd hinter ihr heraussuchte, und verlor sich dann wieder zwischen den Bäumen.

Jetzt hörten sie zu ihrem Erstaunen plötzlich auch Stimmen am Schloß, sie gingen eilig hin und bemerkten nach langem Umherirren endlich einen Balkon zwischen den Wipfeln, der nach dem Walde herausging. Dort sahen sie einige Herren an dem steinernen Geländer stehen, die Dame aus dem Garten schien auch bei ihnen zu sein; aber sie konnten nichts deutlich erkennen, denn die Linde, welche in voller Blüte stand, reichte bis an den Balkon, und die Abendsonne funkelte blendend dazwischen. Der Puppenspieler war auf alle Glücksfälle vorbereitet, er zog schnell eine Orgelpfeife, die er vor den Mund band, und eine Geige hervor, Seppi einen Triangel und Denkeli ihr Tamburin, und so stellten sie sich unter die Bäume und brachten gleich den Herrschaften ein Ständchen. Denkeli sah dabei öfters scharf hinauf; auf einmal ließ sie, mitten in dem Geschwirre abbrechend, Arm und Tamburin sinken, sie hatte in größter Verwirrung in dem einen Kavalier droben



den Siglhupfer erkannt; sie sah, wie er galant und scharmant sich neigte und beugte und mit der Dame parlierte, sie konnte es gar nicht begreifen. Der Vater stieß sie ein paarmal mit dem Ellbogen an, sie sollte zu singen anfangen, aber sie warf das Köpfchen trotzig empor und wollte durchaus nicht, und dem Vater mochte sie die Ursache nicht sagen, denn er lachte sie immer aus mit ihrer Liebschaft. Während dem Hin- und Herwinken aber kam auch schon eine Kammerjungfer schnell aus dem Schloß herunter und brachte ihnen einen Krug Wein und jedem einen Rosenobel sauber in Papier gewickelt mit der Botschaft, ihre Herrschaft sei heute gar nicht wohl und zu müde, um die Musik anzuhören, auch sei im ganzen Hause kein Unterkommen für sie zur Nacht.

„Seht Ihr, sie mögen meinen Gesang ja nicht,“ sagte Denkeli zum Vater; sie dachte bei sich, Siglhupfer habe sie erkannt und wollte sie nur los sein, weil er sich ihrer schäme vor der vornehmen Dame.

Der Puppenspieler zuckte, ohne zu antworten, ein paarmal zornig mit den buschigen Augenbrauen, trank aber doch auf die Gesundheit der Dame und reichte darauf den Krug der Tochter, die ihn mit der Hand von sich stieß. So stritten sie heimlich untereinander, der Vater zankte noch immer über Denkeli's Eigensinn, dann packte er heftig seine Instrumente zusammen, um weiterzuziehen, sie wußten nicht wohin in der fremden Gegend. Aber ihnen aber summten die Bienen im Wipfel, und hinter den Blüten droben plauderten und lachten die Herrschaften in der schönen Abendkühle und machten sich lustig über die Bettelmusikanten; Denkeli erkannte Siglhupfers Stimme darunter recht gut, und das schnitt ihr durch die Seele! Manchmal sah sie auch seinen Federhut und die Locken und den Schmuck der Dame durch die Zweige schimmern, es war ihr alles wie ein Traum. Im Weggehn fragte sie die Jungfer noch: „Wer ist denn der junge Herr da droben?“

„Ei, Ihr kommt wohl von weit her?“ erwiderte diese, „das ist ja der Herr Rittmeister von Klarinett, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins.“



#### 4. Das verzauberte Schloß

Der Schall einer Trompete gab das Zeichen zur Tafel. Eine Flügeltür tat sich plötzlich auf, und Suppius, in goldbrokatnem Staatskleid leuchtend, einen Federhut in der einen Hand, führte an der andern eine prächtige Dame, von kostbaren Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen umblitzt und umbommelt, daß man nicht hinsehen konnte, wenn die Sonne darauf schien. So stiegen beide feierlich eine steinerne Treppe in den großen, alten Gartensaal hinab, ein Hündchen mit silbernen Schellen um den Hals trat oft der Dame auf die schwere Schleppe, die von Stufe zu Stufe hinter ihnen herausschte. Klarinett folgte in reicher Offizierskleidung: in dunkelgrünem Samt mit geschlitzten Ärmeln, einem Kragen von Brüsseler Kanten darüber und den Hut mit goldener Spange und nickenden Federn schief auf den Kopf gedrückt; es paßte ihm alles prächtig. Er spielte vornehm mit einer Reitgerte und nickte kaum, als ihm der Diener der Dame meldete, daß sein Reisegepäck gehörig untergebracht sei.

Im Saale aber war der Tisch schon gedeckt, sie nahmen mit großem Geräusch und unter vielen Komplimenten Platz auf den schweren rotsamtenen Sesseln mit hohen, künstlich geschnitzten Lehnen. Klarinett überblickte unterdes erstaunt die Tafel; da gab's so wunderliche Pracht, abenteuerlich gehenkelte Krüge, hohe, altmodisch geschliffene Stengelgläser von den verschiedensten Farben und Gestalten, seltsam getürmte Speisen und Schaugerichte und heidnische Götter von Silber dazwischen, die Pomeranzen in den Händen hielten. Seitwärts aber stand die Türe auf, daß man weit in den Garten sehen konnte, die Sonne funkelte in den Gläsern, der Diener eilte mit Schüsseln und vergoldeten Aufsätzen flimmernd hin und her, und draußen sangen die Vögel dazu, und vor der Türe saß ein Pfau auf der marmornen Rampe und schlug sein prächtiges Rad.

So saßen sie lange in freudenreichem Schalle, da hub Fräulein Euphrosine (so war die Dame genannt) mit freund-

licher Gebärde an: sie könne sich noch immer nicht darein finden, denn es käme selten ein Fremder in diese Einsamkeit und keiner so seltsam als ihre beiden Gäste, die, wie sie versicherte, heute beim ersten Morgengrauen vom Walde quer übers Feld plötzlich mit vier schäumenden Rossen ohne Kutscher mitten in den Schloßhof und gewiß auch am andern Ende wieder hinausgeflogen wären, hätten sie nicht am Torpfeiler Achse und Deichsel gebrochen. — Klarinett, mit zierlichen Reden den verursachten Schreck entschuldigend, erzählte nun, sie seien fremde Kavaliers, die, vom Westfälischen Frieden nach ihren Herrschaften reisend, in jenem Wald von Räubern überfallen worden, Haushofmeister, Kutscher, Leibhusar, alles sei erschossen; und da das Fräulein auf die Frage, ob sie in Tzschneß hinter Tzquali in Mingrelim bekannt, mit dem Kopf schüttelte, bedauerte er das sehr, denn gerade von dort seien sie her.

Suppius stürzte ein Glas Ungarwein so eilig aus, daß er sich den gestickten Zipfel seiner Halsbinde begoß; es war, als hätte Klarinett mit seinen Lügen ihn plötzlich in einen Strom gestoßen, nun mußte er mit durch oder schmählich vor den Augen der Dame untergehen. Dabei sah er oft das Fräulein bedenklich von der Seite an; sie kam ihm schon wieder auf ein Haar wie seine entführte Geliebte vor, aber er traute sich doch nicht recht, er hatte seine Liebste so selten und immer nur flüchtig am Fenster gesehen; so wurde er ganz konfus und wagte es nicht, von der Entführung zu reden. Und als er darauf dennoch mit großer Feinheit die Sommerkühle der vergangenen Nacht pries, gelegentlich einen Seitenblick über jenes mondbeschienene Städtchen warf und endlich leise über den Marktplatz am steinernen Brunnen vorbei zu dem Wirtshaus kam, auf das Fenster zielend, wo ihnen damals der lieblichste Stern erschienen, sah die Dame ihn befremdend an und wußte durchaus nicht, was er wollte. Aber Suppius war einmal im Zuge ausbündiger Galanterie. „Was frag' ich noch nach Sternen!“ rief er aus, „flogen wir doch auf vergoldeten Rädern For-



tunas aus Nacht zu Aurora, daß ich vor Blendung noch nicht aufzublicken vermag." — Da schlug das Fräulein mit einem angenehmen Lächeln die schönen Augen nieder; Suppius, entzückt, griff hastig nach ihren Fingerspitzen, um sie zu küssen, warf aber dabei mit dem breiten Aufschlag seines Arms dem silbernen Cupido die Pomeranze aus der Hand, und wie er sie haschen wollte, verwickelte er sich mit Sporen und Degen Spitze unversehens ins Tischtuch; alle Gläser stießen auf einmal klirrend an, als wollten sie seine Gesundheit ausbringen, der Cupido stürzte und riß einen Weinkrug mit, das Hündchen bellte, der Pfau draußen schrie. Euphrosine aber mit flüchtigem Erröten stand rasch auf, die Tafel aufhebend, indem sie dem Klarinett ihren Arm reichte.

Sie traten vor die Saaltür auf die Terrasse, von der eine breite Marmortreppe nach dem Garten führte. Eine Eidechse, als sie herauskamen, fuhr erschrocken zwischen die Ritzen der Stufen, aus denen überall das Gras hervordrang; seitwärts stand ein alter Feldstuhl, eine Zither lehnte daran. Als Suppius, der noch immer den Aufruhr an der Tafel mit seinen weiten Alamodeärmeln ausführlich zu entschuldigen beflissen war, das Instrument erblickte, stockt' er auf einmal und entfernte sich schnell wie einer, der plötzlich einen guten Einfall hat. Das Fräulein aber ließ sich in der Tür auf dem Feldstuhl nieder, Klarinett, die Zither auf den Knien prüfend und stimmend, setzte sich auf die Stufen zu ihren Füßen, daß der Pfau von dem steinernen Geländer ihm mit seinem schlanken Hals über die Schulter sah. Draußen aber war es unterdes kühl geworden, der ganze Garten stand tief im Abendrot, während die Täler schon dunkelten, auch der Pfau steckte jetzt den Kopf unter die Flügel zum Schlaf, die Luft kam über den Garten und brachte den Schall einer Abendglocke aus weiter Ferne. Da fiel dem Klarinett in dieser Abgeschiedenheit eine Sage ein, die er unten in den Dörfern gehört, und da das Fräulein sie wissen wollte, erzählte er von einem verzauberten Schloß des Grafen Verold; da wüchse auch das Gras aus den Steinen, da sänge

kein Vogel ringsum, und kein Fenster würde jemals geöffnet, man höre nichts als den Wetterhahn sich drehn und den Zugwind flüstern und zuweilen bei großer Trockne das Getäfel krachen im Schloß, so stünd' es öde seit hundert Jahren, als redete es mit geschlossenen Augen im Traum. — Jetzt hatte er die Zither in Ordnung gebracht. — „Es gibt auch eine Weise darauf,“ sagte er und sang:

„Doch manchmal in Sommertagen  
Durch die schwüle Einsamkeit  
Hört man mittags die Turmuhr schlagen  
Wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieser Stunde  
Sah einst eine schöne Frau  
Vom Erker schaun zum Grunde —  
Er ruderte schneller vor Graun.

Sie schüttelt' die dunkeln Locken  
Aus ihrem Angesicht:  
„Was ruderst du so erschrocken,  
Behüt' dich Gott, dich mein' ich nicht.“

Sie zog ein Ringlein vom Finger,  
Warf's tief in die Saale hinein:  
„Und der mir es wiederbringer,  
Der soll mein Liebster sein!“

Hier gewahrte Klarinett auf einmal, daß das Fräulein, wie in tiefes Nachsinnen versunken, aufmerksam den kostbaren Demantring betrachtete, den er mit dem andern Staat in der fremden Karosse gefunden und leichtsinnig angesteckt. Er stutzte einen Augenblick, das Fräulein aber, als hätte sie nichts bemerkt, fragte mit seltsamem Lächeln nach dem Ausgang der Sage. Klarinett, etwas verwirrt, erzählte weiter: „Und wenn nun der Rechte mit dem Ringe kommt, hört die Verzauberung auf, aus den Winkeln der stillen Ge-



mächer erheben sich überall schlaftrunken Männer und Frauen in seltsamen Trachten, das öde Schloß wird nach und nach lebendig, Diener rennen, die Vögel singen wieder draußen in den Bäumen, und dem Liebsten gehört das Land, so weit man vom Turme sehn kann."

Bei diesen Worten fiel auf einmal draußen ein Waldhorn ein; der galante Suppius war es, er zog in seinem Goldbrokat wie ein ungeheurer Johanniswurm durch den finstern Garten, als wollt' er mit seinen Klängen die Nacht anbrechen, die nun von allen Seiten prächtig über die Wälder heraufstieg; Schloß, Büsche und Garten wurden immer wunderbarer im Mondschein, und wenn die Luft die Zweige teilte, blinkte aus der Tiefe unterm Schloß die Saale herauf, und das Geschmeide und die Augen des Fräuleins blitzten verwirrend dazwischen. — Da hob plötzlich die Uhr vom Turme zu schlagen an. Klarinett fuhr unwillkürlich zusammen, in demselben Augenblick glaubte er einen flüchtigen Händedruck zu fühlen, und als er verwundert auffah, traf ihn ein funkeln-der Blick der Dame.

Indem aber trat der Diener mit einer Kerze hinter ihnen in den Saal, um die Fremden ins Schlafgemach zu geleiten; die Dame erhob sich zierlich und gemessen wie sonst und war nach einer freundlichen Verbeugung schnell durch eine innere Thür des Saals verschwunden. Doch als Klarinett sich betroffen wandte, ging eben der Mond aus einer Wolke und beschien das steinerne Bildwerk über der Thür: es war wirklich das ihm wohlbekannte Wappen des Grafen Gerold. — Was ist denn das? dachte er erschrocken, am Ende hab' ich da selber den Ring." —

Am folgenden Tage hielt er's fast für einen Traum, so ganz anders sah die Welt aus, der Morgen hatte alles wieder mit Glanz und Vogelschall verdeckt, nur das unheimliche Wappen über der Thür blieb aus jener Nacht und der Zauberblick der Dame. Er hatte sich in dem Wetterleuchten ihrer Augen nicht geirrt, sie spielten munter fort, ihre Liebe zu Klarinett brach rasch aus wie der Frühling

nach einem warmen Gewitterregen. Und so ließ er denn auch alles gut sein und wollte mit Grübeln das Glück nicht versuchen, das ihm so unversehens über den Kopf gewachsen.

Dem Suppius aber ging es über den seinigen weg, ohne daß er's merkte. Jeden Morgen putzte er sich, mit Rat und Beistand des mutwilligen Klarinett, auf das sorgfältigste heraus und probierte vor dem Wandspiegel insgeheim artige Stellungen. Aber bis zu Mittag war doch alles wieder schief und verschoben, das vornehme Kleid der guten Lebensart saß ihm, als wär' er in der Eile mit einem Arm in den falschen Armel gefahren. Manchmal fielen ihm auch plötzlich die Wissenschaften wieder ein, da erschrak er sehr und verwünschte alle Abenteuer, die er doch immer selber wieder anzettelte. Dann ergriff er hastig das dicke Buch, das in der Tasche seines Serenadenrockes mitgekommen; damit setzte er sich in die abgelegensten Winkel des Gartens ins Gras und schlug das Kapitel auf, wo er in Halle stehen-geblieben. Aber der alte Ungarwein aus dem Schloßkeller war stärker als er, der ließ die Buchstaben auf magyarisich vor ihm tanzen und drückte ihm jedesmal die Augen zu und die Nase ins Buch. Und wenn er aufwachte, steckte zu seinem Erstaunen das Zeichen im Buch immer beim unrichten Paragraphen, auch glaubte er auf dem Rasen Spuren von Damenschuhen zu bemerken, als hätten ihn Elfen im Schläfe besucht; ja, das eine Mal lag, statt des Zeichens, ein ganzer Strauß brennender Liebe zwischen den Blättern. Da steckt' er ihn triumphierend vorn an die Brust und sprach den ganzen Tag durch die Blume zu Euphrosine von heimlicher Liebe und Hochzeit. Er zweifelte und verwunderte sich nicht, daß sie in ihn verliebt, und ließ oft gegen Klarinett fallen, wie er darauf bedacht sein werde, ihn hier als seinen Kapellmeister oder Fasanengärtner anzustellen.

Klarinett aber wußt' es wohl besser, es kam alles bald zum Ausgang. Denn als er eines Morgens bei einem Spaziergang mit Euphrosine und ihrem Diener auf eine



Anhöhe gestiegen, von der man weit ins Land hinaussehen konnte, wies ihm der Diener rings in die Runde die Schlösser, Wälder, Teiche, weidende Herden und Untertanen, die alle seinem Fräulein gehörten. Der Morgen funkelte darüber, die Teiche blickten wie Augen aus dem Grün, alle Wälder grüßten ehrerbietig rauschend herauf, Klarinett war wie geblendet. Da sagte Euphrosine rasch: „Und alles ist dein – wenn du diese Hand nicht verschmähist,“ setzte sie mit gesenkten Augen kaum hörbar hinzu. Klarinett aber, ganz verblüfft, stürzte auf ein Knie nieder und schwor, so wahr er Kavalier und Rittmeister sei, wolle er sie nimmer verlassen, und ein Kuß auf ihre Hand versiegelte den schönen Bund, und in dem Auge des grauen Dieners zitterte eine Freudenträne.

Nun aber lebten sie alle vergnügt von einem Tage zum andern, da war nichts als Schmausen und Musizieren und Umherliegen über Rasenbänken und Kanapees. Täglich zur selben Zeit lustwandelten sie rauschend in vollem Staate vor dem Schloß, gleichsam leuchtende Zirkel und Namenszüge durch den Garten beschreibend, der mit seinen Schnörkeln von bunten Scherben wie ein Hochzeitskuchen im Sonnenschein lag; im Hofe hatte der blühende Holunderbusch ihre Staatskarosse schon beinah ganz überwachsen, auf der Marmortreppe schlug der Pfau täglich dasselbe Rad, die Vögel sangen immer dieselben Lieder in denselben Bäumen. Und an einem prächtigen Morgen, den er halb verschlafen, dehnte sich Klarinett, daß ihm die Glieder vor Nichtstun knackten; „nein,“ sagte er, „nichts langweiliger als Glück!“

### 5. Fortunas Schildknappen

Zur selben Zeit lag das Dorf, das einst zu dem Schlosse gehört, fern unterm Berg in Trümmern. Es war seit dem letzten Durchzug der Schweden zerstört und verlassen; nun rückte der Wald, den die Bauern so lange tapfer zurückgedrängt, über die vergrastten Beete unter Vogelschall mit Stacheln, Disteln und Dornen wieder ein und hatte sich das verbrannte Gebälk schon mit Efeu und wilden Blumen

prächtig ausgeschmückt und auf dem höchsten Aschenhaufen einen blühenden Strauch als Siegesfahne ausgestreckt; nur einzelne Schornsteine streckten noch, wie Geister, verwundert die langen weißen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit. Heute aber fing auf einmal der eine Schornstein wieder zu rauchen an, ein helles Feuer knisterte unter demselben, und sooft der Wind den Rauch theilte, sah man in der Glut des Widerscheins wilde dunkle Gestalten, wie Arbeiter in einem Eisenhammer, mit aufgestreiften Ärmeln vor dem Feuer hantieren, kochen und Bratspieße drehn; einer saß im Grase und flickte sein Wams, ein anderer lag daneben und sah ihm verächtlich zu, den Arm stolz in die Seite gestemmt, daß ihm im Mondschein der Ellbogen aus dem Loch im Ärmel glänzte, während weiterhin zwei Holzsche Jäger soeben durch das Dickicht brachen und ein frischgeschossenes Reh herbeischleppten. Es waren versprengte Landsknechte, die das Ende des Dreißigjährigen Krieges plötzlich vom Pferd auf den Friedens- und Bettelfuß gesetzt. In solchem Schimpf hatten sie beschlossen, den Krieg auf ihre eigne Faust fortzusetzen und sich mitten durch ihren gemeinschaftlichen Feind, den Frieden, nach Ungarn durchzuschlagen, wo sie gegen den Türken neue Ehre und Beute zu gewinnen hofften.

„Hartes Bett, gemeines Bett!“ sagte der Stolze mit dem Loch im Ärmel, „heute ist's gerade ein Jahr, es war auch so eine blanke Nacht, da hing's nur von mir ab, ich konnte auf kostbaren Teppichen liegen mit eingewirkten Wappen, in jedem Zipfel mein Namenszug in Gold.“ —

Da kniff ein grauer Kerl seitwärts den neben ihm liegenden Dudelsack, der plötzlich schnarrend einfiel. — „Ruhe da!“ rief ein breiter Landsknecht hinüber, und mehrere Schalken rückten zum Feuer, um den Schreckenberger (so hieß der Stolze) besser zu hören. Dieser warf dem Dudelsack einen martialischen Blick zu und fuhr fort:

„Denkt ihr noch dran, nach der Schlacht bei Hanau, wie wir da querfeld mit der Regimentskasse retirierten, nichts



als Rauchwirbel in der Ferne und Rabenzüge über uns, in den Dörfern guckten die Wölfe aus den Fenstern, und die Bauern grasten im Wald." — „Freilich," versetzte der schlaue Landsknecht, „und eine Dame auf kostbarem Zelter, einen Pagen hinter sich, immer neben uns her, und als wir am Abend an einem verbrannten Dorfe haltmachten, kehrte sie auch über Nacht ein in dem wüsten Gartenschloß daneben." — „Ja, und die Augen", sagte Schreckenberger, „spielten ihr wie zwei Spiegel im Sonnenschein; dich und die andern hat's geblendet, ihr wart alle vernarrt in sie. Nun denk' ich an nichts und gehe abends am Schlosse vorüber, da schreibt sie euch aus dem Fenster ordentlich: ‚Vivat Schreckenberger!‘ mit den feurigen Blicken in die Luft, und wie ich mich wende, ruft sie: ‚Ach!‘ und fällt in Ohnmacht vor großer Lieb' zu mir. So was war mir schon oft passiert, ich frag' wenig danach; da ich aber tiefer im Garten bin, kommt plötzlich der Page im Dunkel daher mit einem Brief an mich auf rosenfarbnem Papier."

Hier zog Schreckenberger ein Brieflein aus dem Wams und reichte es mit vornehm zugekniffenen Augen über die Achsel den andern hin. Der Landsknecht nahm es hastig und las: „Im Garten bei Nacht — Das Lusthaus ohne Wacht — Sturmleitern daran — Cupido führt an — Um Mitternacht Runde — Parol: Adalgunde."

„Das klappt ja wie ein Trommelwirbel," sagte der Landsknecht, indem er, den Brief zurückgebend, neugierig noch näher rückte, „ja, Cupido hat schon manchen angeführt, nur weiter, weiter!"

„Kurz: um Mitternacht bin ich auf meinem Posten," hub Schreckenberger wieder an, „im Garten nichts als Mondschein, große Stille, das Lusthaus, wie's im Brieftage steht, droben ein offnes Fenster auf dem Dach, drunten eine Leiter, ich weiß nicht mehr, ob von Sandelholz oder Seide oder Frauenhaaren. Ich sackte nicht lange, die Büchse auf dem Rücken, in jeder Hand ein Pistol, den blanken Säbel zwischen den Zähnen, so kletter' ich hinauf —"

„Also du warst es doch!“ fiel hier der Landsknecht verwundert ein.

„Nun, wer denn sonst?“ erwiderte Schreckenberger, „und Jasmin, wie ich hinaufsteige, Rose von Jericho, Holunder, Jelängerjeliieber, alles umhalst und umschlingt mich vor Freuden; das riß sich ordentlich um mich, daß ich die Sporen nicht nachbringen konnte, und vom Fenster droben hoben mich plötzlich zwei alabasterne Schwanenarme aus dem Brunnen der Nacht, und über mir ein prächtiges Gewitter von schwarzen Locken, da blitzen Augen und Juwelen drauß, und in dem Brunnen gehn immerfort goldne Eimer auf und nieder mit Muskateller und Konfekt, und die Gräfin Adelgunde sitzt neben mir auf einem mit Diamanten gesprenkelten Kanapee, und: ‚Langen Sie zu,‘ sagte sie, und: ‚O ich bitte sehr,‘ sag’ ich — da hör’ ich auf einmal unter uns in dem Lustpalaste inwendig ein Geseums wie in einem Bienenstock. ‚Was war das?‘ ruf’ ich —“

Jetzt brach plötzlich ein Lachen aus. „Wir waren’s,“ sagte einer der Zuhörer, „denn wir steckten ja alle drin, der Page hatte uns alle nacheinander auch ins Lusthaus geladen und drauf die Thür hinter uns verriegelt.“

Aber Schreckenberger, einmal im Strom der Erzählung, ließ sich nicht irremachen; „ich springe auf,“ fuhr er fort, „ha, Verrat! schrei’ ich —“

Nun sprachen alle rasch durcheinander: „Ja, du machtest einen Teufelslärm auf dem Dache, denn sie hatten hinter dir die Leiter weggenommen, und das Fenster oben war verschlossen.“

„Und die Gräfin in dem einen Arm, den Säbel im anderen, und unter mir kocht’s und zischt’s und rumpelt’s —“

„Freilich, im dunklen Lusthaus stießen wir einer auf den anderen, und einer fragte den anderen trotzig, was er hier suchte, und jeder hatte seine Parole Adelgunde, bis wir zuletzt alle aneinander gerieten und aus der Parole ein großes Feldgeschrei und Gerause wurde.“

„Und ich steche links, steche rechts; die Gräfin, ohnmächtig, ruft: ‚Genug des Gemetzels!‘ Aber ich laß’ mich nicht halten



und feure prasselnd alle meine Pistolen ab nach allen Seiten wie ein Feuerwerk — "

"Das hörten wir wohl", fiel nun der Landsknecht wieder ein, „und hielten's für einen feindlichen Überfall; da arbeiteten wir und stemmten uns an die verriegelte Thür und die Wände, bis das ganze morsche Lusthaus über uns in Stücken auseinanderging. So kamst du auch kopfüber mit herunter — du machtest einmal Sprünge quer übers Feld fort, ohne dich umzusehen! wir erkannten dich nicht in der Verwirrung und wußten dann gar nicht, wo du auf einmal hingekommen; später hieß es, du wärst zu den Kaiserlichen desertiert in dieser Nacht."

"Nacht?" fuhr der unverwüßliche Schreckenberger noch immer fort, „ja, recht mitten durch die Nacht auf einem schneeweißen Zelter, sich die Tränen wischend mit dem goldbordinierten Schleier und mir zuwinkend, flog die dankbar gerettete Gräfin — "

"Mit eurer verlassenen Regimentskasse in die weite Welt," versetzte einer der Holtschen Jäger, „denn es war unsere Marketenderin, die schöne Sinka, die hatt's euch allen angetan, das merkte sie wohl und verzierte euch von der Feldwacht fort."

Schreckenberger schwieg und warf wieder einen martialischen Blick rings in die Runde. Aber der Jäger fuhr fort: „Und gleich am anderen Morgen, da wir bei unserem Regiment sie alle kannten, wurden wir kommandiert, ihr nachzusehen. Das war eine lustige Jagd, wir strichen wie die Füchse auf allen Diebswegen und schüttelten jeden Baum, ob das saubere Früchtchen nicht herabfiel. So kamen wir am folgenden Abend — es war gerade ein Sonntag — in ein kleines Städtchen; da war großes Gewirr auf dem Platz, ein Stoßen und Drängen und Lärm von Trommeln und Pfeifen, in allen Fenstern lagen Damen wie ein Blumen-geländer bis an die Dächer herauf, wo die Schornsteinfeger aus den Rauchfängen guckten und vor Lust ihre Besen schwenkten. An des Burgemeisters Hause aber war vom

Balkon ein Seil gespannt über die Stadt und die Gärten weg bis zum Waldberg jenseits überm Fluß. Ein schlanker Bursch stand auf dem Geländer des Balkons in flimmernder spanischer Tracht mit wallenden Locken. Der alte Burge-  
meister schien wie vernarrt in das blanke Püppchen, plauderte und nickte ihm freundlich zu, daß die Sonne in den Edelsteinen seines kostbaren Hutes spielte; der Bursch reckte ihm lachend den Fuß hin, er mußte ihm mit einem großen Stück Kreide die Sohlen einreiben. Auf einmal wendet er sich herum — „Das ist Sinka!“ ruf’ ich erstaunt meinen Kameraden zu. — Aber sie hatte uns auch schon bemerkt, und eh’ wir uns durchdrängen können, nimmt sie rasch dem Burge-  
meister den kostbaren Hut von der Glaze, drückt sich ihn auf die Locken, und zierlich mit zwei bunten Fähnchen schwenkend und grüßend schreitet sie unter großem Jubelgeschrei über Köpfe, Dächer und Gärten fort. Der Abend dunkelte schon, das Seil wurde unkenntlich aus der Ferne, es war, als ginge sie durch die leere Luft; die untergehende Sonne blitzte noch einmal in den Steinen am Hut, so verschwand sie wie eine Sternschnuppe jenseits überm Walde; niemand hat sie wiedergesehn.“

„Meinetwegen, Stern oder Schnuppe!“ fiel hier Schreckenberger ein, tat einen Zug aus seiner Feldflasche und sang:

„Aufs Wohlsein meiner Dame,  
Eine Windfahn’ ist ihr Panier,  
Fortuna ist ihr Name,  
Das Lager ihr Quartier.

Und wendet sie sich weiter,  
Ich kümme mich nicht drum,  
Da draußen ohne Reiter  
Da geht die Welt so dumm.

Statt Pulverblitz und Knattern:  
Aus jedem wüsten Haus  
Gevattern sehn und schnattern  
Alle Lust zum Land hinaus.



Fortuna weint vor Ärger,  
Es rinnet Perl' auf Perl'.  
,Wo ist der Schreckenberger?  
Das war ein andrer Kerl!'

Sie tut den Arm mir reichen,  
Fama bläst das Geleit,  
So zu dem Tempel steigen  
Wir der Unsterblichkeit."

Nun schwenkten die andern die Hüte, und: „Vivat das hohe Brautpaar," schrien sie jubelnd, „hoch lebe unser Tempelherr der Unsterblichkeit!" und der Dudelsack schnarrte wieder einen Tusch dazu.

Da schlugen plötzlich die großen Hunde an, die jede Nacht um ihr Lager die Runde machten, die Gesellen horchten auf, es war auf einmal alles totenstill. Man hörte in der Ferne Äste knacken, wie wenn jemand durchs Dickicht bräche, es kam immer näher; jetzt vernahmen sie deutlich Fußtritte und Stimmen, die Wipfel der Sträucher bewegten sich schon, Schreckenberger nahm schnell seine Muskete und zielte nach der Gegend hin.

Plötzlich aber ließ er Arm und Flinte wieder sinken: „I Pamphil, wo kommst denn du hergezigeunert!" rief er ganz verwundert aus. Der Puppenspieler trat aus dem Gebüsch, Seppi und Denkeli hinter ihm, die großen Hunde, denen sie Brocken zuwarf, gaben ihnen frei Geleit. Der Puppenspieler visierte erst die ganze Gesellschaft rings im Kreise scharf mit dem einen Auge, dann, da er lauter bekannte Gesichter bemerkte, nahm er das schwarze Pflaster vom andern. „Hast du wieder Mondfinsternis gemacht, um besser zu mausen?" fragte lachend der Landsknecht. — „Wir sind alle im abnehmenden Mond bei dem wachsenden Frieden," erwiderte Pamphil, „wir haben den faulen Bauern die Felder mit Blut gedüngt, nun schießt alles in Kraut und Rüben, die Welt wird noch ersticken vor Langerweile. Aber was treibt ihr hier,

ihr alten Kriegsgurgeln, man hört euch ja eine halbe Meile weit durch die stille Nacht, ich konnt' nicht fehlen."

Nun raschelte es in allen Winkeln, immer mehr wilde Gestalten richteten sich aus dem Dunkel empor, da war des Begrüßens, Händeschüttelns und Fragens kein Ende. Wie sie aber hörten, daß Pamphil soeben von dem Schlosse kam, das sie unterwegs von fern überm Walde gesehn, trat alles um ihn herum, und da er von zwei Kavalieren droben erzählte und von einem schönen Reisewagen im Hofe, mußte er ihnen alles ausführlich beschreiben; sie zweifelten nicht, daß es die beiden Edelleute mit der Karosse seien, die sie vor einiger Zeit bei Nacht in dem Städtchen gesehen und die ihnen dann im Walde mitten durchs Kreuzfeuer ihrer Pistolen so schnöde entwischt.

Unterdes saß Denkeli seitwärts auf einem Baumsturz, den Kopf in die Hand gestützt und ohne sich um die andern zu bekümmern; man wußte nicht, ob sie müde oder traurig. Das stach den Gesellen in die Augen, einige wollten sich galant zeigen und scharrten und kollerten wie aufgeblasene Truthähne um sie herum. Der Holzsche Jäger, kecker als die andern, schlich sich leis von hinten heran, um das Mädchen zu küssen, da wandt' sie sich und gab ihm unversehens eine Ohrfeige, daß es laut klatschte. Der Ueberraschte griff wütend nach seinem Hirschfänger, aber der Puppenspieler, der alles bemerkt, hatte ihn schon von unten an dem einen Bein gefaßt und hob ihn so, zu allgemeinem Gelächter, mit ausgestrecktem Arm hoch über sich in die Luft. „Bleibt meiner Denkeli vom Leib," rief er mit martialischen Mienen, „oder ich mach' meine schönsten Kunststücke an euren eigenen Knochen durch!" — „Laßt sie nur," sagte Denkeli, „ich werde schon allein mit ihnen fertig, heute kommen sie mir gerade recht." — Der Jäger, da er wieder auf dem Boden war, sah den Puppenspieler halb verwundert, halb trotzig vom Kopf bis zu den Füßen an, wie ein Mops, der unverhofft auf einen Bullenbeißer gestoßen.

Denkeli aber blickte scharf zur Seite zwischen die dunklen Bäume, dort waren die andern unterdes wieder zusammen=



getreten und redeten heimlich untereinander in der Spitzbubensprache. Eine entsetzliche Ahnung stieg plötzlich in ihrer Seele auf, denn sie hörte von Zeit zu Zeit des reichen Fräuleins auf dem Schloß und der beiden Kavaliers erwähnen. Ihr Herz klopfte; scheinbar gleichgültig am Feuer kauend und die Flamme schürend, horchte sie mit wachsender Angst hinüber, da erfuhr und erriet sie nach und nach alles: wie sie noch heute den Berg hinaufschleichen, das schlechtverwahrte Schloß im ersten Schlafe überfallen und die Be- raubten auf ewig still machen wollten. Auch der Vater trat nun hinzu und schien mancherlei guten Rat zu erteilen.

Denkeli dachte mit Schrecken an Siglhupfer, den sie oben gesehen. Sonst achtete sie wenig auf die Anschläge der Männer, sie war von Jugend dran gewöhnt; jetzt kam ihr auf einmal alles ganz anders und unheimlich vor. Aber zu verhindern war's nicht mehr, das wußt' sie wohl, eher hätte sie den Sturmwind im Fluge wenden können. So suchte sie nach kurzem Bedenken unbemerkt die Pistolen des Vaters hervor, lud sie und legte drauf hastig ihren schönsten Putz an; ihre Augen funkelten, und wie sie auf einmal, von den schwarzen Locken umringelt, sich in ihrem Schmuck am Feuer aufrichtete, erschraf alles, so prächtig war sie. Der Vater lobte sie, daß sie etwas auf sich hielt' vor den Leuten. Sie erwiderte rasch: sie wisse schon alles, sie habe sich die Gegend wohl gemerkt und wolle nach dem Schloß vorausgehn, um auszufund- schaften, ob der Wald sicher, eh' die andern nachkämen. Es fiel dem Vater nicht auf, er kannte sie, wie beherzt sie war. Da stand sie noch einen Augenblick zögernd. „Lebt wohl,“ sagte sie dann aus tiefstem Herzensgrund. Der Vater stutzte bei dem ungewöhnlich bewegten Klang der Stimme und sah ihr in Gedanken nach, aber, ihr Tamburin schwingend, war sie schon im Walde verschwunden.

## 6. Viel Lärmen um nichts

Währenddes ruhte schon alles im Schloß, nur Klarinett konnte vor den vielen schlagenden Nachtigallen im Garten

nicht einschlafen. Der Mond schien hell durch das ganze Zimmer, manchmal bewegte die Zugluft die alten Tapeten, und wo sie zerrissen, waren auf den kahlen Wänden, dem Stammbuch müßiger Soldaten, überall Gesichter und Figuren ungeschickt mit Kohle gemalt. Seitwärts in einen weiten damastenen Schlafrock gehüllt saß er auf dem schweren Himmelbett, an dem Himmel und Betten fehlten, und dachte über seine immer näher heranrückende Vermählung nach. — Jetzt öffnete er ungeduldig ein Fenster, der frische Waldhauch wehte ihn plötzlich über die Dächer an, da war's, als wollten die rauschenden Wipfel ihn an ein Lied erinnern, das er früher gar oft in solcher nächtlichen Einsamkeit gesungen. Er besann sich lange, dann stimmte er, halb singend, halb sprechend, leise vor sich an:

„Es ist ein Klang gekommen  
Herüber durch die Luft.“

Die Weise wollte ihm durchaus nicht einfallen —

„Der Wind hat's gebracht und genommen —“

Er ärgerte sich, daß er hier alles verlernt, was ihm sonst lieb gewesen, es wurde ihm so heiß und angst, er schob's auf den ungewohnten Ungarwein und eilte endlich aus dem schwülen Gemach, die stille Treppe hinab, durch ein verborgenes Pförtchen ins Freie. Er ging so eilig durch den Garten, daß er sich alle Augenblicke in die weiten Falten des Schlafrockes verwickelte, die Mücken stachen ihn, die Gedanken jagten sich ihm durch die Seele wie die Wolken am Himmel, er wußt' sich gar nicht zu retten. „Sei kein Narr, sei kein Narr,“ sagte er hastig zu sich selbst, „ein Schloß, drei Weiler, vier Teiche und fette Karpfen und Untertanen und Himmelbett — Und was macht die Frau Liebste? — Danke für höfliche Nachfrag', sie wiegt — Ach und die lieben Kleinen? — Sie schreien, und die Wiegen rumpeln — Und derweil rauscht der Wald draußen und schilt mich, und die Rehe gucken durch den Gartenzaun und lachen mich aus — ja, Wald und Rehe, als wenn das alles nur so zum Einheizen und Essen wär'!“ —



So war er in seinem Eifer mit dem langen Schlafrock mitten ins Dickicht zwischen Dornen und Nesseln geraten, und als er sich umfah, erblickte er wahrhaftig die wunderbare Fei in einem Fensterbogen über sich. Er starrte betroffen hin, denn dieser Teil des Schlosses war völlig wüst und unbesetzt; auch kam die Gestalt ihm jetzt schlanker und ganz anders vor als Euphrosine, sie bog sich weit herüber, als säh' sie nach jemand aus, ihn schauerte. — Da schien sie ihn zu bemerken und verschwand schnell wieder am Fenster.

Jetzt aber hörte er zu seinem Erstaunen eine wunderschöne Stimme singen, bald näher, bald ferner, wie in goldenen Kreisen um das ganze stille Haus. Er stutzte und hielt den Atem an, das Herz wurde ihm so leicht und fröhlich bei dem Klange, die Luft kam vom Schloß, er meinte die Weise zu kennen aus alter Zeit. Da schlug er sich plötzlich vor die Stirn, jetzt wußt' er auf einmal das Lied, auf das er sich niemals besinnen konnte, und sang jauchzend aus frischer Brust:

„Es ist ein Klang gekommen  
Herüber durch die Luft,  
Der Wind hat's gebracht und genommen,  
Ich weiß nicht, wer mich ruft.  
Es schallt der Grund von Hufen,  
In der Ferne fiel ein Schuß —  
Das sind die Jäger, die rufen,  
Daß ich hinunter muß!“

Und auf einmal ganz nahe unter dem Garten antwortete die Stimme:

„Das sind nicht die Jäger — im Grunde  
Gehn Stimmen hin und her,  
Hüt' dich zu dieser Stunde!  
Mein Herz ist mir zu schwer,  
Wer dich lieb hat, macht die Runde,  
Steig nieder und frag' nicht, wer?  
Ich führ' dich aus diesem Grunde —  
Dann siehst du mich nimmermehr.“

Aber Klarinett hatte schon den Schlafrock abgeworfen, er fühlte sich auf einmal so leicht in dem alten Wanderkleid und schaute in das stille Meer der Nacht, als hörte er die Glocken gehen von den versunkenen Städten darunter, und aus dem Waldgrund tönte der Gesang immerfort dazwischen:

„Ich weiß einen großen Garten,  
Wo die wilden Blumen stehn,  
Die Engel frühmorgens sein warten,  
Wenn alles noch still auf den Höhen,  
Manch zackiges Schloß steht darinne,  
Die Rehe grasen ums Haus,  
Da sieht man weit von der Zinne  
Weit über die Länder hinaus —“

Klarinett erkannte die Stimme recht gut, und ganz verwirrt, zwischen den wankenden Schatten der Bäume stieg er durch den Garten in die mondbeglänzte Einsamkeit hinab, immer tiefer, tiefer; das Schloß war hinter ihm schon versunken.

Nun wurde oben alles wieder totenstill, nur der Wetterhahn auf dem Turm drehte sich unruhig im Winde hin und her, als traute er der falschen Nacht nicht und wollte die Schlafenden warnen. Da raschelt plötzlich etwas in der Ferne; lockeres Steingeröll, wie hinter Fußtritten, rollt schallend in den Abgrund, drauf wieder die alte unermessliche Stille. Allmählich aber schien das heimliche Geknister ringsum sich zu nähern, manchmal fuhr ein verstörter Waldvogel aus dem Gebüsch, sich erschrocken in wildem Zickzack in die Nachtluft stürzend, da und dort blinkte es wie Stahl auf und funkelten wilde Augen durchs Gesträuch. Jetzt trat eine fremde Gestalt vorsichtig aus den Hecken hervor, ein zweiter und mehrere folgten von allen Seiten, die ganze Bande mit Blendlaternen, Brecheisen, Stricken und Leitern schritt sacht und lautlos dem Schlosse zu. — „Nur immer mir nach hier die Marmorstufen hinauf,“ flüsterte der Puppenspieler zurück. Sie arbeiteten nun, daß ihnen die Schweißtropfen aus



dem struppigen Haar rannen, an der verschlossenen Thür, um sie unbemerkt zu öffnen. Andere hoben ungeduldig indes die Scheiben aus den Fenstern und legten die Leitern an, eifrig hinansteigend. Indem aber tut auch die Thür sich schon mit Krachen auf, und das ganze Gesindel durch Fenster und Thür stürzt auf einmal mitten in den Gartensaal. — „Das Fräulein!“ schreit plötzlich der Puppenspieler. Euphrosine, von ihrem Diener begleitet, erschrocken, mit fliegendem Haar im Widerschein eines Windlichts tritt ihnen rasch entgegen. — „Was Teufel, die tolle Sinka!“ ruft da der Holksche Jäger, und alle stehn wie verzaubert.

Pamphil war der erste, der sich von seinem Erstaunen wieder erholte. „Was ist das, wie kommt ihr hierher?“ fragte er den Diener, „ich traf dich doch erst vor kurzem in Halle, es war gerade Geburtstag, glaub' ich, und Maskerade in des Grafen Gerold Haus an der Stadtmauer; da sagtest du, du hättest einen Schatz drin.“ — „Und den hab' ich auch in der folgenden Nacht gehoben aus der Jungfernkammer auf mein Ross,“ entgegnete der Diener, „denn Sinka war Kammerjungfer im Haus, und ich entführte sie die Nacht nach dem Feste.“ — Wie die andern so viel von Schätzen hörten, schrien alle durcheinander: da stecke was dahinter, sie wußten's wohl, Sinka hätte hier auf dem Schloß wie eine Prinzessin gelebt und aus dem gräflichen Hause mehr als ihren Abschied genommen, auch sei sie ihnen noch ihre Regimentskasse schuldig, sie sollte ihnen zur Goldtruhe vorleuchten, oder sie würden ihr das Schloß überm Kopfe anzünden.

Sinka blickte ratlos umher, wie nach einem guten Einfall, denn sie gedachte des in Halle gestohlenen Schmuckkästchens droben unter ihrem Bett und verwünschte im Herzen die beiden Kavaliere und ihr Heiratsprojekt, das sie so lange hier im Schlosse aufgehalten. Doch die Gesellen ließen keine Bedenkzeit; überwacht und in der übelsten Laune stürmten die einen schon die innere Saalthür, die andern wollten das Schlafzimmer der beiden Edelleute auffuchen, wieder

andere verrannten diesen wie jenen den Weg, um die ersten zu sein beim Gange, und jeder zankte auf den Puppenspieler, daß er sie mit seinem falschen Schloßfräulein verziert. So gerieten endlich alle, lärmend, stoßend und über die Marmorstufen sich wieder hinabdrängend, auf dem Gartenplatz vor dem Schlosse wütend aneinander. Vergebens warf sich Sinka dazwischen und schimpfte sie wilde Gänse, die ihr ins Netz fielen und alle Maschen zerrissen, da sie eben einen jungen Goldfasan fangen wollte; morgen sei die Hochzeit mit dem Rittmeister, sie wolle ehrlich mit ihnen teilen. Keiner hörte mehr, alles stach, hieb und rauste in der stockfinsternen Nacht, daß die Felsen flogen und die Funken von den Klingen sprühten.

Da schrie plötzlich Sinka durchdringend auf, mit Entsetzen bemerken sie auf einmal mitten unter sich ein fremdes Gesicht, jetzt wieder eins, bald da, bald dort beim Streiflicht des Mondes immer mehr unbekannte Gestalten, die schweigend mit kämpfen, die eine von furchtbarem Aussehen ingrimmig durch den dicksten Haufen mähend, als söchte der Teufel mit ihnen. Da faßt alle ein unwiderstehliches Grauen, und Sinka voran, stiebt plötzlich der ganze verbissene Knäuel, wie ein Nachtspuk, in die Waldschluchten auseinander.

Nur der grimme Fechter, mit zerhauennem Hute blutend auf ein Knie gesunken, verteidigte sich noch immer gegen die geisterhafte Runde der Unbekannten, die nun allein auf dem Platz zurückgeblieben. Der eine leuchtete ihm mit seiner Fackel unter die herabhängende Hutkrempe — „Ei, Herr Suppius, was machen Sie denn hier!“ rief er erschrocken zurückprallend.

Suppius — der bei dem ersten Lärm sich sogleich aus seinem Schlafgemach in das Getümmel gestürzt hatte — blickte im Kreise herum und erkannte nun mit großem Erstaunen einige reichgekleidete Jäger des Grafen Gerold aus Halle, die er damals öfters gesehn, wenn er unter den Fenstern seiner eingebildeten Geliebten vorbeistrich. Sie halfen ihm sogleich wieder auf die Beine, und da sie seine umherschweifenden fragenden Blicke bemerkten, erzählten sie ihm



in aller Geschwindigkeit, wie ihrem Herrn vor kurzem, da er mit seiner Tochter im nächsten Städtchen übernachtet, eine Karosse nebst Effekten, die er auf der Reise vorausgeschickt, verwegen weggeschnappt worden; da seien sie endlich der Diebsbande auf die Spur gekommen und ihr immer dicht auf den Fersen bis hier zu des Grafen wüstem Jagdschloß gefolgt.

„Des Grafen Schloß?“ fragte Suppius ganz verwirrt. Aber er hatte nicht Zeit, sich lange zu verwundern. „Wo ist der Samson, der die Philister geschlagen?“ rief ein stattlicher Herr im Garten. Es war der Graf Gerold selbst, der, sich rasch vom Pferde schwingend, herzutrat und den abenteu-erlichen Studenten mit heimlichem Lächeln betrachtete. Hinter ihm hielt seine Tochter, im ersten Morgenlicht mit den wallenden Federn vom Zelter nickend. — Das ist sie wirklich und lebhaftig! dachte Suppius überrascht.

Nun war unter den Schalken ringsum viel Rühmens von dem wütenden Studenten, der wie ein Sturmwind das Gefindel auseinandergeblasen. Indem hatten die Jäger im Schloßhofe auch die verschwundene Karosse entdeckt, andere brachten soeben den verlorenen Reisekoffer mit den Staatskleidern und das gestohlene Schmuckkästchen herbei. Der lustige Graf, ohne lange zu kramen, zog sogleich eine schwere, goldene Kette hervor, aus lauter St. Jürgen und Lindwürmern künstlich zusammengefügt, und reichte sie seiner Tochter, die mußte sie feierlich dem tapfern Retter des Schloßes um den Hals hängen. Dann gab er seinen Leuten einen Wink. Da setzten sie rasch die Trompeten an und bliesen dem Suppius zu Ehren einen schmetternden Tusch, während die andern, eh' er sich's versah, ihn auf ihre Schultern schwen- gen und so im Triumph ins Schloß zum Frühstück trugen.

Unterdes war der Tag schon angebrochen, Suppius konnte von seinem lustigen Sitz weit über die Hecken weg ins Thal schauen. Da sah er, zu neuem Erstaunen, unten seinen Gefährten Klarinett zu Roß, seine Denkeli vor sich im Sattel, wie einen Morgenblitz am Saum des Waldes dahinfliegen.

Siglhupfer (denn niemand anders war Klarinett) hatte sich nicht getäuscht: Denke! entschlossen, mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihn zu warnen und zu retten, war die singende Fei im Fenster gewesen — nun verstand er erst die Sage; soweit man vom Turm des Schlosses sehen konnte, es war ja alles, alles wieder sein!

Oben aber schmetterten jetzt von frischem die Trompeten, Vivat und Jubelgeschrei, und hinter sich sah Suppius die Hüte schwenken und Weinflaschen blinken und die schönen Augen der jungen Gräfin dazwischen funkeln. — So hatte er, wie man die Hand umdreht, sein Glück gemacht — Siglhupfer aber blieb fortan in den Wäldern selig verschollen. —





# Die Freier

## Luftspiel in drei Aufzügen

## Personen:

Gräfin Adele  
Flora, ihr Kammermädchen  
Graf Leonard  
Hofrat Gleder  
Glitt, ein Schauspieler  
Schlender, ein Musikant  
Viktor, Jäger  
Friedmann, Gärtner } im Dienste der Gräfin  
Marie, Friedmanns Nichte  
Knoll, ein Weinschenk  
Ein Bote



## Erster Aufzug

### Erste Scene

Studierstube, Akten liegen auf den Stühlen. Hofrat Gleder sitzt auf einem Reitsessel vor dem Pult und schreibt

Gleder. Vorwärts! vorwärts! Morgenstunde ist die stille Saatzeit der Gedanken. (Er schreibt.) „Das Amt hat dem Mäusefraß mit Energie und gebührendem Ernste entgegenzutreten.“ — Ja, es ist des Mannes edelster Beruf, so unmittelbar in das Leben, in die Welt zu greifen. Vaterland — deutsches Vaterland — ein erhabener Gedanke! (Er schreibt.) „Mäusefallen aber sind nicht etatsmäßig und können nicht passieren, wonach sich zu achten.“ — So, diese wichtige Angelegenheit wäre auch reguliert. Frisch weiter! Was kommt nun? (Er steht auf und wühlt in den Akten.) Das ist fertig — hier ebenfalls — das auch. Weiß Gott! ich habe alles schon abgemacht! Ach, das ist ärgerlich, die kostbare Morgenzeit! Was fange ich nun an? — Nur nicht lange besonnen, die Zeit entflieht, man muß jede Minute benutzen, sich menschlich auszubilden. Harmonie der Kräfte ist das erste Gesetz. (Er hat den Schreibtisch mitten in die Stube gestellt und macht gymnastische Übungen. Währenddessen tritt ein Bote herein und bleibt verwundert stehen.)

Bote. O Herr Hofrat! Was machen Sie denn da?

Gleder (erschrocken). Ich? Wahrhaftig — ei, so früh schon vom Bureau?

Bote. Ich habe in meinen jungen Jahren immer so viel vom Turnieren gelesen —

Gleder. Turnen, turnen heißt das, guter Mann.

Bote. Wahrhaftig, wenn Sie nichts dawider hätten, ich möcht' das Ding einmal selbst probieren.

Gleder. Ich bitte Sie, tun Sie Ihrer edlen Aufwallung keinen Zwang an! Versuchen Sie, das Volk ist ja eben um dieser Gesittungsanstalten willen da.

Bote. Nun, in Gottes Namen. (Er springt.) Hopp!

Gleder. Ah — nicht doch diesen barbarischen Laut dazu! Das will mit Würde, mit geziemendem Ernst getrieben sein.

Sehen Sie, so — der Schwerpunkt ruht auf den beiden Ballen, der Körper bildet einen stumpfen Winkel. (Er springt.)

Vote. Nun treff' ich's auch.

(Er macht einen Sprung und fällt jenseits nieder.)

Fleder (ihn aufhebend). Sie haben doch keinen Schaden genommen?

Vote (aufstehend). Bloß eine sanfte Empfindung hinten. — Es geschieht mir schon recht, das soll so ein alter Esel den Jungen überlassen. — Aber über dem Turnieren da wäre ich bald returniert, ohne — (Er sucht in seinen Taschen.) Ich soll — der Präsident — oh, er ist verloren!

Fleder. Was, um Gottes willen! verloren? Und das sagen Sie mir erst jetzt? Was ist geschehen? Wie verließen Sie ihn, wie sah er aus?

Vote. Blau, mit einem eingekniffenen Eselsohr.

Fleder. Blau? Liegt er?

Vote. Nein, Gott sei Dank, er sitzt —

Fleder. Fest?

Vote. Ja, im Futter.

Fleder. Wer?

Vote. Was? (Er zieht einen Brief in blauem Umschlage hervor und übergibt ihn Fleder.) Da ist er.

Fleder. Aber ich begreife nicht —

Vote. Na, na, ich hab' nicht länger Zeit. Guten Morgen! (Ab.)

Fleder. Hat mich der einfältige Mensch doch erschreckt! Er ist immer so dumm zu verstehen. — Das Schreiben ist vom Präsidenten selbst, seine gewöhnlich vergnügte Hand. (Er erbricht den Brief.) Ach — eine konfidentielle Mitteilung! Laß sehen, was gibt es da? (Er liest.)

„Bester Hofrat Fleder! Sie kennen meinen alten Lieblingswunsch, daß mein Nefse, der junge Graf Leonard, der soeben von Reisen zurückgekehrt ist, endlich das ewige, zwecklose Umherschweifen lasse, sich vermähle und seine Kenntnisse und Talente der Welt zum besten gebe.“

Gott, ja wohl, des Würdigen beut die ernste Zeit so viel! — „Ich habe daher meinem Nefsen zuredet, um die Hand



der unabhängigen, liebenswürdigen und reichen Gräfin Adele zu werben. Sie lebt, wie Sie wissen, jetzt auf ihrem einsamen Waldschloß, weil ihr die Residenz zu langweilig ist. Er hat sich vor der Langweiligkeit der Welt in die Residenz geflüchtet, um unsere Kurzweil gründlich zu studieren. Sie verachtet die Männer, er die Weiber. Sie ist launisch, phantastisch, er verfolgt wütend die Phantasten und ist doch selbst der größte — in Summa: die beiden passen zusammen wie zwei scharfgezahnte Räder, wenn's auch anfangs tüchtig knarrt. Das wäre nun alles gut. Aber kaum erzählte ich ihm von allen diesen Kuriositäten der Gräfin, so sprang er zerstreut vom Stuhle auf; ich füge noch hinzu, daß sie oft reisende Künstler auf ihrem Schlosse sieht — da griff er nach seinem Hut; daß sie sie aber immer am folgenden Morgen wieder fortjagt, weil sie ihr zu ordentlich sind — da ist der Narr schon zur Türe hinaus. — Nun hör' ich soeben, daß er gar schon hingereist ist, aber, wie ich von sicherer Hand weiß, wieder ganz auf seine Weise: er will nämlich — denken Sie nur! — unerkannt, als reisender Schauspieler das Schloß der Gräfin besuchen."

O irregeleiteter Jüngling! o armer, würdiger Dheim! — „Ich fürchte da wieder große Konfusion und wünschte sehr, daß ein Dritter auf dem Schlosse ein wenig zum Rechten sähe, um im Falle sehr wahrscheinlicher dummer Streiche alles möglichst ins Gleis zu bringen oder doch jedenfalls mich von dem Ausgange schnell in Kenntniß zu setzen; aber das müßte jemand sein, der allen unbekannt ist, denn merken die lustigen Vögel etwas davon, so sitze ich mit meinem Kuppelpelz wie der Schuhu auf der Stange, sie stoßen alle nach mir. — Ich weiß, lieber Gleder, wie Sie immer recht erpicht sind auf Menschheitsveredlung und nach nützlichen Taten dürsten; hier gibt es einmal einen rechten Humpen für solchen Durst. — Die Gräfin Adele kennt Sie nicht persönlich, Leonard ebenso wenig, Sie aber haben ihn schon einmal bei mir aus dem Kabinett gesehen und werden ihn leicht wiedererkennen. Daneben blasen Sie auch scharmant die Flöte."

In der That, wenn der seelenvolle Blick manches gebildeten weiblichen Wesens bei den schwierigen Passagen nicht log —

„Wie wäre es, wenn Sie selbst sich nach dem Schlosse aufmachten, allenfalls unter erdichtetem Namen, als reisender Musikus, gleichsam so hingeblassen. — Aber was geschehen soll, geschehe schnell, recht schnell! Denn mein Neffe, wie gesagt, ist schon fort, darum wählte ich der Kürze wegen die schriftliche Mitteilung in der frühesten Morgenzeit.

Postskript: Sie haben die junge Gräfin noch niemals gesehen. Um des Himmels willen nehmen Sie sich in acht, daß die Verwirrung nicht noch größer wird!“

In acht? — Diese Nachschrift ist ein Tintenfleck auf die reine Seele des Präsidenten! Hält er mich für einen Jungfernknecht wie den gemeinen Haufen? — (Indem er den Brief schnell einsteckt.) Nun, des Mannes Antwort ist die That. Ich reise als Flötenspieler zur Gräfin, noch in dieser Stunde. Heilige Pflicht, zwei verwilderte Herzen für die allgemeine Sache der Menschheit zu erwärmen durch ernster Rede Kraft — die jüngste Regierungsratsstelle wird nächstens erledigt — die gebührende Achtung vor der Familie meines würdigen Chefs — sie wirft jährlich tausend Taler ab — ja, ein edler Vorwurf, so recht unmittelbar in das Leben hinein zu nützen — und freie Wohnung nebstbei — fort, hinaus, zu Pferde!  
(Eilig ab.)

### Zweite Szene

Das Innere einer Dorfschenke. F l i t t und S c h l e n d e r sitzen schlafend auf Stühlen

F l i t t (erwacht und sieht an sich herunter, nach einer Pause). Eine längliche Ansicht, viel Einsicht, manche Durchsicht. — Ich glaube, ich werde von dem Über=Stühle=und=Bänke=Hängen immer länger und länger, wie ein Perspektiv. Wo will das am Ende hinaus? — Laß sehen, ob meine Stimme über Nacht nicht erdurstet ist.  
(Er singt schläfrig.)

Wenn die Nacht vor Altersschwächen  
Drückt ihr letztes Auge zu:



Geht der Hirt den Tag anbrechen  
Und bläst tu, tu, tu, tu.

Schlender (auffahrend). Was ist's?

Flitt. Ich weck' nur das liebe Vieh auf.

Schlender (sich umsehend). Wahrhaftig, schon wieder Tag, und beißt auch gleich so in die Augen! Daß der Sonne auch nicht die Zeit lang wird, so vom frühen Morgen bis in den späten Abend in ein solches Wirtshaus hineinzuscheinen.

Flitt. *Aurora musis amica*. Sie weiß, daß dieses sperlingsstichig gewesene Schindeldach zwei Künstler beherbergt, sie begrüßt das Handwerk. Aber wie geht's dir, alte Muse?

Schlender. Es geht vielmehr noch gar nicht, es hängt noch alles so miserabel an mir, mir tun alle Haare weh.

Flitt. Geduld, guter Schlender, Geduld! Dein Wandel wird dich wie eine herzhaftes Magd bald so kahl scheuern, daß ich keinen Groschen für die leere Glaze geben möchte.

Schlender. Groschen? — Sag, lieber Flitt, hast du noch was in der Tasche?

Flitt. Bloß ein großes Loch. Da, ich komme mit der ganzen Hand durch, und wenn sie zwanzig Finger hätte. Aber du? Untersuch' doch einmal —

Schlender (nach seiner Rocktasche greifend, erschrocken). Bei Gott, ich habe gar keine Tasche mehr!

Flitt (lachend). Du warst außer dir, Schlender, nun weißt du's nicht einmal. Ja, eine lustige Nacht! Aber aus dem guten Humor wurde ein böser Rumor, da rissen dir die einen im Getümmel die Rockschöße vom Leibe, und die andern flickten ihn wieder mit blauen Flecken.

Schlender. Mir? Aber weshalb denn?

Flitt. Beim Spiele, Freundchen. Der Wein eröffnet das Herz. Du warst zu aufrichtig mit deinen falschen Würfeln, und darüber entstand die lebhafteste Teilnahme in der ganzen Gesellschaft.

Schlender (sich in seinem halben Grad von allen Seiten be-  
sehend). Das ist gottserbärmlich, wie ich ausschau'. Nein, das muß anders werden, bei dem Leben kommt nichts heraus —

Flitt. Als der Ellbogen aus dem Ärmel.

Schlender. Ich hab' mir's ernstlich überlegt —

Flitt. Leg' dich noch einmal über, Schlender, und schlaf besser aus, du bekommst schon wieder deinen Razenjammer.

Schlender. Nein, guter Flitt, diesmal ist's mein unerschütterlicher Vorsatz, ich mache einen neuen Absatz in meinem Leben!

Flitt. Was? Noch einen neuen Absatz an solchen alten, ausgetretenen Schuh?

Schlender. Wir sind auf Umwegen zur Tugend begriffen — ich bin noch jung, talentvoll, schön gebaut — ich will mich ganz umwenden.

Flitt. Lohnt nicht, lohnt nicht, bist schon von beiden Seiten verteuft abgetragen. — Frisch, laß uns lieber etwas auf deinen neuen Absatz trinken. — Heda, Wirt, dicker Olgöze, schrote dich heraus, altes Weinsatz!

Knoll (tritt ein). Bon schnur, Bestiös! Was macht Ihr da schon wieder für Lärm bei so frühem, nachtschwärmen-dem Tage?

Flitt. Bon schnur? — Häng' dich daran, alter Gallimathias! Vorher aber gib uns noch von deinem schlechten französischen Weine auf unser gutes deutsches Wort.

Knoll. Parasol d'honneur! ein Wort ist ein Wind, und ein Wind ist nichts, und auf nichts geb' ich nichts mehr.

Flitt. Oho, mein Wort und dein Wein sind einander gerade wert. Also du willst wirklich nicht länger mehr auf mein ehrlich Gesicht?

Knoll. Kupfer, eitel Kupfer!

Flitt. Aber kostbares Kupfer, ich hätte eine Nase von Gold dafür haben können.

Knoll. Ihr hättet sie doch wieder im Weinkrüge sitzen lassen.

Flitt. Hör', Knoll, ich habe einen durstigen Einfall. Hör' einmal, wenn du durch deinen Speck noch Vernunft hören kannst.

Knoll. Nun, kretipleti, Bestiös?



Flitt. Mein Kamerad da ist ein Virtuos auf der Geige, wie du weißt, und ich bin ein reisender Schauspieler; meiner Treu, wir wollen unsere Talente hier nicht länger verschimmeln lassen!

Knoll. Hat keine Not wegen des Verschimmeln's, sie haben Euch erst heute nacht wieder tüchtig gescheuert.

Flitt. Ich bitt' dich, schluck' jetzt deinen Witz hinunter und wenn du daran erwürgen solltest! — Also ich sage: ich und mein Kamerad da, wir haben beide einen devoranten guten Geschmack; was gibt's nun hier in der Runde für Herrschaften, die auf ihre Ausbildung was draufgehen lassen? Wer wohnt zum Beispiel in dem großen Schlosse, das man dort vom Berge sieht?

Knoll. Die Gräfin Adele — wollt' sagen: Krudele, denn sie stößt alle Liebhaber vor den Kopf, schlägt viel Geld tot, schlägt die Laute, schlägt Triller —

Flitt. Genug des Gemetzels, Barbar! Da wollen wir hin und frisch mit dreinschlagen, ich denk', es soll einen guten Silberklang geben. Schlender! — Der Herr ist wahrhaftig vor Schermut wieder eingeschlafen. — Halt, da blitzt's mir eben durch den ganzen Kopf! — Still, still, stör' ihn nicht. — Sag' mir einmal, Knoll, wie haben dir heute nacht seine Würfel gefallen?

Knoll. Sie sind gut gefallen; sie hatten alleweil so viele Augen, daß sie den feinsten Silberstich aus der tiefsten Tasche herauslasen.

Flitt. Möchtest du die Dinger wohl haben, mein Lieber?

Knoll. Quinten, pure Quinten! Was ist eigentlich Eure Intention dabei?

Flitt. Ich bin einmal so ein ehrlicher Bursche, daß ich's niemals in der Welt zu etwas Rechtschaffenem bringen kann; ich möchte gern uns allen dreien helfen, bevor dich der Teufel ganz in deinem Talg erstickt hat. — Sieh, erstens: Mein Kollege da hat beschlossen, sich ganz umzuwenden; wir wollen ihm helfen auf dem Wege der Besserung — erst die Taschen!

(Er wendet vorsichtig Schlenders Tasche um.) Er hat von seinen Nachtsünden Zahnschmerzen in den Haaren, wir wollen ihm die schadhafte Knochen ausziehen. — (Er bringt Würfel aus Schlenders Tasche hervor.) Da sind sie! — Nunmehr zweitens —

Knoll. Eure Intention! Eure Intention!

Flitt. Also zweitens: Wir haben dir unsere guten feinen Kleider zum Pfande gegeben, da wir mehr Durst als Geld hatten. Wieviel haben wir davon noch zugute, wenn du die doppelten Kreidestriche abrechnest?

Knoll. Jeder einen halben Armel etwa.

Flitt. Eine lumpige Sicherheit! Sei kein Narr, gib mir die Kleider heraus, und du sollst die Würfel haben. — Nun?

Knoll. Knifftheologie, lauter Knifftheologie! Pfiße tragen Püffe! — Nein, behaltet Ihr Eure Knochen da auf neue Kleider, und ich behalte Eure neuen Kleider für meine eigenen Knochen.

Flitt. Bist du gescheit? Unsere Kleider für dich? — Einen Frack über den Bauch, den andern über den Rücken, in jede Pumphose einen Arm, da bleibt dir nichts für die Beine; willst du herumgehen wie ein Bergschotte? — Aber mir auch recht, wie du willst — eigentlich — wie ich mir's recht überlege. — Wie waren doch heute nacht die beiden Hauptwürfe Schlenders? Laß einmal sehen! (Er wirft.) Nummer eins!

Knoll (gespannt zusehend, für sich). Sei kein Narr, Knoll, ich bitt' dich, sei kein Narr.

Flitt (wirft wieder). Numero zwei: dix-huit!

Knoll. Nimm's mit — nimm's mit!

(Er geht zögernd in den Hintergrund und schließt einen Schrank auf.)

Flitt (für sich). Wahrhaftig, der Walfisch beißt an! Gott segne seinen breiten Rücken! Jetzt geschwind gewechselt, die falschen Köder in die Tasche und meine aufrichtigen ordinären Würfel auf den Tisch. (Er steckt die falschen Würfel ein und legt andere hin.) So — und dann rasch fort von hier, sonst bekomme ich noch Agio aufgezählt in dem Wechselnegoz.



Knoll. Da ist der Blunder! (Er wirft einen Paß auf den Tisch, während er mit der andern Hand hastig die Würfel ergreift und einsteckt.) Nun weiß ich, was ich habe, und nies' Euch was auf Eure Piffte. Ha ha ha!

Flitt (den Paß unter den Arm nehmend). Prosit! Ha ha ha!

Schlender (erwachend). Was ist denn das für ein Spektakel, daß man sein eigenes Nachdenken nicht hören kann?

Flitt. Munter, Schlender! Frisch auf, zur Gräfin Fortuna! — Ha ha ha! Du schaust ja so bedenklich und verschoben wie ein Parapluie im Sturmwind.

Schlender. Parapluie? Regnet's schon wieder ein?

Knoll. Muß doch, denn Ihr hängt ja nach allen Seiten über wie eine nasse Pelzmütze. Ha ha ha! die Ratten haben Euch über Nacht beknappert, Ihr seid so ohne Umschweife.

Schlender (springt wütend auf.) So darf mir niemand kommen, und wenn er noch so dick wäre! Was! hab' ich nicht Anno dreizehn den ganzen deutschen Patriotismus mitgemacht und bin als freiwilliger Janitschar vor dem Feinde ausgezogen und habe neben der Leipziger Schlacht die Becken geschlagen und bin —

Knoll. Kaldauen, Katabomben und Sonaten!

Schlender. Oh, ich fürcht' mich nicht, ich fürcht' mich gar nicht! Ich geb' nicht so viel auf so ein Ochsenmaul voll Worte; es hat schon manch dickerer Kerl, als du bist, mich durchgeprügelt —

Flitt (ihn nach der Thür drängend). Ich bitt' dich, Schlender, sei doch vergnügt, wenn du zur Thür hinausgeschmissen wirst. Willst du hier sitzen und alle Striche bezahlen, die wir da an die Wand getrunken haben?

Schlender. Betrunknen? Was! Wer ist betrunken?

Flitt (schiebt ihn zur Thüre hinaus). Ach, frag nicht soviel! Fort!

Knoll. Bon Paßage! Behüt' Euch Gott, daß Ihr in Euren Unternehmungen nicht wieder zurückkommt!

Flitt. Möchte uns unser Weg recht bald wieder weit an dir vorbeiführen. (Alle ab.)

### Dritte Szene

Wald. Man hört in weiter Ferne Waldhörner. Graf Leonard in etwas phantastischer Reiskleidung tritt auf

Leonard. Hallo, poet'sche Wirtschaft da! Von allen  
Kings Hörnerklänge, und wie Meereswogen [Gipfeln  
Hoch über mir frisch Rauschen in den Wipfeln,  
Als käm' durchs Holz geflogen  
Die Zaubergräfin auf phantast'schem Wesen  
Hier zum Walpurgistanze des Parnasses.  
Wer kein Genie ist, lass' es!  
Mir aber schwillt mein Busen so verwogen!  
Wo kühn hin über das gemeine Wesen  
Ein Weib das Seil der Poesie gezogen,  
Um drauf mit keckem Schwung und Neigen  
Sich vor dem Volk zu zeigen:  
Da will mich der Bajazzo in mir zwingen,  
Mich mit aufs Seil zu schwingen  
In Entrechats und unerhörten Sprüngen.  
Hopp! Nochmals hopp! Das Volk ist außer sich,  
Je höher die Gräfin, je höher ich –  
„Sie brechen den Hals, mein Lieber!“  
Hilft nichts! Dreimal noch in der Luft kopfüber  
Stürz' ich zuletzt mich ins Hurra der Menge,  
Verschlüpfend wieder ins gemeine Wesen,  
Und keiner im Gedränge  
Weiß, daß der Narr Graf Leonard gewesen.

Das ist das Flügelpferd mit Silberschellen,  
Das heitere Gefellen  
Emporhebt über Heidekraut und Klüfte,  
Daß durch den Strom der Lüfte,  
Die um den Reisehut melodisch pfeifen,  
Des Ernsts Gewalt und Torenlärm der Schlüfte  
Als Frühlingsjauchzen nur die Brust mag streifen;  
Und so im Flug belauschen  
Des trunken Liedergottes rüst'ge Söhne,  
Wenn alle Höhen und Täler blühen und rauschen,



Im Morgenbad des Lebens ew'ge Schöne,  
Die in dem Glanz erschrocken  
Sie glühend anblickt aus den dunklen Locken.  
So rauscht nur, Wälder, frisch! Ich wandre,  
Die Schöne sei mein Lieb und keine andre!  
(Er will weiter gehen, bleibt aber plötzlich, in die Ferne sehend, stehen.)  
Was gibt's denn dort? — Ich glaub', das Flügelpferd  
Hat eben zwei Genies da abgesetzt!  
Ein Ross, im Winde Mähn' und Zügel flatternd,  
Fliegt lustig waldwärts übern grünen Grund,  
Zwei Herren hinterdrein — nun fällt der eine,  
Der andre über ihn — das Pferd ist fort,  
Sie stehn und wundern sich — (Er ruft.) Hedal Hup hup!  
Schleuder (von der entgegengesetzten Seite, hinter der Szene).  
Hup hup!

Leonard (sich schnell umwendend). Was Tausend, noch ein  
Dritter! Die ich rief, hören mich nicht, und den ich höre,  
rief ich nicht. Hoho, guter Freund, sind Sie bloß ein Echo?

Schleuder (hinter der Szene). Laß die Narrenspossen und  
hilf mir lieber hier aus der Verwicklung! Hagebutten,  
Pfingstrosen, Stachelbeeren, alles niederträchtige Gewächs  
stichelt auf meine neue Kleidung.

Leonard. Wie soll ich Ihnen helfen? Ich sehe nichts  
von Ihnen als Ihre Stimme.

Schleuder (in eleganten Kleidern, eine Geige unter dem Arme,  
tritt auf). Was! Sind Sie nicht Flitt?

Leonard. Oh, ein Troubadour! Bei Gott, ein Trou-  
badour!

Schleuder (seine Geige in die Rocktasche steckend). Erlauben  
Sie, mein Herr, haben Sie nicht eingesatteltes Pferd gesehen?

Leonard. Jawohl, und zwei abgesattelte Herren hinter-  
drein. — Aber sagen Sie mir doch nur —

Schleuder. Die Landstürzer, die Schnappsackspringer,  
die! — Man hat seine Not mit vielen Domestiken, je mehr  
Gefolge, je weniger folgt es, je größer die Suite, je mehr  
Suiten werden gerissen.

Leonard. Wie, und alle diese Suitiers ritten auf einem Pferde?

Schlender. Oh, das hätte noch zwanzig mehr ertragen! Was denken Sie? Es war recht mein Augapfelschimmel!

Leonard. Nein, wahrhaftig, es war ein Brauner.

Schlender. Ja, oder mein Augenbrauner. Tausend Dukaten, auf Ehre! dafür hätt' ich ihn gegeben. Ich ritt einmal mit einem arabischen Lord, die bekanntlich die besten Pferde sind, um die Wette drauf — das hab' ich nun verloren!

Leonard. Meiner Treu, ich meine, das Pferd hat Sie verloren.

Schlender. Ja, ich muß nun zu Fuß gehen, leider! Aber es tut nichts, besser schlecht gegangen als gut gegangen, wer reitet, kann fallen, und wer zu Fuß geht, kann auch fallen, das ist mir alles egal.

Leonard (der unterdessen um ihn herumgegangen und ihn mit Vergnügen betrachtet hat). Bei Gott, wie eine Trödelbude! Der Frack zu lang, die Weste zu kurz — oh, ein köstlicher Fund!

Schlender. Fund? — Wieso Fund? (Für sich.) Das ist eine gute Geschichte! Ich glaube, der Kerl ist gar einer von den Glückrittern, die allezeit finden, was andern ehrlichen Leuten verloren geht.

Leonard. Wahrhaftig, ich lass' Sie nicht wieder los.

Schlender. Mich, mein Herr? Was wollen Sie von mir, mein Herr? Weil ich ein vornehmes Außeres habe? Ja, gehorsamster Diener!

Leonard. Ganz ergebenster! — Aber wie kamen Sie denn eigentlich in diesen Wald?

Schlender. Ja, wüßst' ich lieber, wie ich wieder herauskäme! — Aber das will ich Ihnen wohl sagen. Sehen Sie — treten Sie mir nur nicht so nahe, ich bin sehr empfindsam an den Hühneraugen — also: wir waren eben auf der Wanderschaft, und mein Kamerad Flitt lehrt mich unterwegs Galliarde springen und Pirouetten, kurz das ganze Solo mit den Füßen. — Aber bleiben Sie dort stehen, so — indem kommt ein fremder Herr zu Pferde des Weges daher. Ich



denk' an nichts und exerzier' mich so für mich fort in den Sprüngen, da kommt's mit einemmal dem Pferde auch in die Beine, ich sage Ihnen, wie ein Bock auf der grünen Wiese. Ich, nicht zu faul, streng' mich an mit Sätzen, das Pferd aber immer noch höher, mein Kamerad schreit, der Herr schimpft, das war ein Spektakel, vier Pferdebeine, zwei Stiefel, ein Paar Arme, alles wie Windmühlflügel in der Luft durcheinander. Endlich kommt der Hut auf die Erde geslogen und gleich darauf der ganze Herr, leider! Er aber geschwind wieder auf und läuft hinter dem Pferde drein, mein Kamerad hinter ihm, ich hinter meinem Kameraden —

Leonard. Halt, halt wieder!

Schlender. Was halt! Da war kein Halten mehr! Die beiden hatten gut rennen mit ihren vier Beinen, ich aber hatt' nur zwei, da mag der Teufel nachkommen mit meiner Violine. So bin ich in diese Einsamkeit und Konfusion geraten und weiß nun nicht den Weg auf das Schloß der Gräfin Adele.

Leonard. Wie, Sie wollen auf das Schloß der Gräfin?

Schlender. Ja, das will ich! Haben Sie was an sie zu bestellen? Ich und mein Kamerad, der ein berühmter Schauspieler —

Leonard. O außerlesene Wirtschafft! O kommen Sie geschwind, ich gehe auch zur Gräfin!

Schlender (zögernd). Verzeihen Sie, mein Herr, wer sind Sie eigentlich?

Leonard. Ja so! — eigentlich — Sagten Sie nicht vorhin, daß Ihr Kamerad ein Schauspieler? — (Für sich.) Zwei Komödianten, das könnte auffallen, ich muß die Farbe wechseln. (Laut.) Wer sind denn Sie?

Schlender. Ich bin eigentlich ein Sänger, aber ich habe meine Gurgel viel strapaziert und unterwegs die Stimme verloren, da akkompagniere ich jetzt meinen gewesenen Gesang auf der Violine.

Leonard. Gut, so bin ich eigentlich bloß ein Violinspieler, der aber bloß singen kann, und Sie sollen mich begleiten. Mein Name ist Florestin.

Schlender. Also ein Sänger? – Nun wahrhaftig, dacht' ich doch Wunder! (Wieder le vortretend.) O mein Herr Florestin, ich will nichts voraussagen, aber Sie werden mich schon kennenlernen –

Leonard. Ist gar nicht nötig, ich sah es Ihnen gleich an, Sie haben einen schönen Strich.

Schlender. Ich sag' Ihnen, in dem Hotel, wo ich heute über Nacht war, haben sie sich ordentlich um mich gerissen, das war ein Furore und ein Klatschen von allen Fäusten!

Leonard. Das ist alles noch nichts, das soll noch besser kommen!

Schlender. Nein, ich dank' Ihnen sehr.

Leonard. Nachher, nachher! Jetzt nur fort zur Gräfin! Bei Gott, Sie sind gerade das rechte Altkompagnement zu meiner Reisenote. Frisch dort hinaus! Sie können sich unterwegs noch in Ihren Solosprngen üben. (Schlender in Pirouetten voraus.) So, sassa. (Beide ab.)

#### Vierte Szene

Garten der Gräfin Adele. Rechts das Schloß, über dessen Tür ein mit hohen Blumen besetzter Balkon. Auf der anderen Seite ein Bassin mit einem Springbrunnen, im Hintergrunde ein zierlicher Gartenzaun

Flora (in reicher Kleidung, steht, ihre Haarflechten zurechtsteckend, am Springbrunnen und singt).

Offen stehen Fenster, Türen,  
Und ich bin im Schloß allein,  
Draußen sich die Bäume rhren,  
Und der Abend rauscht herein.

Überm Fluß, weit durch die Hine,  
Ziehst draußen muntre Lieb',  
Ruft mir zu: Was stehst alleine?  
Ja, wer da zu Hause blieb'!

(Sie setzt sich auf den Rand des Bassins und besteht sich im Wasser.)

Ich sehe doch hübsch aus in den prächtigen Kleidern. Wenn ich eine Prinzessin wäre, legte ich mich alle Abend zwischen die Blumen auf dem Balkon und sähe den Wolken zu, wenn



die Wasserkünste unten im Wasser rauschten, und sooft die Nachtigallen schwiegen, säng' ich da oben, und wo der erste Stern herunterfiel, da käm' mein Bräutigam her.

Viktor (von der anderen Seite aus dem Gebüsch hervortretend). Da sitzt das Singvögelchen und putzt sich die Federn.

Flora (ohne ihn zu bemerken, lacht für sich). Ich fürchte mich ordentlich vor mir selbst im Wasser dort. — Wie eine Sirene — das sieht mich so starr an, als wollt' mir's in der Stille etwas erzählen.

(Viktor ist hinter ihr herangeschlichen und hält ihr mit den Händen beide Augen zu. Flora schreit laut auf.)

Flora. Ach, du bist's ja doch wieder, Viktor! Psui, deine Finger riechen nach Tabakrauch, laß mich los, du bist unausstehlich, du verdirbst mir das schöne Kleid!

Viktor. Und soll ich denn lassen deine Augen licht, so reich' erst dein Schnäblein, aber pick' mich nicht!

Flora. Ach, dummes Zeug, ich kann ja deinen Mund nicht sehen. — Da, nun hast du was Schönes angerichtet, meine schöne goldene Brustnadel ist ins Wasser gefallen.

Viktor (sie loslassend). Was? wo?

Flora (entspringend). Zisch aus, zisch aus!

Viktor (sie erstaunt betrachtend). Ei der Tausend! Wie siehst du heut aus? Laß dich doch besehen, Florchen, laß dich besehen. Der Anzug ist passend für eine Jungfer, in lauter Spitzen gewickelt wie ein Igel. Wen willst du eigentlich stacheln?

Flora. Jeden Narren, der mir zu nah kommt. Willst du mein Hofnarr sein, Viktor?

Viktor. Unbedenklich! Der lebt von der Narrheit seines Hofes, da stünd' ich hier in der besten Nahrung. — Wahrhaftig, Flora, wir beide sind doch reizende Personen, wir können eins das andere nicht ansehen, ohne sogleich miteinander zu fechten.

Flora. Ja, wirklich, von den vielen Gefechten ist dein Wiß schon ganz unscheinlich geworden. Ich bitt' dich, schone dich, du wirst ihn brauchen in diesen Tagen.

Viktor. Ja, ohne dich zu schonen. Aber warum gerade in diesen Tagen?

Flora. Ach, du kommst eben aus dem Walde, du weißt wohl noch gar nicht? Noch heute treffen hier zwei fremde Herren ein, um die Gräfin zu freien, Graf Leonard, ein Neffe des Präsidenten, als reisender Schauspieler, und der Hofrat Fleder als Flötenspieler.

Viktor. Was? — Nein, wenn ihr hier anfangen wollt zu heiraten, so nehm' ich meinen Abschied! Aber woher wißt ihr denn alles so genau? Haben sie einen Komödientzettel vorausgeschickt?

Flora. Der Präsident vertraute es unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Gräfin Jolante, und die versiegelte es noch einmal und schickte es an unsere Gräfin.

Viktor. Und was sagt denn die Gräfin zu der versiegelten Geschichte?

Flora. Erst zerriß sie den Brief und wollte augenblicklich zu Pferde und in die Türkei reiten, wo es weder Grafen noch Präsidenten gäbe. Dann lachte sie aber auf einmal sehr und sagte, wir alle sollten uns stellen, als kennten wir die Fremden nicht und wüßten nichts von der ganzen Masquerade; ich aber sollte mir ihre besten Kleider anziehen und mich, solange die Gäste hier sind, für die Gräfin ausgeben, sie selbst will unterdes die Jungfer spielen.

Viktor. O vortrefflich! — Aber ich möcht' nicht Jungfer spielen in einem Lustspiele, sie bekommt im letzten Akt eine Haube weg und weiß nicht wie.

Flora. Pfui, so ein Haubenstock! — Das ist's ja eben, warum wir uns maskieren. Laß nur, ich will als Gräfin so viel dummes Zeug machen, daß sie lieber einer den andern heiraten möchten als länger hier bleiben.

Viktor. Höre, Flora, das ist nicht anders, als hättest du mir eine Prise Nieswurz gereicht, so licht und vergnügt wird mir's auf einmal im Haupte! Nein, da frag' ich nichts danach, da mag daraus werden, was da will, ich spiel' auch mit! Frisch, jeder auf seine eigene Hand, soweit sein Witze reicht, wir wollen sehen, wo das zuletzt zusammenklappt!

Flora. Auf deinem Rücken, hoffe ich.



Friedmann (der unterdes mit einem Blumenkörbchen eingetreten ist, bleibt unentschlossen stehen). Der Viktor! — Ich möchte ihm lieber ausweichen, er ist ein Phantast und Händelmacher.

Viktor (ihn erblickend, stürzt auf ihn los und umarmt ihn). Gärtner! Masquerade, Konfusion, Komödie! Ihr wißt doch schon? Es geht bald los, mir spielt schon die ganze Ouvertüre im Kopfe mit erstaunlichen Fugen und Sätzen!

Friedmann (sich entrüstet losmachend). Was ist denn das? Lassen Sie mich ungeschoren mit Ihren Fugen! Ich habe keine Zeit wie gewisse andere Leute, an solche Narrenpossen zu denken!

Viktor. Aber Mensch, wollt Ihr denn wirklich vor lauter Vernunft zerplatzen? Sicht's Euch denn nicht auch einmal an, Euch auf den Kopf zu stellen und Vivat Friedmann! mit den Beinen in die Luft zu schreiben oder auf der großen Gartenschere über die Blumenbeete zu reiten oder —

Friedmann. Ach Gott behüte, da müßt' ich ja toll im Kopfe sein! (Er erblickt Flora.) Sieh da, Mamsell Florchen! Ei, ei, das steht Ihnen allerliebste!

Flora. Ja? (In dem Blumenkorbe wühlend.) Aber was haben Sie da für schöne Blumen, Herr Friedmann? Das möchte mich putzen!

Friedmann. Gern, gern, mein Herzchen. — Hi, hi, hi, das flimmert einem recht vor den Augen da im Korbe, man weiß nicht, was Händchen sind oder Blumen, eins so hübsch wie das andere.

Flora. Da, stecken Sie mir sie vor, hier an die Seite, aber nehmen Sie sich in acht, ich habe Nadeln.

Friedmann (indem er Blumen ordnet und sie ihr vorsteckt). Ja, ja, je frischer das Röslein, desto herzhafter sticht's.

Flora. Sie sprechen ja ordentlich durch die Blume.

Friedmann. Selber Blume, Florchen, selber Blume.

Viktor. Ihr habt ein recht angenehmes Lächeln unter der Nase, Gärtner; ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr noch so lächerlich sein könnt, Ihr alter Tausendsassa.

Friedmann. Ich bitte Sie, Herr Viktor, wenn Sie nur nicht immer solche gemeine Redensarten —

Flora. Was macht denn die liebe Frau?

Friedmann. Danke, danke! So, nun ist's fest.

Viktor. Sitzt Ihr noch alle Abend mit Eurer Familie in der Jelängerjellieber-Laube und denkt über das Vergnügen nach, Papa zu sein?

Flora (wieder bei dem Bassin, sich die Blumen anders steckend). Und die lieben Kinderchen bringen Ihnen die Pantoffeln heraus und Ihre lange Pfeife.

Friedmann. Ja, Florchen, so nach erfüllter Berufspflicht, mein Pfeifchen im Munde und ein zufriedenes Herz in der Brust —

Viktor. Da seht, das kommt bei Eurem langweiligen Metier heraus! Blumen und Kohl, das wächst so still und wohlgezogen in den Tag hinein —

Flora. Und Sie murmeln, als ein zufriedener Bach, zwischen lauter Veilchen und Vergißmeinnicht dahin.

Friedmann. In der That, die rohen, lärmenden Vergnügungen der Jagd sind niemals nach meinem Geschmack gewesen. — Aber ich habe mehr zu tun als hier zu plaudern. (Für sich.) Die Narren sollen mich nicht aus meinen moralischen Grundsätzen herausdisputieren! (Ab.)  
(Man hört Hörnerklänge.)

Viktor. Horch! da kommt die Gräfin von der Jagd zurück.

Flora (springt zu dem Gartenzaun und sieht hinaus). Sieh nur, wie hoch und herrlich sie zu Pferde sitzt und zwischen den Abendlichtern da die Kastanienallee heraufkommt! — Sie steigt am Gartenpförtchen ab — wahrhaftig, sie kommt grad' hier herauf.

Viktor. Es ist eine rechte Freude, einer solchen Gräfin Diana zu dienen!

Gräfin Adele (in einem grünen Jagdkleide, eine Reitgerte in der Hand, tritt auf). Nun, Fastnachtsbräutchen, sieh dich vor — sie kommen!

Flora. Wo, wo?



Adele. Wie ich den hohen Waldweg ritt, erblickte ich  
zwei Fremde fern im Grunde. Sie sind's gewiß, ich sprengte  
schnell voraus.

(Sie wirft ihr Jagdkleid ab und nebst Gerte Viktor zu, in einfachem  
Hauskleide erscheinend.)

Da, trag das fort, ich hoff', auf kurze Frist. (Viktor ab; zu Flora.)

Ich bitt' dich, deine lustigsten Gedanken

Nimm all zusammen nun! Des muntern Grafen

Geheimnisvoll verschlungne Redeb Blumen

Gesegne mit so vollem Maienschein

Von Freundlichkeit, als, ohne zu erröten,

Ein Mädchen darf. Und wenn er dann, mich meinend,

Dich schlau umstellt, mich will, dich freit – was lachst du?

Flora. Und wenn er nun den Komödiantenmantel

Auf einmal aufschlägt und ein schöner Ritter –

Adele. Ja, ja. Ich seh' ihn vor mir stehen: mehr Milch

Als Blut, von glattem Haar und blonder Seele,

Ein guter Neffe so und schlechter Vogel,

Der mitten in der Jugend frischer Zugzeit

Vom Dunkel sich aus seinem Reifehimmel

Herunterschließen läßt und zahm sich stellen

Auf den gemeinen Freiersonfuß. – Doch hör' nun,

Wirst du den Hofrat auch erkennen, Flora?

Flora. Gewiß, obgleich er mich nicht kennt. Wie oft

Sah ich ihn, wenn sie alle promenierten,

In selbstgefälliger Glückseligkeit

Wie einen Weißfisch schnalzen auf dem bunten Strom,

Bald ernst, bald stolz und immer sehr zufrieden

Mit seinem neuen Frack – dort, dort! da sind sie!

Der dort am Halstuch rückt, das ist der Hofrat!

Jetzt sehen sie uns – ei, wie sie zierlich grüßen!

(Macht Verbeugungen.)

Adele. Der Viktor weist sie grad' hierher zum Garten.

Frisch denn, die lustige Rakete steigt!

Flora. Nun weiß der Himmel, wem sie im Zerplatzen

Den Bart versengen wird. – Still, still, sie kommen.

(Glitt in eleganter, etwas theatralischer Kleidung, und Glieder treten auf.)

Flitt (zu Adele, die ihnen bis in den Hintergrund entgegengegangen). Sieh da, süßer, bescheidener Mond! Wir sind Adler, wir fliegen nach der Sonne — wo ist sie?

Adele (auf Flora zeigend). Sie steht eben im ersten April, sie sticht heut ein wenig.

Flitt. Unser Teint kann schon etwas vertragen, mein Kind, um so besser schlagen die Gedanken aus, um so besser schießt der Witz — ja, ich hoffe hier wieder ganz in Blüte zu kommen. (Sich Flora nähernd.) Gnädigste Gräfin, wo eine Muse wohnt, ist der Parnas, und dem Parnas fliegt unaufhaltsam der Pegasus zu, und auf dem Pegasus reisen die Künstler — so folgten wir nur dem höhern Zuge, um unsere schuldige Ehrfurcht — Erlauben Sie, daß ich mir die Ehre gebe — (Er will Glieder der Flora vorstellen.)

Glieder (mit Anstand vortretend). Artur, ein Flötenspieler (mit einem verächtlichen Blick auf Flitt), welcher das Vergnügen hatte, erst heute durch einen Zufall die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen.

Flitt. Bitte sehr! Das Vergnügen war bei diesem Falle ganz auf meiner Seite.

Adele (leise zu Flora). Wie kunstreich sie einander vor uns verleugnen!

Flora (ebenso). Ach, der Graf ist eben auch gar nicht schön. (Laut zu Flitt.) Und Sie selbst, mein Herr?

Flitt. Flitt, ein untertänigster reisender Bühnenkünstler!

Flora. Flitt? — Also einer, der etwas anderes vorzustellen pflegt, als er ist? Nun, wir treiben diese Kunst hier auch zuweilen.

Flitt. Oh, Sie versetzen mich in Entzücken! Vortrefflich, so könnten wir hier vielleicht ein Liebhabertheater einrichten?

Flora. Wahrhaftig, an närrischen Liebhabern wenigstens wird es nicht fehlen. In der That ein herrlicher Gedanke! Ist's mir doch, als wären wir alle schon mitten im ersten Akt. O meine Herren, Sie sind eine rechte Bereicherung unserer ländlichen Langenweile. — Kommen Sie, das muß



mit mehr Muße verhandelt werden, lassen Sie uns hineingehen, einige Erfrischungen —

Flitt. Erfrischungen? — Erlauben Sie —

(Er reicht Flora den Arm.)

Flora. Ich denke, die ungewohnte Fußreise hat Sie ein wenig heruntergebracht, Sie bedürfen der Restauration.

Flitt (Flora fortführend). Kleinigkeit, Kleinigkeit, meine Gnädigste, wir haben's wohl schlimmer gehabt. Seit ich das Flügelpferd reite, habe ich, außer dem Flügelschlag, noch manche andere Schläge — des Schicksals erfahren. (Ab.)

Adele (zu Gleder). Nun, Herr Artur — ein schöner Name! — Sie werden doch mitspielen in der Komödie?

Gleder. Soweit es sich mit der Würde eines gebildeten Mannes verträgt. Das Komische, liebe Jungfer, war niemals mein Fach.

Adele. Ei der Tausend! Sehen Sie wohl? Vortrefflich gleich zum Anfange, ganz vortrefflich!

Gleder. Wie? Was denn?

Adele. Ja, ja verstellen Sie sich nur nicht, Sie Loser! — O kommen Sie nur, Sie werden uns schon zu lachen geben.

(Beide ab.)

Marie (tritt auf). Also das sind die Bräutigams, um die sie soviel Aufhebens und Heimlichkeiten machen? — Hm, wenn ich nicht einmal einen schöneren Bräutigam bekäme, das lohnte auch Jungfer zu sein! Ob sie jetzt im Gartensaale sein mögen? — Hier sieht mich niemand. — (Sie steigt vorsichtig auf die Blumentöpfe und sieht in das Fenster des Schlosses.)

Viktor (eintretend). Sieh da, Marie, des Gärtners Mühen! Ich glaube, das Käzchen ist eben auf der Lauer. (Er nähert sich ihr leise und hebt sie dann plötzlich in die Höhe.) Wart', ich will dir's bequemer machen, Kleine.

Marie (sich erzürnt von ihm losmachend). O geben Sie sich keine Mühe, Herr Viktor! — Kleine! Zur Klugheit hilft nicht lang sein, sonst wären gewisse Personen verständiger.

Viktor. Gut, so laß einmal hören, ob du so klug als kurz bist. Weißt du, wie man die Rotkehlchen fängt?

Marie. Wie die Gimpel, mit roten Beeren.

Viktor. Ganz recht. Und da sind denn die kleinen Dinger vorwichtig —

Marie. Ja, und die Gimpel sind gar nicht wichtig, weder vor- noch nachher.

Viktor. Ich bitte dich, Mariechen, da du noch sozusagen die Eierschalen auf dem Kopfe trägst, so benutze die Gelegenheit, wenn der Mund des reiferen Alters von guten Lehren überfließt und würdige Männer Erfahrungssätze machen und einen Rat schlagen wollen.

Marie. Gehen Sie, gehen Sie, Herr Viktor, mit Ihren altmodischen Jagdspäßen; die sind mir schon ganz langweilig. Und was ich Ihnen schon längst sagen wollte: ich komme nun auch gerade schon in die Jahre, daß Sie mich Sie nennen könnten.

Viktor. Gut. Also: sei Sie nicht so vorwichtig und guck' Sie nicht in die Fenster nach fremden jungen Herren.

Marie. Wenn Sie mich immer kränken wollen, Herr Viktor, so ist es sehr schlecht von Ihnen, das kann ich Ihnen sagen, Herr Viktor. Wahrhaftig, und da können Sie lange warten, ehe Sie dasjenige von mir erlangen, weshalb Sie mich neulich so baten.

Viktor. Ich?

Marie. O ja, an dem schönen Sonntagmorgen, wie ich allein am Springbrunnen stand und mir das Gesicht wusch, da sagten Sie: ich sei ein hübsches Mühmchen, Sie wollten mein lieber Vetter sein, und ich sollte Ihnen ein Küsschen darauf geben.

Viktor. Still, still! da kommt jemand auf den Balkon.

Marie. Das haben wir von Ihren guten Lehren! Nun kann ich noch in schlechten Ruf kommen mit Ihnen.

Viktor. Hör' Sie, Mühmchen, wenn du mir hier noch lange mit dem roten Mündchen so vorparlierst, so entschieße ich mich kurz und gebe Ihnen noch einen Kuß auf Borg zu deinem zukünftigen Küsschen.



Marie. Wenn Sie hübsch artig sein wollen. (Beide ab.)

(Gräfin Adele und Flora treten oben auf den Balkon heraus.

Man hört von Zeit zu Zeit Hörnerklang in der Ferne.)

Adele. Nur einen Augenblick muß ich eratmen  
Hier in der Kühle! Fast gereut mich schon  
Der fade Schwank. — Laß sie drin schwagen,  
Wir ruhn indes hier in der lauen Luft.  
Der Harfe gleicht in solcher stillen Zeit  
Der Seele Grund, da haucht ein leises Tönen  
Durch alle Saiten in der Einsamkeit,  
Und niemand weiß, woher, wohin es geht.

Flora. Die Jäger kehren heim schon von den Bergen,  
Wie lustig geht der Widerhall durchs Tal!

Adele. Aus der Verwirrung dieser Töne taucht  
Ein langversunknes Bild mir wieder auf.  
Denkst du des Abends noch in Heidelberg?  
So standen auf dem Söller wir der Burg,  
Bis alles still, und nur die Wälder rauschten  
Noch über uns und unter uns der Neckar.  
Da kam ein Schifflein auf dem Strom gezogen  
Mit Waldhornklang und Fackelschein, der seltsam  
Sich spiegelt' rings am Fels und in der Flut —

Flora. Und auf des Schiffes Spitze, über alle  
Hochragend, stand ein fröhlicher Gesell.

Adele. Und als das Schiff vorüberauscht' am Schlosse,  
Da wandt' er plötzlich sich und grüßt die Burg,  
Sein Windlicht schwingend, daß gleich einem Feuer  
Die herrliche Gestalt im Dunkel aufstieg.  
So ist das wunderbare Bild uns schnell  
Erschienen und verschwunden, wie bei Nacht  
Ein schöner, wilder Grund im Wetterleuchten.

Flora. Wir stiegen voll Gedanken drauf hinab,  
Wo alles wieder dunkel war und still,  
Und bei dem ersten Strahl sahn wir schon weit  
Vom Reisewagen wieder Strom und Burg  
Im Morgenrote hinter uns versinken.

Adele (nach einer Pause).

Oft ist's, als hättest du recht: es mag mehr Glück  
Und Lust da unten sein, als ich hier oben  
Mir träumen ließ, wer sich nur dran gewöhnte —  
Was kümmert's mich, ich bleibe auf der Höh!  
Horch, wer naht dort, so spät?

Flora. Es scheint ein Fremder.

Leonhard (erscheint auf dem Gartenzaun, sich nach allen Seiten umsehend).

Hier also ist das Feenreich? — Nicht übel!  
Die Büsche flüstern heimlich miteinander  
Und Wasserkünste singen Zauberlieder —  
Auf lust'ger Höhe zwischen schlanken Wipfeln,  
Das ist ein guter Sitz für einen Sänger!  
Doch wo blieb mein Kumpan? He, Schlender, hier!

Adele (zu Flora).

Blick' einmal recht ihn an — fällt dir nichts ein?

Flora. Ich wüßte nicht —

Adele. Und doch — nein! Laß uns gehen,  
Verlockend weht die Abendluft herauf,  
Und dieses Dämmerlicht verwirrt das Auge.

Flora. O bleiben wir — bei Gott, da kommt noch einer!

Schlender (gleichfalls auf den Zaun hinaufsteigend).

Ich wollt', wir fänden erst die Thür.

Leonard. Geduld,

Sie werden sie uns bald genug wohl zeigen.

(Er schwingt sich in den Garten, Schlender folgt zögernd.)

Adele (zu Flora).

Wie — sagt' er nicht vorhin, er sei ein Sänger?

Flora. Ja, so verstand ich. — Nun fürwahr, die haben  
Den rechten Schwung, zum mindesten über Zäune;  
Die sind vom Metier, das sieht man gleich.

Leonard.

Horch, flüstert' dort nicht was? Gewänder schimmern —  
Bei Gott, die Damen stehen auf dem Balkon!  
Galantes Glück! 's ist just die rechte Stunde



Zu Serenaden. (Zu Schlender.) Frisch! Heraus die Geige!  
Wir nahn in Tönen. — So, hierher — nur näher.

(Sie stellen sich in einiger Entfernung dem Balkon gegenüber.)

Leonard (singt, während Schlender akkompagniert).

O ihr Güt'gen und Scharmanten!

Auf der späten Wanderung

Nehmt der lust'gen Musikanten

Ganz ergebne Huldigung!

Flora. Das ist unleidlich! (Laut vom Balkon herab.) Unverschämt  
Hier ist kein Wirtshaus, um den Durst zu löschen! [Gefindel!]

Leonard (singt, wie oben).

Jeder schlürft und denkt die Seine,

Und wer nichts Besonderes weiß,

Nun, der trinkt ins Allgemeine

Frisch zu aller Schönen Preis.

Da bricht der schlaue Mond hervor — laß sehen,

Was er bescheint. (Er tritt näher an den Balkon heran.)

Adele (plötzlich an Floras Brust sinkend.)

Das ist er! — Fort, nur fort! (Die Damen verschwinden oben.)

Leonard (singt).

Ob sie schmähn, ob sie sich zieren,

Musikanten spielen drein,

Brechen so im Musizieren

Rühn in Tür und Herzen ein!

(Sie gehen singend und spielend in das Schloß.)

## Zweiter Aufzug

### Erste Szene

Garten der Gräfin, wie am Ende des ersten Aktes. Leonard ruht,  
zum Theil von Zweigen verdeckt, schlummernd auf einer Bank. Adele  
tritt oben auf den Balkon heraus

Adele. Noch ist es einsam rings auf Thal und Höhen,

Und wie ein scheues Reh schweift nur die Dämmerung

Leis durch die tau'ge Stille —

Leonard (erwachend). Horch, was klang

So lieblich durch die Luft? — Schließ ich so lange?

(Adele erblickend.)

Wie! geht Aurora heut so zeitig auf,  
Ehe noch die Stern' am Firmament erblicken?  
Was hat sie vor in dieser Einsamkeit?  
Laß sehn — ich tu', als schlief' ich.

Adele (ohne ihn zu bemerken). Wie so anders  
Sah'n Berg' und Garten aus bei dunkler Nacht!  
Ich lag im Fenster lange noch und schaute,  
Wie da der Mond durch finstre Wipfel ging,  
Die flüsternd sich im leisen Winde neigten.  
Da war's, als trät' ein Fremder aus dem Schloß  
Und wandelt' schweigend durch die stillen Gänge,  
Gleichwie in Ringen weit das Haus umkreisend.  
Mich schauerte, und schnell trat ich zurück.  
Doch durch die offnen Fenster rauscht's herauf  
Die ganze schwüle Nacht, es blitzt' von ferne,  
Und Nachtigallen schlugen — oft dazwischen  
War mir's, als hörte ich fernab im Garten  
Den fremden Sänger singen — und so träumt' ich  
Gar wunderbar, ich weiß nicht mehr wovon;  
Doch war es wie ein unermesslich Glück  
Im Herzen mir, daß ich vor Lust erwachte.  
Wohl sind die Träume nur ein Widerhall  
Von himmlischer Musik, die wir nicht kennen  
Und die wie ferner Morgenglockenklang  
Im roten Dufte zerrinnt. — Ja, rausch' nur wieder,  
Du morgenfrischer Grund, mit allen Wipfeln —  
Ich komme! — Wer ist dort? — Er scheint zu schlummern —  
Der fremde Sänger ist's — ich geh' hinein.  
(Sie bleibt zögernd stehen.)

Er schläft — nur einmal möcht' ich recht ihn ansehen —  
Ich kann es nicht, wenn er die Augen aufschlägt —  
Als ruhte träumend unter stillen Bäumen  
Der frische Morgen noch —

Leonard. O süßes Plaudern!



Wie früher Lerchen Lieder über mir  
Weckst du hell Morgenrot mir in der Seele!

Adele. Er spricht im Schlafe — von was mag er träumen?

Nein, nein, ich weiß nicht länger hier allein. (Sie will gehen.)

Leonard (rasch aufspringend).

Hör', Mädchen, hör' doch! Bleib, nur auf ein Wort!

Adele (verwirrt).

Ich? — Ich wollt' nur — Ich sah nur nach dem Gärtner —  
Was trieb so früh ins Freie Sie hinaus?

Leonard. Ich schlaf' am liebsten unterm Himmelsbette,  
Leicht mit dem Sternenmantel zugedeckt.

Es ist so schwül im Schloß. — Komm auch herab!

Adele. Hinab? — Mich hütet eine strenge Herrin,  
Wenn ich auch möcht', die Gräfin möchte schelten.

Leonard. Die Gräfin, Jäger, Laufer, alle schlafen.

Das ist die rechte Zeit just, wenn die Rehe  
Noch sorglos grasen in dem stillen Grund  
Und alle Wälder wie in Träumen rauschen.

Adele (ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend).

Oh, daß ein Mann so zu mir reden darf!

Leonard. Kind, nimm doch nur die Hände fort! — Die  
Sind's gerade, die ich meine. Nur ein Weilchen [Augen  
Will ich dicht vor dir stehen und hineinschauen.

Wahrhaftig, dort stehn Leitern an der Hecke —  
Bleib nur, ich hol' mir eine schnell und steige  
Zu dir hinauf!

Adele. Eh' stürzt' ich beide uns

Den Felsenhang hinab. Zurück, Verwegner!

(Sie wendet sich rasch, bleibt aber plötzlich in der Thür stehen und  
kehrt dann zurück.)

Ich möchte nicht, daß wir im Zorne schieden —

Es ist so meine heft'ge Art nur — ach,

Ich weiß nicht, was ich spreche!

Leonard. Wär' die Gräfin

So süß wie du!

Adele. Wie?

Leonard. Nichts. — Nenn' mich auch du!  
Willst du?

Adele (über das Geländer gebeugt, leise).

Leb' wohl, du unbescheidner Mann!

Leonard (ihr in Gedanken nachsehend, nach einer Pause).

Ich werd' doch toll nicht sein und mich verlieben?

Dort schleicht der Komödiant — was will die Eule

In diesem Frühlingsglanz? Ich prügelt' ihn,

Wär's eben nicht so fröhlich mir im Herzen! (Ab.)

Flitt (kommt lauernd, mit leisen langen Schritten hervor). Alles wieder still — wie Eidechsen fix entschlüpft in Laub und Ritzen vor dem Sonnenblick.

Viktor (zwischen dem Gebüsch den Kopf vorstreckend). Der schleicht um den Taubenschlag. Mir gerade recht! Ich kann keinen alten Fuchs sehen, ohne daß es mich gleich ansieht, ihn zu prellen.

Flitt (ohne Viktor zu bemerken). Verliebte Kammerjungfern und Musikanten, kuriose Gräfinnen, heimliche Winke, Flüstern und Geheimnisse überall — gib acht, Flitt, gib acht, hier ist was zu machen, wenn ich nur erst wüßte, wo eigentlich Fortunas Haarzopf flattert in dieser Konfusion.

Viktor. Ich will kein Jäger sein, wenn ich nicht alle diese mausigen Stoßvögel von Freiern an einen Narrenspieß stecke, um sie langsam am Feuer der Liebe zu braten.

Flitt (wie oben). Diese falbe, nüchterne Morgenzeit ist mir die liebste für Gedanken, so an den stillen Erkern und Pfeilern hinzustreichen in der mausfarbenen Dämmerung.  
(Er will weitergehen.)

Viktor. Nun frisch ans Werk, sonst geht er mir durch die Lappen! (Hervortretend.) Herr Flitt! Herr Schauspiel-direktor!

Flitt (erschrocken). Was macht Er denn da für einen unverhofften rasenden Lärm? Man könnte den Tod haben vor Schreck so auf nüchternen Magen.

Viktor. Desto besser, Herr Direktor, desto besser! Ich bringe eben einen Schnaps, der soll Ihnen wohl bekommen.



Flitt. Schnaps? — Laß Er doch einmal sehen.

Viktor (sich nach allen Seiten umsehend). Es belauscht uns doch niemand?

Flitt. Recht so! Er ist ein verständiger Mann, ich möcht' nicht, daß uns die Damen dabei erwischten. Mädchen verstehen nichts vom Trinken — so einen Mund voll gemeines Wasser für den Durst, wie das liebe Vieh.

Viktor (heimlich). Sie haben doch gestern nach Mittag die Gräfin unter dem Balkon gesehen?

Flitt. Schnaps trinken? — Nein, sie zeichnete mit der Reitgerte im Sande —

Viktor. Aber was zeichnete sie? — Lauter Fl und einen Haufen Gedankenstriche dahinter! — Merken Sie etwas, Herr Flitt?

Flitt. Ich glaube wahrhaftig, das soll da der ganze Schnaps sein!

Viktor. Ja, und als Sie hinzutraten, verwischte sie alles schnell wieder mit ihren Füßchen.

Flitt. Ah pah! Ich hätte Ihn auch für gescheiter gehalten. Mich deshalb in meinem Nachdenken aufzuhalten! In der Morgenstunde, mein Freund, da rekapituliere ich mir den ganzen kommenden Tag und übe mir ein wenig die Zukunft ein.

Viktor. Da hören Sie doch nur weiter! Die Gräfin weiß gar wohl, daß Sie alle Abend einsam dort an der letzten Laube des Gartens spazieren gehen.

Flitt. Sie weiß? — Fataler Streich! Die Damen im Schloß können den Tabaksrauch nicht vertragen, da pflege ich denn dort abends an der Laube meine Pfeife ins Gesicht zu stecken, um die Mücken zu vertreiben.

Viktor. Aber die Liebesmücken sind gerade wie veressen auf Tabak. (Leise.) Die Gräfin — es bleibt unter uns — die Gräfin wird heute abend um zehn Uhr, mit einem Schleier über dem Gesicht und einem Nelkenstrauß an der Brust, allein an derselben letzten Laube lustwandeln. — Nun, Sie verstehen mich —

Glitt. So? — (Mit einem durchdringenden Blick auf Viktor, nach einer kurzen Pause.) Hör' Er, guter Mensch, Er sieht verteuftelt pfiffig aus.

Viktor. Bitte recht sehr! Bloß als Futteral für die Ehrlichkeit, damit sie sich nicht so schnell abnutzt.

Glitt. So! — Aber wie ist Er denn zu allen diesen Neuigkeiten gekommen?

Viktor (heimlich). Herr Glitt — aber verraten Sie mich nicht, sprechen Sie kein Wort mit ihr darüber — die Kammerjungfer hat mir alles vertraut.

Glitt. Die? — In der That, das läßt sich hören. Sie ist eine Jungfer von Erfahrungen, ein vertrauliches Geschöpf. — Nun, mein Freund, (er sucht in den Taschen) Verschwiegenheit — also um zehn Uhr? — Schuldige Dankbarkeit — ich werde unvergessen sein.

(Er drückt dem Viktor ein Geldstück in die Hand.)

Viktor (in die Hand blickend, für sich). Bei Gott, ein alter, abgeschauelter Kupferkreuzer! (Laut.) Nicht doch! Was denken Sie von mir, Herr Glitt? Nicht um schnöden Lohn —

Glitt. Mache Er doch keine Umstände.

Viktor. Aber —

Glitt (ihn fortdrängend). Nur keinen weitläufigen Dank! Behalt' Er doch nur, ich geb' es gern, in der Freude des Herzens greift man aufs Geratewohl ins Volle und berechnet nicht erst lange.

(Viktor ab.)

Besser konnte ich den Knopf von meinem alten Rock nicht los schlagen; er wird denken, daß ich mich in der Wut der Großmut vergriffen habe! — (Auf und nieder gehend.) Hm — Laube, Schleier, Nelkenstrauß — das gibt einen Vers, aber es reimt sich nicht. — Und doch — sie scheinen mich hier für einen andern zu halten; es ist das Loß großer Geister, verkannt zu werden! — Und diese Aufmerksamkeit der Gräfin gegen mich, diese heimlichen kurzen Blicke unter den langen Augenwimpern wie Schlagtriller! — Was ist denn das? Bin ich denn so schön? Das hat mir doch noch niemand nachgesagt. — Nun, Amor ist blind, so kann ich selbst wohl



auch ein Auge zudrücken über meiner roten Nase und mit dem andern über meine schmalen Beine hinwegsehen, das ist Geschmackssache. — Ja — ich komme zu der angenehmen Laube! (Er will gehen, bleibt aber plötzlich erstaunt stehen.)

Was hat das zu bedeuten? Da steigt leibhaftig der Knoll auf wie ein Orkan! — Was ist das für ein fruchtbares Jahr, treibt unversehens solche fette Schwämme hier aus dem Boden! Ich kann ihm nicht mehr entwischen, eher weicht man einer Windmühle aus.

(Knoll, im Sonntagsstaate, tritt mit Bücklingen auf.)

Flitt. Aber sag' mir, Knoll, welches unverhoffte Wiedersehen — das ist ja ein Vergnügen zum Teufelholen!

Knoll. Ich bitt' um Exkommunikation — ich konnte nicht unterlassen, mich nach Ihrer gnädigen Gesundheit zu erkundigen.

Flitt. Gesundheit? — Hm, man muß eben zufrieden sein — schlaflose Nächte, eine gewisse Unlust zum Arbeiten, brennender Durst — das alte Ubel. — Aber nun, allerliebstes kleines Spaßvögelchen, nur heraus, was willst du eigentlich hier? Brennen dich die Würfel in der Talggrube deiner Faust? Bringst du die Kreidetafel im Schuback?

Knoll. Gott behüt' mich! Solche Lumperei! Alles in den besten Händen!

Flitt. In der That, du bist ein höfliches, ein honnettes Ungeheuer.

Knoll. Oh, ich möchte mich selbst in die Nase beißen, daß ich so ein Esel war, Sie für meinesgleichen zu halten. — Aber das geringe Gefolge, Ihr ganzer Parapluie —

Flitt. In Summa, Knoll, du hast heute schon am frühesten Morgen zu schwer geladen, tue mir daher den Gefallen und schieß' dich hier bald wieder ab, alte Fleischbombe.

Knoll. Geruhen Sie sich doch nicht länger mit Verstellung abzustrapazieren, ich weiß es ja doch. — Mein alter Freund, der Gärtner hier, hat mir alles erzählt.

Flitt. So? — von mir? — der Gärtner? — Höre, guter Knoll, sag' mir doch einmal aufrichtig, wie hat dir denn der

Gärtner eigentlich die ganze Geschichte erzählt? — Es interessiert mich, wie die Leute hier die Sache nehmen.

Knoll. Euer hochgräfliche Gnaden wollen untertänigst verzeihen — ich darf nicht soviel aus der Schule schwätzen — Euer Gnaden wissen's ja doch am besten.

Glitt. Ja — leider wahrhaftig. — (Vornehm.) In der That, mein guter Knoll — ich sehe wohl — was soll ich's länger leugnen — meine Stellung hier unter diesen Jungfrauen —

Knoll. Will's Gott, bald junge Frauen.

Glitt. Ja — die Gräfin liebt mich.

Knoll. Der gute Gärtner sagte —

Glitt (rasch). Was sagt er? — (Sich verbessernd.) Wollt' sagen: inwieweit hat dir der Gärtner auch über diesen Punkt nähere Mittheilung gemacht?

Knoll. Der Gärtner sagte schon oft: Es ist hier nicht länger mehr auszuhalten so unter uns Mädchen, es fehlt ein Herr, damit endlich auch auf dem Schlosse einmal eine solidere Wirtschaft anfängt.

Glitt. Man kann das dem Manne nicht verdenken — ja, es wäre eine schöne Wirtschaft!

Knoll. Der alte Gärtner kennt seine Gräfin, sie liebt das Rumorantische — er meint, wenn Euer hochgräfliche Gnaden da schnell zufahren wollten wie der Ochse ins Heubündel — so eine Überraschung, eine kleine Entführung —

Glitt. Wahrhaftig, der Gärtner ist nicht so dumm, wie er aussieht! (Auf und nieder gehend, für sich.) Laube — hochgräfliche Gnaden — Nelkenstrauß — (Laut zu Knoll.) Hör', Knoll, wir rechnen auf deine Anhänglichkeit —

Knoll. Wie Pech, gnädiger Herr. — Ich hoffe, Euer Gnaden werden auch dann den armen ehrlichen Knoll nicht vergessen, wenn einmal —

Glitt. Man wird deine vergangenen Gefälligkeiten nach deinen zukünftigen Diensten zu belohnen wissen. — Gold wie Treue, Knoll, aber vorher: treu wie Gold!

Knoll. Gold, Gold!



Flitt. Gut also — kennst du die letzte Laube dort an der Abendseite dieses Parks?

Knoll. Ja, wo das kleine Pfortchen aus dem Garten in den Wald führt.

Flitt. Ganz recht. (Nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hat, leise.) Dort wird die Gräfin heute abend um zehn Uhr heimlich mit mir — du verstehst mich —

Knoll. Versteh', verstehe, ein heimliches bete a bete.

Flitt. Der Platz ist einsam, abgelegen — auf was soll ich warten? Durch Verschieben kann leicht alles wieder verschoben werden. — Wenn du um zehn Uhr im Walde deine Pferde und Wagen bereit hieltest —

Knoll. Und die Gräfin darauf gesetzt und zickzack mit ihr fort durch die Nacht und den Wald —

Flitt. Nach deinem Hotel, daß sie nicht weiß, wie und wo sie hingekommen! — Nun willst du?

Knoll. Parasol d'honneur, ich bin dabei! Solche lustige Einfälle und Gasanerien sind mir gerade recht bei Tag und bei Nacht! Ich will am Pfortchen zum Signal wie ein Uhu pfeifen oder wie eine Rohrdrommel — das soll einmal ein Jubiläum geben diese Nacht!

Flitt. Still, um's Himmels willen still! — Geheimer Anschlag steht auf hohlem Boden, da darf man nicht so massiv darauf herumtrampeln, sonst gibt es eine Resonanz. — Kurz: die Sache ist abgemacht, und nun gehe, sie dürfen uns hier nicht zusammen sehen.

Knoll. Ich verstehe — Punkt zehn Uhr im Walde — empfehle mich in Ihre hohe Profession. (Ab.)

Flitt. Das ist die Beutelschneiderei, denk' ich, hat allerdings ein hohes Ziel, daß der längste Kerl mit den Fußspitzen den Boden nicht erreicht. — Aber wozu halten sie mich hier gerade für einen Grafen? und wozu will man mit aller Gewalt gerade diesen Grafen heiraten? — Gleichviel! Wer viel grübelt, fällt zuletzt selbst in die Grube. Die Grafenkrone sitzt mir verdammt schief und wacklig, ich muß die Zeit benutzen, ehe der Wind umschlägt und sie mir wieder vom

Kopfe reißt. — Was kann mir geschehen? Will mich die Gräfin wirklich, so ist es gut. Will sie mich nicht, so — ist es auch gut; so muß ich das geheime Rendezvous samt der Entführung mit dem Mantel der Verschwiegenheit bedecken, wenn ich Lust habe; und dieser Mantel muß, wenn ich dazu Lust haben soll, so reich mit Gold gestickt und so ungeheuer weit sein, daß ich mich und Knolls dicken Bauch bequem darein wickeln kann. — Aber nur sachte, Flitt, nur vorsichtig! Diese vorwitzige, schnippische Kammerjungfer darf nicht in der Nähe sein. All das müßige Gesindel, welches hier wie die Fledermäuse durch die Dämmerung schwärmt, muß ich um die zehnte Stunde auf die entgegengesetzte Seite dirigieren. — Laß sehen, da kommt gleich einer.

Leonard (tritt auf).

Flitt. Guten Morgen, Herr Florestin.

Leonard. Morgen, morgen!

Flitt. Nein, guter Rat darf nie auf morgen verschoben werden; noch ein paar solche Morgen wie vorhin da vom Balkon — geben sonst wahrhaftig gar bald eine gute Nacht.

Leonard. Also, gute Nacht! — Wie Sie wollen.

(Er will gehen.)

Flitt (ihn zurückhaltend). Nicht doch, mein Bester! Ich meine es wahrlich gut mit Ihnen, und mein Rang, meine Verhältnisse berechtigen, ja verpflichten mich einigermaßen — doch was rede ich da in meinem freundschaftlichen Eifer! — Mein Herr, ich rechne auf Ihre Diskretion —

Leonard (für sich). Der Kerl ist wahrhaftig imstande, sich selbst für mich zu halten! — (Laut.) Genieren Sie sich nicht, wenn Ihnen bei Ihrem Inkognito die Haut zu enge wird, fahren Sie immer ein wenig mit dem Ellbogen heraus.

Flitt (erschrocken nach seinem Armel sehend, für sich). Ellbogen heraus? — Dacht' ich doch wirklich schon wieder — (Laut.) Nun, ich wollte nur sagen, daß ich hier im Schlosse, wie Sie wissen, auf ziemlich gutem und festem Fuße stehe.

Leonard. Ja, vor der Mahlzeit.



Glitt. Wir haben uns da unverhofft ganz aus unserem ursprünglichen Diskurs herauskomplimentiert. — Was war es doch? — Ja — Sie unterhielten sich, wenn ich nicht irre, vorhin mit der Kammerjungfer. Schätzen Sie dieses Frauenzimmer?

Leonard. Nein, denn ich will sie nicht kaufen, wenn sie nicht umsonst mein Schatz werden mag.

Glitt. Freundchen, seien Sie auf Ihrer Hut, Freundchen! Sie ist eine falsche Münze — entre nous — auf jeder Seite das Bild eines andern Potentaten.

Leonard. Entre nous? — Allerdings, wenn sie zwischen uns beiden steht — und bei dem einen, deucht mir, kommt schon das Kupfer aus der Nase.

Glitt. Möchten Sie nicht die Güte haben, mich gelassen anzuhören und, wenn Sie mir nicht glauben, sich heute abend um zehn Uhr gefälligt dort an die Morgenseite des Parks, unter die hohen Linden, zu verfügen?

Leonard. Nun geschwind, was soll's?

Glitt. Was es nicht sollte. — Ich saß zufällig im Gebüsch — sie merkten mich nicht — da verabredete die Kammerjungfer auf heute abend zehn Uhr ein Stelldichein unter jenen Linden mit dem Flötenspieler Artur.

Leonard (ihn an der Brust fassend). Das lügst du, feiger Schleicher!

Glitt. Ei, was der Tausend! Lassen Sie mich los, lassen Sie mich gleich los! Und just! ich bleibe dabei, ich schrei' es durch den ganzen Garten, sie hat ein gutes Herz, ein großes Herz wie ein Wirtshaus!

Leonard. Mensch, ich erwürge dich, wenn du nicht gleich auf deinen Knien bekennst, daß du ein schlimmliger, schäbiger Schuft bist.

Glitt. Auf den Knien? — Nimmermehr! Stehend — will ich —

Leonard. Nun, möchtest du wohl die Güte haben?

Glitt (noch immer von Leonard festgehalten, kniet nieder). Ich bekenne, daß ich ein Schuft —

Leonard. Nein, ein schimmliger —

Glitt. Ein schimmliger, schäbiger Schuft bin —

Leonard (ihn loslassend). Amen! denn da kommt eben jemand — ich empfehle mich in Ihr gütiges Andenken! (Ab.)

Glitt (auffspringend und hinter Leonard ein Schnippchen schlagend). Und er geht doch heute abend unter die Linden! — Seht doch! — Ja, schüttle nur, droßle nur, du tapferer, auf der Gurgel spielender Musikant, du! — O ja, Tapferkeit! Eine ochsige, eine stoßige Tugend, wenn's Hirn ins Horn geschossen ist!

Adele (rasch auftretend). Was für ein wüster Lärm! Ist alle Zucht denn hier entflohen? Von dem widerwärtigen Schalle werden rings die Echos wach, wie Janhagel, wenn Trunkne durch die Gassen ziehn!

Glitt. Nur zu! Nur immer zu, mein muntre Stier! — Laß Sie mich jetzt, Jungfer, und menge Sie sich nicht drein. — Oh, ich will dir einen Popanz vorhalten von roter Liebe und gelber Eifersucht — stoß nur drauf zu, daß dir dein Notenkasten von Schädel wackelt!

Adele. Aber, bester Herr Glitt, was ist Ihnen denn widerfahren, warum sind Sie auf einmal so wütend geworden? — Und wie Sie aussehen! Der Hut auf der Erde — was gibt es denn? Herr Florestin eilte eben ganz verstimmt von Ihnen.

Glitt (sich sammelnd, indem er den Hut aufsetzt). Tat er das? Ich kann es ihm nicht verdenken, gar nicht, ja, das kann eine schlimme Geschichte werden, aber ich frage nichts danach.

Adele. So sprechen Sie doch nur.

Glitt. Man spricht nicht gern von so etwas, es ist nicht meine Art, zu prahlen. — Pah, eine Kleinigkeit — Herausforderung —

Adele. Wie! Mit Florestin?

Glitt. Ja, er tut mir leid, aber er wollte es nicht besser haben.

Adele. Aber was brachte Sie denn so aneinander?

Glitt. Aneinander? — Eine Jungfer darf nicht alles wissen. — Es wird sich abends alles ausweisen, dort unter den hohen Linden. O ich wollte, die zehnte Stunde wäre schon da!



Adele. Was, ein Duell um zehn Uhr? Da ist es ja schon finster.

Glitt. Finster oder nicht, mir alles gleich! Glaubt Sie denn, daß die Tapferkeit sich vor Gespenstern fürchtet? Ich brauche nicht mehr Mondschein, als auf meiner Degenspitze Platz hat, um sie meinem Gegner in das Herz zu stoßen. — Es sind noch keine vier Wochen her, denk' ich, da hatte ich auch einen solchen Milchbart vor der Klinge, Locken an den Schläfen wie ein Merino und Ringe in den Ohren. — Auf Ehre, dachte ich, das lohnt nicht, so in Milch und Blut zu stoßen, das hält keinen Stich. — Es war im Walde; er legt sich in die Parade, er fällt aus, sticht rechts und links um sich. Ich lasse das gut sein, vigiliere immerfort auf sein Ohrläppchen, dränge ihn endlich an einen Baum und stoße plötzlich durch seinen Ohrring in den Baum hinein, daß die Degenspitze von der andern Seite des Stammes wieder herauskommt. — So spickte ich ihn an wie einen Schmetterling, und wenn ihn nicht jemand losgemacht hat, so hängt er noch heute.

Adele (für sich). O ich wünschte, er hänge lieber selbst an beiden Ohren! (Laut.) Aber Herr Glitt, das sind gewiß nur kleine Mißverständnisse mit dem Florestin, gibt es denn gar kein anderes Mittel?

Glitt. Zu spät, gute Jungfer, alles zu spät, auf Ehre, er hat einmal mein Wort! Blut will ich sehen, Blut, sag' ich, Blut! — Schade in der That um den jungen Menschen, er sähe nicht übel aus, wenn er nicht so einen gewissen sentimentalen, einfältig hängenden Zug am rechten Mundwinkel —

Adele (rasch). Das habe ich nie bemerkt, Herr Glitt, das ist nicht wahr, das — (Sie schlägt, plötzlich abbrechend, die Augen nieder.)

Glitt. Nun, es kann vielleicht auch der linke Mundwinkel sein. — Was geht denn aber Sie Herrn Florestins Mund an? Sie wird ja über und über rot.

Adele. Ich? — O nein — ich wollte nur — o Gott, ich weiß vor Verwirrung nicht mehr, was ich rede! Verwünschte Masquerade!

(Sie eilt fort.)

Glitt. Na, die geht auch zu den Linden! Verliebte und Verrückte sind leicht zu betrügen, sie gehen beide geradeaus auf ihre fixierten Ideale los. Dem Himmel sei Dank, ich bin niemals sonderlich verliebt gewesen! — Nun muß ich noch den Flötenspieler und den Schlender haranguieren, damit sie mir nicht etwa wie die wilden Gänse in mein Wachtelnetz hineinfliegen und mir die Maschen verwirren. (Ab.)

Viktor (tritt auf). Aha, da streicht der alte Fuchs hinter seiner spitzigen Nase her ins Garn hinein. — Den Schlender hab' ich auch schon um zehn Uhr zur Laube bestellt, und gleich darauf werfe ich die nämliche spanische Fliege dem Schreibesel Gleder hinter die langen Ohren, das zog vortrefflich, lauter philosophische Blasen. Ich sah ihn soeben voller Nachdenken vorüberschreiten. — „Aber der Auftrag, das Vertrauen des Herrn Präsidenten!“ sagte er zu sich selbst und blieb mit verschränkten Armen stehen. „Wie, und ist es nicht des Mannes höchste, älteste Pflicht, sich Raum zu schaffen in der Welt zu edlem, großem Wirken?“ — Der kalekutische Hahn im nahen Hühnerhofe kollerte eben dazwischen — da schritt er stolz weiter, stand wieder still und sprach: „Warst du nicht eher Mensch als Hofrat, Gleder? — Die Liebe kennt Präsidenten nicht und ist sich selber König!“ — Ja, Euer Majestät, es werden noch ein paar solche Monarchen im Dunkel eintreffen, und blutige Kronen dürften nicht rar sein. (Ab.)

### Zweite Szene

Anderer Teil des gräßlichen Gartens. Glitt und Schlender sitzen an einem Tisch, auf welchem Weinflaschen und Gläser stehen

Glitt. Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus! — Aber du verstehst nichts von der klassischen Literatur als bibendum.

Schlender. Was heißt das andere zu deutsch?

Glitt. Das heißt: Wir sind bei Hofe hier, so müssen wir denn auch die Hofetikette beobachten und uns einen Haarbeutel anhängen. (Er trinkt.)



Schlender (trinkend). Die sind hier wohlfeil. — Aber höre, Flitt, wenn du so früh anfängst, siehst du nachher den ganzen Tag aus wie ein feuriges Gewitter.

Flitt. Desto besser! Du bist mein Blitzableiter, in den alle Witze einschlagen. — (Trinkt.) Hol' der Teufel das vornehme Leben, die Langeweile trocknet aus und macht durstig; ich glaube, mir wachsen schon schnöde Pilze auf meinem guten Humor.

Schlender. Ja, war das heut früh nicht ein Geflicher und Spektakel unter den Damen, als ich mein Kompliment machte und mir ein paar lumpige Federn im Haar und Rock hingen, weil ich mich gestern abend aus Versehen im Frack zu Bett gelegt hatte!

Flitt. Ja, und es ist nicht gescheiter, wenn dir ein Bauer mit allen fünf Fingern durch den Schopf fährt und dir den Rock am Leibe ausklopft, ohne sich erst lange nach einem Trinkgeld dafür umzusehen?

Schlender. Ach was Bauer! So ein Mensch ist ein Esel wie ich, da geht alles natürlich zu, aber so eine Dame —

Flitt. Die sich schämt, ein Mensch zu sein. — (Er trinkt.) Hol's der Teufel! Nichts als Finten und Schwermut in der Welt!  
(Er singt.)

Einstens, da ich Lust bekam,  
Mir zu freien eine Dam' —

Wie geht es doch weiter? Stimme mit an, Schlender!

Schlender. Ja, ja, das Lied von des guten Kerls Freirei! So ein Rundgesang muß recht vornehm klingen hier in dem Park.  
(Beide singen.)

Einstens, da ich Lust bekam,  
Mir zu freien eine Dam',  
Und sie freundlich fragte,  
Ob ich ihr auch wohgefiel;  
Wahrlich nicht besonders viel!  
Sie gar spöttisch sagte.

Friedmann (eilig eintretend). Aber um Gottes willen, meine Herren, wo denken Sie hin? So ein Spektakel, hier im Garten, bei hellem lichtem Tage!

Flitt. Ei, ei, ei, Friedmann, das hätt' ich nicht geglaubt von Euch. — Bei hellem Tage? — Wann soll man denn singen? — O nein, guter Gärtner, das Nachtschwärmen ist nicht für moralische junge Leute, laßt solche liederliche Gedanken, geht in Euch, alter Mann, geht in Euch!

Schlender. Ja, geht!

Friedmann. Wahrhaftig, ein ehrbarer Lebenswandel würde Sie besser kleiden.

Flitt. Kleiden! Seht Ihr wohl, schon wieder!

Schlender. Ja, in der That, schon wieder!

Friedmann (rasch und empfindlich zu Schlender). Was denn schon wieder, Herr Musikant?

Schlender (zusammenfahrend). Na, was weiß ich denn! — Erschreckt einen doch nicht so, unvernünftiger Mensch!

Flitt. Ruhe, Ruhe da! — Besser kleiden sagtet Ihr, Friedmann? Schämt Euch, eitler Greis! Ein Philosoph gibt nichts auf Kleider, große Männer haben große Blößen.

Friedmann. Nun, ich will nicht prophezeien — aber wenn die Gräfin erfährt — sie könnte sich wohl besinnen —

Flitt. Oh!

(Er singt.)

Daß im Wald finster ist,  
Das machen die Birken,  
Daß mich mein Schatz nicht mag,  
Das kann ich nicht merken.

Schlender (singt). Nein, das kann ich nicht merken!

Friedmann. Das wird nun eine gute Geschichte, da kommt sie selbst dazu.

Adele (rasch auftretend). Sie, Herr Flitt! — Ich dürfte wenigstens bei Ihnen mehr gute Lebensart voraussetzen.

Flitt. Gute Lebensart? Wir leben hier ganz gut.

(Er singt, während Schlender wieder mit einstimmt.)

Ich sprach wieder: Bin ich nicht  
Ein gut' Kerle, gebt Bericht!  
Drauf fragt' sie mich wieder:  
Was denn ein gut' Kerle wär'?



Ich sprach: Setzt Euch unbeschwert  
Etwas zu mir nieder.

Adele. Ich mich noch zu Euch hinsetzen? Nein, wahrhaftig, ich weiß nun genau, was so ein guter Kerle ist, ich will ein Loblied auf ihn singen.

Flitt. Ja, tunk' da erst dein Schnäbelchen mit ein, dann singe.

Schlender. Ja, tunkte Sie!

Adele (zu Friedmann). Was fangen wir mit ihnen an?

Friedmann. Ich habe die Herren schon gebeten, sich zu moderieren, aber —

Adele. Oh, ich möchte lachen, wenn ich vor Ärger könnte! (Zu Flitt.) Nun, das ist wahrlich der Anfang vom Ende, es soll rasch alles klar werden!

(Ab, während Friedmann achselzuckend an ein Beet tritt und sich mit den Blumen beschäftigt.)

Flitt und Schlender (singen):

Wollt Ihr nun, so ist es klar,  
Und wir werden bald ein Paar.  
Drauf spricht sie gar sachte:  
Ihr mögt mir nach allem Schein  
Gar ein guter Kerle sein;  
Schmunzelt drauf und lachte.

Flitt (plötzlich aufspringend). Silentium! Dort kommt wahrhaftig die Gräfin her! — Geschwind, decke die Batterie, Schlender, unterhalte die Gräfin, bis die Flaschen unter den Tisch gebracht sind!

Schlender. Laß du mich nur machen.

(Er geht ab, während Flitt den Tisch abräumt, und kehrt dann mit Flora im Gespräch zurück.)

Flora. In der That, ich verstehe nicht recht, was Sie meinen.

Schlender. Ha, ich verstehe, ich verstehe! — Dort nahen kalte Menschen! Niemals soll das zudringliche Maul des Tages belauschen, was das plauderhafte, gefühlvolle Ohr der Nacht —

Flora. Wie?

Fleder (tritt von der andern Seite auf). Guten Morgen, meine Gnädigste! (Geheimnißvoll mit zärtlichem Nachdruck.) D könnt' ich guten Abend sagen schon!

Flora. Guten Abend schon? Da fingen wir ja den Tag von hinten an.

Fleder. Gleichviel, schöne Gräfin, gleichviel. Es gibt keine Zeit, wo ein glückliches Herz schlägt.

Schlender. Ja, da fängt die unsterbliche Ewigkeit an!

Flora (welche beide verwundert angesehen, flitt bemerkend). O bester Herr Flitt, warum stellen Sie sich dort unter den Scheffel der Bescheidenheit? Ich bitte Sie, helfen Sie mir die beiden Herren hier aufhalten, sie nehmen eben einen Anlauf, über diesen Tag hinwegzusetzen.

Flitt. So plumpen sie jenseits in die Nacht. — Ich für meine Person begnüge mich, nur den Saum der Nacht leise umzuschlagen, wie ein Karbonaro seinen Mantel, wenn er auf heimliche Verbindungen ausgeht.

Flora. Wie, auch Sie? Aber weshalb sind Sie denn alle gegen diesen Tag so erbost?

Schlender (in Ekstase). Tag? — Oh, der Tag, der zerstreungsvolle Tag — er fährt —

Flitt (dicht vor ihn tretend, leise). Du bekommst wieder deinen poetischen Stich, schweig', oder ich trete dir die große Zehe platt.

Schlender (wie oben). Laß mich! — Der verschwenderische Tag, er fährt mit seinem balsamischen Staubmantel über die tränenduftende Stirne der Nacht und läßt das Veilchen unzerknickt, weil noch das Lämpchen glüht, und wandle auf Tuberosen und Vergißmeinnicht!

Flora. Vortrefflich! Wollen Sie sich nicht mit der Violine dazu akkompagnieren? Das ist ja wie aus einem Stammbuch, das der Wind durcheinander blättert, von jedem Blatt eine Zeile.

Flitt (leise zu Flora). Lassen Sie ihn schwatzen! Ich puppe mich unterdes in einen Schleier, bis mich der Mondschein ausbrütet wie einen Nachtfalter.

Flora. Schleier? Was denn?



**Fleder** (heimlich zu Flora). Ich lege die Hand aufs Herz und sage nichts als — Nelke!

**Flora**. Nelke? — (Für sich.) Träume ich denn, oder sind sie alle hier vor lauter Müßiggang toll geworden?

**Schlender** (leise zu Flora). Ha, meine Gedanken — alle stehen in jenem grünen Holz!

**Flora** (ihm furchtsam ausweichend). So lassen Sie sie nur stehen! (Mit einer leichten Verbeugung gegen alle.) Der Herr behüte Sie auf Ihren Holzwegen! (Ab.)

**Viktor** (zwischen dem Gebüsch hervorsehend). Ho, ho! Hier ist, wie mir scheint, die Konfusion soeben im besten Humor. Laß sehen, ob ich sie aneinander bringen kann. (Er tritt vor.) Was ist hier geschehen, meine Herren? Soeben eilte die Gräfin fort und prustete und niesete, blickte in die Sonne und niesete noch einmal.

**Schlender**. Ja, Gott helf' ihr! Es gibt nächtliche Tageszeiten, wo keine Sonne scheint, und im Finstern geht der tugendhafteste Mensch darauf los wie blind!

**Flitt**. Aber, Schlenderchen, Schlenderchen, du bist wahrhaftig zu voll, die Gedanken laufen dir schon über.

**Schlender**. Was! Ich mach' mir nicht so viel aus ein paar lumpigen Gedanken! — Oh, meine Wege sind nicht die deinigen!

**Flitt**. Nein, also geh du nur jetzt deiner Wege.

**Viktor** (leise zu Schlender). Wollen Sie das leiden? Er zeigt Ihnen —

**Schlender**. Was zeigt er mir? Das sagen Sie mir einmal! — Seht doch — ob ich leide oder nicht leide — und das geht Sie gar nichts an!

(Er schreitet zornig auf der Bühne auf und nieder.)

**Flitt** (sich vornehm zu Fleder wendend). Apropos, mein Lieber, werden Sie uns nicht einmal auf Ihrer Flöte etwas zum besten geben? Ich bin ein großer Gönner der Musik.

**Fleder**. Ja, ich hoffe nächstens einen Ton anzugeben, der Sie in Erstaunen setzen dürfte.

Viktor (leise zu Gleder). Besser, stärker angefeht! Blasen Sie die Backen auf wie auf der Drommete!

Friedmann (sich von seiner Arbeit aufrichtend, zu Viktor). Was ist denn das, wie sprechen denn die heute alle so verwirrt?

Viktor (auf die Stirn deutend). Hier — wißt Ihr noch nicht? — manchmal Anfälle —

Friedmann. Wie! Eines unglücklichen Deliriums?

Schlender (plötzlich vor Glitt stehen bleibend). Und nun fängt es mich erst recht an zu wurmen — und wenn ich einmal in die Courage hineinkomme —

Glitt. Höre, Schlender, bei der Gelegenheit muß es endlich heraus. Ja, dieser gemeine Ton, diese gewisse Familiartät zwischen uns, das muß künftig ganz aufhören.

Schlender. Was?

Glitt. Es gibt Lagen in menschlichen Verhältnissen, wo man aus gebührender Rücksicht auf seine Familie —

Schlender. O herrje! Lauter Bärenführer und Puppenspieler! — O ja, ich gehe, wer in Pech tritt, läßt leicht den Absatz drin stecken. Ich empfehle mich, Herr Don Tragödiodellass Comedias! (Ab.)

Glitt. Ich habe es lange prophezeit, er wird so lange schnapsen, bis er überschnappt. — (Zu Gleder.) Wie gesagt, wenn ich Ihnen vielleicht dienen kann — es geschieht nichts weniger als gern — meine Reisen — bedeutende Konnexionen — nun, wir sprechen weiter davon.

Gleder. O ja, ich bitte, wenn es beliebt, so spät und weit als möglich. (Für sich.) Ich fürchte mich vor ihm — ganz der gläserne Blick des stillen Wahnsinns —

Glitt. Adieu, Gärtner! (Ab.)

Friedmann (mit einer tiefen Verbeugung). Untertänigsten guten Morgen! — Bei alledem doch ein recht humaner, herablassender Herr!

Gleder (erstaunt). Wie ist Ihnen denn, mein Guter? Warum erweisen Sie diesem Manne so unverhoffte Ehrerbietung?



Friedmann. Ich — diesem Herrn? Schauspieler, wollt' ich sagen. — In der That, man kann bei solchen Schauspielern niemals aus dem ersten Auftritt ihren letzten Abtritt voraussehen — heute mitten unter uns, morgen über uns.

Gleder. Abtritt? über uns? (Leise zu Viktor.) Was ist denn das? — Sie müssen den Mann ja genau kennen — ich hoffe doch nicht?

Viktor (ebenso). Wahrhaftig, ich kann nicht leugnen — sein Verstand fuselt bisweilen.

Gleder (zu Friedmann). Nun, nun, beruhigen Sie sich. Schon gut, schon gut, es kann hier bald, ja über Nacht manches anders werden. Man wird gern Rücksicht nehmen — ich werde nie aufhören, Mensch zu sein.

Friedmann (für sich). O Gott, er hat wahrhaftig soeben seinen Anfall! (Laut.) Möchten Sie nicht Ihre Flöte ein wenig vornehmen, vielleicht wird Ihnen besser?

Gleder. Besser? — Armer Mann!

Friedmann. Ja! — Schade um den feinen Verstand! (Beide, sich voreinander scheuend, von verschiedenen Seiten ab.)

Viktor (ihnen mit dem Hute nachschwenkend). Heho! Halali! Das ist ein herrliches Jagdwetter heut! Und ist noch irgend Wahrheit in der Wahrscheinlichkeit, so erleben wir heut abend die kostbarste Prügelei, wenn die drei bei der Laube unversehens zusammenstoßen! (Ab.)

## Dritter Aufzug

### Erste Szene

Zimmer im Hause des Gärtners. Flora, als Offizier verkleidet, sitzt auf einem Stuhl, Marie kniet vor ihr und schnallt ihr die Sporen an Flora. Aber, Mühmchen, hast du auch recht vernommen? Marie. Ich saß ja dicht hinter einem Strauch.

Sie wollen alle zur Laube kommen,  
Graf Flitt und Schlender und Gleder auch,

Sie bilden wahrhaftig sich ein, die Narren,  
Die Gräfin würd' ihrer dort abends harren.  
Pfui, das war ein Strecken und Blähn und Geschniegel —  
Nichts langweil' ger als ein zärtlicher Mann!

Flora. Ei nun, das kommt noch gar sehr drauf an.

Verliebte Augen sind lustige Spiegel,  
Man sieht doch noch drin, daß man jung und schön.

Marie. Hm — da brauch' ich bloß in den Brunnen zu sehn.

Flora. Aber hör', mit dem Viktor — wie war das doch?

Marie. Mit dem? — Nun ich saß in dem Strauche noch,  
Da schlich er durch den Garten ganz leise, leise  
Und lacht' in sich und blickt' im Kreise,  
Und ein Bündel trug er unter dem Arm,  
Hauben und Bänder und Mäntel von Seide,  
Als wollt' er seine Braut zur Hochzeit kleiden,  
Alles zerdrückt, daß Gott erbarm!

Flora (rasch aufspringend).

Es ist aber auch hier unausstehlich schwül!

Marie. Ei, 's ist gleich Nacht ja, es wird schon hübsch kühl.

Flora (an das offene Fenster tretend).

Ich bitt' dich, Herzensmühmchen, so mach' nur geschwind  
Und putze mich aus aufs allerbeste.  
Draußen rührt schon der Abendwind  
Vor dem Fenster die dunkeln Äste,  
Der Springbrunnen rauscht, und die Sterne scheinen —  
Was mag er nur mit dem Brautstaat meinen?

Marie (mit Floras Anzug beschäftigt).

Der Viktor? — Das blitzt wie von Edelsteinen!  
Ein Offizier müßt's sein, wenn ich einmal freite,  
All andern sehn aus wie gemeine Leute.

Flora. Ich weiß doch ein Mühmchen, die auch Jäger gern mag.

Marie. Nein, die schmauchen mir gar zuviel Tabak!

Flora. Sowendst du das Näschen und reichst ihm die Wange:

Marie. Wenn's der Viktor just wär' — ich besänn' mich nicht  
Er hat einen recht hübschen Schnitt um den Mund, [lange,



Aber sein Schnurrbart spielt alle Farben,  
Das zeigt auf Falschheit im Herzensgrund,  
Ich möcht' ihn nicht zum Liebhaber haben.

Flora. Nun weiß ich doch, wo seine Feinde zu sprechen.  
Weil er kein Narrengesicht kann sehn,  
Ohne eine Nase daran zu drehn,  
So möchten sie ihn nun alle mit den Nasen erstechen.  
Oh, die ärgsten sind die Stillen im Lande,  
Die schleppen so schwer an ihrem Verstande,  
Daß sie nicht kommen zu Lust und Wit,  
Sie möchten gern donnern, aber es fehlt der Blitz —

Marie (in Lachen ausbrechend.)

Gefangen! Zisch aus! — Du wirst ja ganz wilde.

Flora. Ach! Was nur führst du da wieder im Schilde?

Marie. Hm, ich denke nur so, was mir eben gefällt.

Flora. Du bist recht kindisch.

(Sie schnallt den Degen um und setzt den Hut auf.)

Nun frisch ins Feld,

Ich bin jetzt gerade im rechten Humor!

Marie. Aber was hast du denn eigentlich da draußen vor?

Flora. Rettung, Entlarvung, List, Händel, Rumor.

Erst stell' ich mich heimlich hinter die Laube,  
Bis sich die Bande versammelt zum Raube,  
Dann brech' ich als weitläufiger Vetter vom Haus,  
Der eben von Reisen kommt, plötzlich heraus,  
Staun', frage, drück' in die Augen den Hut,  
Und wenn alles konfus recht, ruf' ich voll Wut  
Diener und Jackeln und spieße verwegen  
In der Luft so die Haube mit meinem Degen,  
Der über dem Scheitel der Gräfin tut zücken.  
Komm auch mit, lieb' Mühmchen.

Marie. Das möchte sich schicken!

So unter Männern — in dem Gewirr!

Flora. Hüt' dich! Kluge Vögel werden am ersten firr.

(Beide ab.)

### Zweite Szene

Ein vom Schloß entlegener Teil des Gartens mit einer Laube zur Seite. Es ist schon dunkel. Die Gräfin Adele tritt rasch auf, sich nach allen Seiten umsehend

Adele. Hier auch kein Laut rings — nur die Bäume rauschen;  
Das Schloß steht leer; wem ich begegne, weicht  
Geheimnisvoll mir aus, und Büsch' und Marmorbilder  
Sehn in der Einsamkeit mich seltsam an,  
Als schauert' alles heimlich vor den Schatten,  
In die vielleicht ein fröhlich atmend Herz  
Auf ewig bald versinkt! — Dort an den Linden,  
Wo sie sich treffen wollten, ist's todtstill.  
Er täuschte mich wohl nur, um ungestört  
Ihn anderswo zu morden. — Oh, schon wächst  
Und wächst das Schweigen rings; was soll ich tun,  
Was lassen in der Not? — Viel tausendmal  
Rief seinen Namen ich im Herzen leise  
Und wag' s nicht, laut zu schreien, wie ich möcht!  
O Nacht, verhülle ihn — und meine Schande!  
(Sie sinkt, das Gesicht verhüllend, auf einen Rasensitz, dann sich wieder aufrichtend.)

Seit wann kenn' ich die Angst? — Es ist vorüber!  
Nie sag' die Welt: die Tochter hoher Helden  
Sei so entartet aller Heldenhoheit,  
Daß sie verlernt, sich selbst zu überwinden.  
Jetzt gleich, eh' blut'ges Unheil sich begibt,  
Brech' ich die Rätsel dieser Mummerei,  
Die dem gemeinen Trieb der Welt mich gleichgestellt.  
Noch einmal, als die freie Herrin, tret' ich  
Vor Florestin — und seh' ihn nie mehr wieder! (Ab.)

Flora (als Offizier, tritt vorsichtig auf). Horch — nein, es war der Wind im Laube. — Da schlägt es zehn im Dorfe unten. (Sich schüttelnd.) Es ist auch so entsetzlich still im ganzen Garten, daß man alle Bäche aus der Ferne rauschen hört. — Da — Fußstritte — es kommt näher — geschwind in mein Versteck!  
(Sie verbirgt sich hinter der Laube.)



Viktor führt Schlender an der Hand herein. Letzterer ist als Dame verkleidet, hat einen Schleier auf dem Hut und einen Nelkenstrauß an der Brust

Flora (leise). Was ist das? — Viktor — mit einer Dame!

Schlender. Also die Gräfin wollte durchaus, daß ich als Frauenzimmer —

Viktor. Scht, scht! Das versteht sich, und der Nelkenstrauß ist das Feldzeichen, damit sie Sie gleich erkennt.

Schlender. Aber die Gräfin selbst?

Viktor. Wie ich Ihnen schon sagte, sie kommt als Mann, ganz wie Herr Artur gekleidet. Merken Sie wohl? Verdammt schlau!

Schlender. Ja wahrhaftig, verdammt pffiffig!

Viktor. Aber die Nacht hat lange Ohren; die Gräfin wird daher, um alles Aufsehen zu vermeiden, auch ganz die Stimme des Herrn Artur nachahmen; lassen Sie sich dadurch nicht irremachen.

Schlender. Ich! Da kennen Sie mich schlecht — ich irremachen! Da bin ich gerade der rechte Mann danach.

Viktor. Das mein' ich selbst. Aber Sie müssen auch Ihre Stimme etwas dünner machen.

Schlender. Oh, das versteh' ich aus dem Grunde! Wenn mir zuweilen auf meiner Geige die Quinte springt, spiel' ich sie mit dem Munde durch die ganze Sonate weiter fort.

Viktor. Vortrefflich! So spielen Sie nur, Gott weiß, wer den Takt dazu schlagen wird. — Und nun geschwind den Schleier herab! (Er bedeckt damit Schlenders Gesicht.) So — jetzt lasse ich Sie mit Ihrem Glück allein. (Für sich.) Ich muß nun das andere Wild stellen. (Ab.)

Schlender. He, Herr Viktor, bleiben Sie, bleiben Sie doch noch ein wenig! — Da streicht er wie eine Fledermaus durch die Gebüsch.

Flora. Wo sie nur so auf einmal hergelaufen ist? Wie ein in Gedanken stehengebliebener Haubenstock! — Oh, ein außerlesener Geschmack, den der Viktor hat! — Ob ich ihr lieber gleich die Augen auskratze?

Schlender. Das ist das Allerdümmste bei der Liebe, daß sie immer nachtwandeln will, wenn alle anderen vernünftigen Kreaturen schlafen. — Ich fürcht' mich gerade nicht — was regt sich da? — Ich will nur etwas singen, das zerteilt die Gedanken.  
(Er singt.)

Der Himmel ist so trübe,  
Es scheint nicht Mond noch —

Heda, wer ist da? Wer ist da?

Gleder (tritt auf, für sich). Das ist die Gräfin — der Schleier — der Nelkenstrauß — (Laut zu Schlender.) Wie! — Ich erstaune — hier in Nacht und Tau —

Schlender (galant und immer mit verstellter Stimme). Oh, es dürften wohl vielmehr die perlenden Tränen sein, die mein gefühlvolles Herz so im Promenadieren verloren hat.

Flora (für sich). Was! Ihr Herz hat doch nicht Löcher? Nun, ich glaub' es wohl, Amors Pfeile mögen es schon übel zugerichtet haben.

Gleder (zu Schlender). Ich würde nie gewagt haben, dieses stille Gedankenheiligtum zu betreten, aber jener kleine Nelkenstrauß — sein Duft zieht Zauberkreise durch den stillen Garten rings, ich taumelte berauscht — nun richten Sie, verdammen Sie, wenn ich zu kühn —

Schlender. Au contraire! Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden für Ihre lange Nase — wollt' sagen wohlriechende Nase — wollt' sagen, daß Sie so weitriechen können —

Gleder. O wie unwiderstehlich kleidet Sie dieser natürliche Schmuck süßen Gefosess!

Schlender. Ja, ich kann es nicht leugnen, mein Bau ist nicht übel, ich bin von jeher so ein dünner Schlankel gewesen.

Gleder. Ja, das ist sie, das ist die Sprache der Liebe!

Schlender. Oh, ich kann's manchmal noch feiner, aber es greift die Lunge an.

Gleder. Die Lunge? — So schweigen wir. Der Liebe Schweigen ist Gesang! — Oh, ich wüßte einen Mann, den ein einziger Druck dieses Händchens —



Schlender. Mann? — Nein, wahrhaftig, wenn ich jemanden drücken sollte, so wäre es nur eine Dame.

Fleder. Eine Dame?

Schlender. Eine gewisse schöne Gräfin —

Fleder. Die hier nicht weit ist —

Schlender. Ja, und deren kirschrote Hand ich gern an meine Lilienlippen —

Fleder. Wie! Sie wollen sich selbst die Hand küssen?

Schlender. Mir selbst? — Das ist ja heute lauter Konfusion. Es ist auch so finster hier, daß man sein eigen Wort nicht versteht. — Aber es wundert mich nur, wie Sie so grob reden können.

Fleder. Ich — grob?

Schlender. Ja, wirklich ganz wie der Herr Artur.

Fleder. Nun, das wäre eben keine große Kunst.

Schlender. Nein, wahrhaftig nicht — so ein verlaufener Stadtpfeifer! — O werfen Sie diese Verstellung ab, wir sind unter uns, seien Sie wieder, wie Sie die Natur geschaffen hat!

Fleder. In der That, ich fühle mich wunderbar überrascht — ich kann nicht in Abrede stellen — es könnte sein, daß hinter dieser bescheidenen Maske des armen Flötenspielers ein Mann —

Schlender. Schon wieder ein Mann? — Aber warum wollen Sie denn gerade ein Mann sein?

Fleder. Ich? — In der That — ich verstehe Sie nicht. — O lassen Sie uns diesen ernststen, heiligen Moment nicht in leichter Tändelei verscherzen!

Schlender (in steigender Begeisterung nach und nach in seine natürliche Stimme übergehend und auf Fleder eindringend). Ja, ich will kein Narr sein! — O diese pechschwarze Nacht, sie ist der Lichtpunkt in dem Silberblicke meines Seins — oder Nichtseins! — Ha, das ist keine Frage, daß mein Herz von dem nagenden Wurm der heimlichen Liebe zerfressen ist; aber ein tapferes Herz fragt nichts danach, ob ihm die Seele zum Ellbogen heraushängt, wenn es in jene elysäischen Felder —

Fleder (der währenddes erstaunt vor Schlender zurückgewichen).  
Au, meine Behen! — Mein Gott! Ich glaube gar, Sie sind —

Schlender (zu Fleders Füßen sinkend). Der selige Schlender!

Fleder. Ha, abscheulich! Jetzt seh' ich —

Schlender (auffspringend und sich rasch umsehend). Wo? wen?

Fleder. Verrat, heimtückischer Verrat!

Schlender. In der That, ich sah ihn schon vorher dort  
hinter der Laube —

Fleder (erschrocken). Wen?

Schlender. Was? — Ich salvier' mich!

Fleder. Wenn ich nur wüßte, was es gibt — mein Gott,  
mein guter Ruf — ich eile dort hinaus!

Schlender. Und ich dorthin!

(Sie entlaufen nach verschiedenen Richtungen.)

Flora (die währenddes, mit ihrem Säbel klirrend, rasch vorgetreten ist).

Heda, halt, halt! — O liederliche Wirtschafft,

Wie Spreu im Wind! Wer kommt denn da schon wieder?

Leonard (bewaffnet, bleibt im Hintergrunde, zurücksehend, stehen).

Die Kammerjungfer war's, die dort entfloh —

Auch nicht ein Mäuschen fand ich an der Linde.

Hierher sah ich vorhin sie gehn — von hier

Entwich sie jetzt. — Frisch auf! An jedem Strauch

Und Zaune will ich rütteln! Dann laß sehn,

Wo der Galan die Hasenohren andrückt! (Flora erblickend.)

Wer schleicht da? — Steh! Ich denk', dich sucht' ich eben!

Warst du hier mit der Gräfin Kammerjungfer?

Flora. Gewiß. — Es wär' unmöglich, uns zu trennen.

Leonard. So liebt ihr euch?

Flora. Nicht sonderlich. Sie macht

Viel Unruh' mir, bei Nacht durch lose Träume

Und abends wohl durch manchen dummen Streich!

Leonard. Ei seht, wie klug und fein das Bünglein schwatzt.

Wer gab das Recht dir, ohne rechte Liebe

Mit güldner Spor'n und glatter Worte Klang

Ein fröhlich stilles Herz schnödd zu betören?



Flora. Fürwahr, gäb's so ein Recht, ich hätt's zunächst.  
Doch könnt' das, glaub' ich, andern besser glücken.

Leonard. Du schmähest sie noch! — Sieh, ich bin just kein  
Doch raust's mich bei den Haaren recht dazu, [Raufer,  
Mit meinem Degen hier zu untersuchen,  
Ob du auch Manns genug zu einem Freier.

Flora. O Gott behüt' mich!

Leonard. Ja, wie's Gott gefällt.

Ich weiß nicht, wer von uns der größte Narr hier.

Doch sind Verliebte, wie man sagt, Genies,

Die Hohes tun und Tolles, weil sie müssen!

So genial ist eben mir zumute —

Kurz: Zieh vom Leder, Sant, wehr' dich! Zieh aus!

Flora. Sehr gern. — (Für sich.) Ich kenn' hier jeden Schlich.  
So'n Mannsbild

Im tölp'schen Eifer stolpert tausendmal. (Sie entflieht.)

Leonard. Heiße, bunt Vögelchen, entfliegst mir nicht!

Ich spür' so was vom Habicht heut in mir! (Eilt ihr nach.)

### Dritte Szene

Einsamer Waldplatz. Glitt tritt auf, sieht sich nach allen Seiten um  
und pfeift dann auf dem Finger. Knoll erscheint im Hintergrunde und  
beantwortet das Signal auf dieselbe Weise

Glitt. Bist du toll? Wozu pfeiffst du erst, Hanswurst,  
wenn du selber schon da bist?

Knoll. Damegogen und Karbonaden! Das ist der Kom-  
ment so, wo's was Verschwornes gibt.

Glitt. Ich bitt' dich, liebstes Ungeheuer, möchtest du nicht  
die Güte haben und hier deinen Rachen ein wenig zähmen?  
Du kommst schon wieder wie ein Haifisch dahergefahren und  
schnappst nach den Trümmern deiner in Tertia gestrandeten  
Gelehrsamkeit. — Sprich, alter bemooster Tertianer, sind die  
Pferde am Walde bereit?

Knoll. Rosse und Karosse und alle Madrigalien nebst  
Impertinenzien sind zu der Entführung prädestiniert.

Flitt. Ich glaube gar, du hast deine alte fliegende Kalesche mitgebracht, in der du immer zum Ochsenmarkt fährst, mit deinem Brustbild von gelben Zwecken an der Thür. Die rumpelt ja in der Nacht, daß man uns bis zum andern Morgen hört, und hängt von der einen Seite hintenüber; ich hoffe, sie sollen dich, wenn's einmal flink über die Steine geht, daraus verlieren wie einen Sack voll Kaldaunen.

Knoll. Labet egal! Es wird mich niemand in die Tasche stecken. — Aber warum treten Euer Gnaden hier Ihrem eigenen Schatten auf die Fersen im Mondschneie? Warum sind Sie nicht schon im Garten, auf dem Place de Grandesaß? Sie haben doch dort nicht etwa ein Haar darin gefunden?

Flitt. Nein, sondern einen ganzen Schopf von Haaren; ich weiß nicht, welchem Querkopf er angehören mochte. Dort ist es nicht geheuer. Aber es tut nichts. Wir wollen die Gräfin hier erwarten, hier muß sie durchaus vorüberkommen, wenn sie zu dem verabredeten Platze geht. Gib acht! Sobald sie kommt, stellst du dich als chinesisches Lusthaus oder umgestülpte Baumwurzel zur Seite — für den Notfall — ich aber bringe die Gräfin über die Rosen und Vergißmeinnicht lieblicher Redensarten zu den Pferden, du begleitest uns immerfort in einiger Entfernung wie eine Batterie von schweren Stücken und triffst mit uns zugleich am Wagen ein. — Gelingt es, Knoll, so will ich dich mit kalekutischen Hähnen und Rinderkeulen vollstopfen und dann in goldene Reifen schlagen —

Knoll. Schlagen? — Ja, ich hoffe, wir sollen heute hier die schönsten Prügel bekommen. Aber es verschlägt nichts. So ein Spaß ist schon ein Duzend Beulen und Rippenstöße wert; mir kommen sie nicht so leicht durch den Speck.

Flitt. O du gemeine Seele! O du sanguinische, materialistische Talggrube, in der der Teufel nichts tut als Schmalz kochen, den er nächstens als Speckschwarte in seinem Schornstein aufhängen wird, den —

Knoll. Silentium! Da ist sie, da ist sie! Ich nehme meinen Abtritt.

(Er tritt hinter die Kulissen.)



Flitt. Wahrhaftig, da kommt die Gräfin wie die bleiche Furcht dahergeflattert. Sie wird noch den Nelkenstrauch verlieren. Wie der grüne Schleier im Winde fliegt!

Schlender (noch in der vorigen Damenkleidung mit herabgelassenem Schleier atemlos hereinstürzend). Flitt, rette mich! — Ver= raten — Offiziere und zehn oder hundert Gemeine und blank= Schwerter und Dolche und alles hinter mir drein!

Flitt. Wo? Ich hoffe doch nicht gar. — Nun gilt es rasch sein! Schnelle Pferde sind bereit, ergebene Treue denkt an alles.

Schlender. Was?

Flitt. Der starke Gott der Liebe steht voll Schwermut uns zur Seite, und bei dem ersten Morgenstrahl beschirmt ein Strohdach zwei beglückte Herzen!

Schlender. Wie?

Flitt. Um Gottes willen! Nur keinen Laut jetzt, sonst sind wir alle verloren.

Schlender. Aber —

Flitt. Nur still, nur fort! (Schlender mit einem Arm umfassend und fortführend, für sich.) Süße Beute! Nun laß die Narren mit ihren Wünschelruten angeln, ich hab' den Schatz gehoben. — Schlau muß man sein! (Ab mit Schlender.)

Knoll (aus seinem Hinterhalte den andern rasch folgend). Kata= bomben und Sonaten, ich deck' das Champs de canaille!

### Vierte Szene

Wieder der Teil des Gartens mit der Laube, wie in der zweiten Szene dieses Aufzugs. Flora tritt eilig auf, von Leonard und Viktor von verschiedenen Seiten verfolgt

Flora. Was tu' ich nur? Mondsüchtig sind sie alle,

Verwünschte Hosen und verwunschener Viktor!

Wo nur ein Narr fehlt, ist er gleich zur Hand.

Viktor (für sich).

Sie denkt, ich kenn' sie nicht. — Die will ich ängst'gen!

(Laut.) Hallo, trara! Mein Hirschlein, springst recht artig!

Ist denn kein Zaun mehr, drüber wegzusetzen?

Ein leichtes Wild und liebt bei Nacht zu wechseln.

Flora. Ich wünscht', du wärst ein Hirsch und hättest Geweihe,  
So hoch, daß du im Wald dran hängen bliebst!

Leonard. Nun, Bürschchen, hast du deinen Mut erjagt?  
Steh still und zieh! Die Hälfte deines Schnurrbarts  
Mäh' ich dir sauber ab — mehr will ich nicht.

Flora. Ich bitt' Euch, seid gescheit! Mit zweien fechten!

Viktor. Mit ihm allein nähmst du's wohl auf?

Leonard (zu Viktor).

Geh, halt die Scheide fest, hilf ihm herausziehen.

Viktor (faßt das untere Ende von Floras Degen).

So! Nun beleidigt ihn noch etwas wen' ges,

Sonst kriegen wir ihn nicht heraus!

Flora (zieht den Degen, läßt ihn aber schnell wieder sinken). Nein, nein,  
Mir graut zu sehr! — Hört doch!

Viktor. Nachher!

Leonard. Den Bart!

Flora. Ich bin kein Mann —

Leonard. Ach, das könnt' jeder sagen!

(Sie fechten. — Die Gräfin Adele in veränderter, ihren Stand bezeichnender Kleidung rasch auftretend.)

Adele. Von hier kam Waffenklang — (Sie erblickt die Fechtenden und stürzt sich zwischen die Degen an Leonards Brust.)

Mein Florestin!

Leonard. Was ist dir, scheues Kind? Welch präch't'ge Kleider!

Du hast dich so verändert diesen Abend —

Ich kenn' dich kaum mehr — nur der schöne Klang

Der Stimme dringt wie ehemals noch zum Herzen

Und weiß von Falschheit nicht.

Adele (sich von Leonards Brust erhebend, mit Hoheit).

Das falsche Spiel

Komm' ich zu enden. (Auf Flora deutend.) Wer ist dieser Mann?

Flora (vor der Gräfin niederknend).

Ach! einer der gern Federhut, Schwert, Schnurrbart

Und alle Manneswürde jetzt dahingäb'

Um einen einz'gen Weiberock — ein Mutwill,

Der seinen Willen eben hart gebüßt,

Weil er den Mut dazu nicht konnt' erschwingen.



Leonard (sich vor die Stirn schlagend).

O Thor! Ein Weib wollt' ich zum Ritter schlagen!

(Man sieht in der Ferne den Widerschein von Fackeln.)

Adèle (die bisher in Gedanken versunken da stand, plötzlich aufsehend).

Welch wilder Haufe naht dort? — Was bedeutet  
Der Fackelschein?

Leonard (freudig). Bei Gott, ich hoffe, Hochzeit!

Flora (die noch kniete, aufspringend).

Und Hochzeit Freude, und wer froh, verzeiht gern.

O sein Sie wieder meine gnäd'ge Gräfin!

Leonard. Was ist denn das? — Sind Sie denn nicht?

Adèle (Leonard mit der Hand abwehrend). O fort.

Fort, eh' die andern kommen!

Leonard. Nein, um Gott!

Wer von den beiden ist die Gräfin?

Adèle. Ich! (Sie verbirgt ihr Gesicht an Floras Brust und bleibt  
in dieser Stellung. Unterdessen treten Friedmann und Bedienten

Flora (zur Gräfin). [mit Fackeln auf.]

Was ist geschehn? — Gehn wir nach Haus — Sie weinen —

Friedmann. Dem alten treuen Diener sei's vergönnt —

Ein Wort nur! Wunderliche Reden kreuzten

Wie Fledermäuse durch die Dämmerung,

Ein Flüstern, Schlüpfen, heimlich her und hin —

Auch Pferde wollt' man sehen am Saum des Gartens

Und einen fremden, furchtbar dicken Mann.

Ein treuer Diener vigiliert auf alles;

Ja, rief ich, alter Gärtner, exponier' dich!

Was kann es kosten als dein graues Haupt!

Ich rief sogleich die Burschen hier zusammen,

Bei Fackelschein durchstreichen wir den Wald;

Da hören wir's noch fern im Grunde rumpeln,

Dazwischen Stimmen zankend durch die Nacht,

Dann alles wieder still. — Nur einen einz'gen

Erwischten wir dort auf verdächt'ger Flucht;

Ich fürchte sehr, sein Kopf sitzt ihm was schief —

Er spricht ganz wirr: von Damen, die nicht Damen —

Fleder (sich von den Dienern losmachend, tritt stolz hervor).

Ich sag's Euch, hütet Euch vor meinem Zorn!

Es träf' sich leicht — die Gräfin hält mich hoch —

Friedmann. Schon wieder! — Ei, besinnen Sie sich doch!

Fleder. Fort, Mummerei! Ich bin der Hofrat Fleder!

Friedmann.

Oho! — Sanft! sanft! gemacht! — Nein, packt ihn nicht!

Fleder (Leonard bemerkend). Ein Wörtchen nur mit jenem

Graf Leonard!

[Herren dort —

Adele (die sich bei diesen Worten aufgerichtet hat, Leonard erstaunt ansehend). Mein Gott! — Sie sind?

Leonard (sich vor ihr auf ein Knie niederlassend). Der Graf.

Fleder. Dem Präsidenten eil' ich's zu berichten,

Wie hier sein Nefse, seines Hauses Stolz,

Bei Nacht sich wegwirft an ein Kammermädchen,

Die freilich lieber Gräfin wär' als Jungfer. (Ab.)

Leonard (zu Adele). Mir träumte einst von einem süßen

O sprich noch einmal aus dem schönen Traum [Kinde —

Zu Florestin; Bedeutet's Hochzeit?

Adele (zögernd und leise). Ja.

Leonard (rasch aufspringend und ihre Hand fassend).

Musik! Nun, Jäger, laßt die Hörner klingen!

Voran die Fackeln, daß die Ström' im Grunde

Und alle Fenster in dem stillen Schloß

Aufblitzen in dem lust'gen Widerscheine!

Tag soll es sein — mir ist so licht im Herzen!

(Er führt die Gräfin schnell fort. Hörnerklang, nach und nach immer ferner und leiser.)

Viktor. Da mag der Teufel Junggeselle bleiben!

(Er hebt Flora hoch auf seinen Arm.)

Wild warst du stets, und Wild gehört für Jäger!

Hier ist der Jäger in das Wild geschossen,

Ich bin just recht im Schuß — Hoch, lust'ge Braut!

(Er trägt sie fort.)

Friedmann (schreit).

Vivat und Feuerwerk und Hochzeitscarmen! (Alle ab.)





# Das große Welttheater

(nach Calderon)

### **Personen:**

**Der Meister**  
**Das Gesetz der Gnade**  
**Die Welt**  
**Der König**  
**Der Weise**  
**Die Schönheit**  
**Der Reiche**  
**Der Landmann**  
**Der Bettler**  
**Ein Kind**  
**Eine Stimme**



Der Meister erscheint mit Sternenmantel und Strahlenkrone

Der Meister. Anmutige Konturen

Der aus der Tiefe dämmernden Naturen,  
Die zwischen Licht und Nächten  
Des Himmels Abglanz sich erobern möchten  
Und die Gestirne überfunkeln  
Mit ihren schönen Blumen, die verdunkeln,  
Eh' sie noch kaum erglühten,  
Ein ird'scher Himmel schnell verwehter Blüten,  
Kampfplatz der Elemente,  
Ihr luft- und flutumspülten Berggelände,  
Wo durch der Lüfte Wellen  
Der Vögel Barken bunte Segel schwellen,  
Der Fische stumm' Gewimmel  
Glückselig schwebt in meeresblauem Himmel,  
Wo zuckende Wetterstrahlen  
Mit Zornesfeuer ernste Warnung malen  
Und auf den waldumkränzten Bergeszinnen,  
Als Herrn des Reiches, Tier' und Menschen sinnen;  
Du rastlos Ungeheuer  
Aus Erde, Wasser, Luft und Feuer,  
In ew'gen Wandelungen  
Des Universums Werkstatt kühn entrunken,  
Ein Wunder, wie kein zweites noch die Himmel kennen —  
Und um mit einem Worte dich zu nennen:  
Du, Welt! die, wie das Lied vom Phönix singet,  
Stets aus der eignen Asche sich verjünget!

(Die Welt erscheint.)

Die Welt. Wer heißt zum Leben

Dem rauhen Kern des Balls, der mich umgeben,  
Mit so gewalt'gem Rufe mich entsteigen?  
Wer, mich mir selbst entreißend, bricht mein Schweigen?

Der Meister. Dein hoher Herr und Meister.

Gestalt und Form mit sicherer Hand umkreist er,  
Ein Hauch von seinem Munde  
Enthebt dich hier des Urstoff's finstern Grunde.

Die Welt. Und wozu riefst du mich auf dies Gefilde?  
 Der Meister. Es schafft der Bildner sinnend sein Gebilde,  
 Die eigenen Gedanken  
 Lebendig dran ins Licht emporzuranken.  
 Aus eigener Macht bereiten  
 Will ich ein Fest mir, denn zu allen Zeiten,  
 Um meine Kraft und Herrlichkeit zu preisen,  
 Wird die Natur sich festlich mir erweisen;  
 Und da, vor allen Festen,  
 An würd'gem Schauspiel sich am allerbesten  
 Die Geister kräftigen und heben,  
 Und nur ein Spiel ja alles Menschenleben,  
 So mag auf deinen Auen  
 Der Himmel auch ein Schauspiel heute schauen,  
 Daß, bin ich Herr hier eben,  
 Notwendig von den Meinen wird gegeben.  
 So hab' ich denn aus diesen  
 Die Menschen, als die tüchtigsten, erkiesen,  
 Die in gemessnen Weisen  
 Auf den vierfach geschiednen Erdenkreisen  
 Des Welttheaters wacker spielen sollen;  
 Ich selbst verteil' die Rollen  
 Nach eines jeglichen Natur und Richtung.  
 Doch daß des Festes Dichtung,  
 Wie sich's gebühret, auch mit allen Prachten  
 Der Szenerie und mit dem Schmuck der Trachten  
 Ergötzlich blende,  
 So rüste du verschwendrisch und behende  
 Die holden Scheine,  
 Daß jeder Wirkliches zu schauen meine.  
 Und nun ans Werk! Derweil ich dirigiere,  
 Sei du die Bühne und der Mensch agiere.  
 Die Welt. Mein erhabner Herr und Meister,  
 Dessen Winke, dessen Rufe  
 Alles ehrerbietig lauscht,  
 Meiner Bühne weite Runde

Öffn' ich denn, auf daß die Menschen  
Sich im Schauspiel drauf versuchen,  
Und ein jeder, was die Rolle  
Fordert, finde hier nach Wunsche.  
Blindeß Werkzeug deiner Rechte,  
Führ' ich aus nur, was du schufest;  
Meine That ist dein Gedanke,  
Mein das Werk zwar, dein das Wunder.  
Erstlich nun — da's überall  
Angemessen wird befunden,  
Von der Bühne nichts zu sehen,  
Bis der erste Laut erklingen —  
Lass' ich einen grauen Vorhang  
Übers Ganze niederfluten,  
Wo chaotisch alle Dinge  
Noch verworren und verschlungen.  
Doch das soll nicht lange dauern;  
Wenn die Nebel sich geschwungen,  
Werden rasch, um zu verschrecken  
Des Theaters Dämmerungen  
(Denn kein Festtag ohne Licht!)  
Himmelskronen dann entzünden:  
Hier des Tages heil'ge Fackel  
Und des mitternächt'gen Dunkels  
Hehre Leuchte dort, umflimmert  
Von viel tausend lichten Funken,  
Die vom Diadem der Nacht  
Die Geschehe niederfunkeln.  
Gleich im Anbeginn des Schauspiels,  
Wo die schlichte und unschuld'ge  
Weltintrige der Natur  
Durch den ersten Akt geschlungen,  
Soll empor ein Garten tauchen  
Mit den zierlichsten Konturen,  
Wunderbaren Perspektiven,  
Daß man staune, wie's gelungen



Der Natur, so mächt'ges Bild  
Zu entwerfen ohne Studien.  
Raum noch aus den roß'gen Knospen  
Augelnd, sollen zarte Blumen  
Da zum erstenmal den Morgen  
Schüchtern grüßen und verwundert,  
Und aus dunklem Laub der Bäume  
Lockend goldne Früchte lügen,  
Wenn vielleicht nicht schon die Schlange  
Neidisch sie mit Gift besudelt;  
Tausend Bächlein da zerschlagen  
Ihr Kristall in jähem Sturze,  
Daß Aurora um sie weine  
Und von Tränen perln die Fluren;  
Und daß um so leuchtender  
Dieser Menschenhimmel funkle,  
Denke ich in wüste Heiden  
Kings zu fassen seine Runde.  
Berge zieh' ich, wo Gebirge,  
Täler tief, wo Niederungen  
Zu dem Bilde passend scheinen,  
Und wo schon in Aquädukte  
Selber sich die Erde klüftet,  
Lass' ich schlau durch diese Furten  
Abgefangne Meeresarme  
Weit durchs Land als Ströme funkeln.  
Zeigen auch die ersten Szenen  
Nirgends eines Bauwerks Spuren,  
Soll man doch bald Wunder sehn,  
Wie ich in ein paar Minuten  
Staaten gründe, Städte baue  
Und die Höhen krön' mit Burgen;  
Und wenn endlich, überwüchsig,  
Der Gebirge Felsenwuchten  
Alles zu erdrücken drohen  
Und die Lüfte fast verdunkeln,

So verwandl' ich rasch die Bühne,  
 Daß, vom Sturm aus tiefstem Grunde  
 Aufgewühlt, ein Ozean  
 Alle Gipfel überflute  
 Und im unermessnen Leer  
 Zwischen grauer Wolken Zuge  
 Nur ein einsam Schiff erscheine,  
 Das durch alle Schrecken furchtlos  
 Auf noch nie befahrner Bahn  
 Sichre stille Gleise furchet,  
 Und Geflügel, Tier und Menschen  
 Rettend birgt in seinem Rumpfe.  
 Doch wenn drauf der Friedensbogen  
 Über Meer und Schiff geschwungen,  
 Mit den milden Himmelsfarben,  
 Blau und violett und purpurn,  
 Durch das Grauen niederstrahlt:  
 Bricht des Elementes Wut sich,  
 Und erschrocken beugt die Woge  
 Dem Gesetz sich ihres Ursprungs  
 Vor der Felsenstirn der Erde,  
 Die nun aus dem Grab der Fluten  
 Wiederum ihr Antlitz hebt,  
 Wenn auch bleich, verweint und stumm noch.  
 Ungesäumt nun folgt der zweite  
 Aufzug nach des ersten Schlusse:  
 Der vom Moses — und hier muß ich  
 Meinen Fleiß zu mehrern suchen,  
 Denn, um dorthin zu gelangen,  
 Kommen eilig trocknen Fußes  
 Aus Agypten angerückt  
 Durch das rote Meer die Juden.  
 Dort, wenn so die Flut sich teilt,  
 Soll die Sonne sich verwundern,  
 Was ich ihr für Klüfte zeige,  
 Die sonst tief im Wasser ruhten.

Doch schon mit zwei Feuersäulen  
 Leuchtet sie voran dem Zuge,  
 Denn durch Wüsten geht der Weg,  
 Zum verheißenen Genusse,  
 Und um das Gesetz zu holen,  
 Hat den Moses, raschen Fluges,  
 Jetzt auf einen mächt'gen Berg  
 Ein Gewölk emporgeschwungen.  
 Aber dieser zweite Akt  
 Bricht in Schrecken aus zum Schlusse:  
 Wie im Todeschlummer dämmernd,  
 Wird die Sonne sich verdunkeln,  
 Und in tiefen Fieberschauern  
 Wird man da die Himmelskugel  
 Irre wanken sehn und weichen  
 Alle Kreis' aus ihren Fugen,  
 Berge bersten und die Mauern  
 Taumeln, wie von Wahnsinn trunken,  
 Bis der ganze morsche Bau  
 Rings in Trümmer ist gesunken.  
 Drauf beginnt der dritte Akt,  
 Der von Ahnungen durchflungen,  
 Daß hier Höheres im Spiel:  
 Das Gesetz des neuen Bundes.  
 Eitel Streben, zu ergründen  
 Dieses Wunder aller Wunder!  
 Also wird man in drei Akte  
 Nach den dreierlei Statuten  
 Einst die Weltenalter teilen  
 Von Jahrhundert zu Jahrhundert,  
 Bis zuletzt die ganze Bühne  
 Mit all ihrem reichen Prunke —  
 Daß auch Feuerwerk nicht fehle  
 Bei dem Fest — im Blitzeszucken  
 Unversehns von einem grimmen  
 Feuermeere wird verschlungen.



Hier versagt mir meine Stimme,  
Und mein bleicher Mund verstummt,  
Denn, schon es zu ahnen, schaudr' ich,  
Es zu denken, sprengt die Brust mir,  
Und ich bebe, auszusprechen  
All das unermessne Unglück.  
Oh, daß dieser Tag noch lange  
Weilte in der Zeiten Grunde  
Und ihn nie die Völker schauten,  
Die noch ruhn im Schoß der Zukunft!  
Nun, in den drei Akten sehen  
Wohl die Menschen manches Wunder,  
Und nicht einem soll da fehlen,  
Was fürs Schauspiel ihm von Nutzen.  
Und da ich nun das Theater  
Ausgerüstet ganz nach Wunsche,  
Wirst du selbst wohl, was das Spiel  
Anbetrifft, wie ich vermute,  
Alles schon im Sinne haben,  
Denn in deinem Sinn verbunden  
Sind die Menschen, ehe sie sind,  
Schon versichert ihres Ruhmes.  
Doch daß jeglicher imstande,  
Auf der Bühne, deinem Rufe  
Folgend, auf- und abzutreten,  
Habe ich zwei Türen hurtig  
Eingerichtet: hier die Wiege,  
Dort das Grab im Hintergrunde.  
Und nicht minder auch gedacht' ich  
Des Kostüms und nöt'gen Putzes,  
Wie die Rollen ihn erheischen.  
Denn bereit halt' ich zur Stunde  
Für den, der den König gibt,  
Lorbeerkränze und den Purpur,  
Für den tapfern Feldhauptmann  
Waffen, Ansehn und Triumphe,

Dem, der den Minister spielt,  
Geb' ich Bildung, Bücher, Schulen,  
Geistlich Regiment dem Mönche,  
Dem Verbrecher manchen Unglimpf,  
Ehr' und Pracht dem Edelmann,  
Privilegien den Kommunen.

Auch den Landmann, der um eines  
Toren Schuld in Angst und Kummer  
Muß den harten Boden bauen,  
Rüst' ich aus mit Hack' und Pfluge.

Doch vor allen dann des Schauspiels

Dame zier' ich mit dem Schmucke

Höchster Schönheit, diesem süßen

Gifte für so viel Unschuld' ge;

Nur den Bettler lass' ich laufen,

Weil das seines Parts Natur so.

Keiner soll sich da beklagen,

Daß er nicht bereit gefunden,

Was er für sein Rollenfach

Irgend nur an Schmuck bedurfte.

Macht er dennoch seine Sache

Schlecht dann, so ist's meine Schuld nicht,

Sondern seine. Und da nun

Schon gerüstet all der Plunder,

So kommt, Sterbliche, herbei,

Um euch einzeln auszuputzen;

Auf dem großen Welttheater

Zeige jeder seine Kunst nun!

(Geht ab.)

Der Meister. All ihr, noch im Nichts verloren,

Ruf' euch dennoch auf zum Licht,

Denn vor meinem Angesicht

Seid ihr, eh' ihr noch geboren;

Heiß' zu jenen Blumenfloren,

Hört ihr mich auch nicht, euch eilen,

Wo der Zedern schlanke Säulen,

Palm und Lorbeer eurer warten,

Um an alle in dem Garten  
Nun die Rollen zu verteilen.  
(Es erscheinen: der Reiche, der König, der Landmann, der  
Bettler, die Schönheit, der Weise und ein Kind.)

Der König. Meister, siehe hier die Deinen!

Nicht geboren erst zu werden  
Braucht ja dein Geschöpf auf Erden,  
Um vor dir, Herr, zu erscheinen.  
Noch beschwingt die Seele keinen.  
Ohne Leben, ohne Sinnen,  
Trüb, gestaltlos wir zerrinnen  
Wie der Rauch, des Windes Raub.  
Hauch' beseelend an den Staub,  
Daß wir unser Spiel beginnen!

Die Schönheit. Deines Denkens Schattenrisse

Sind wir, die nicht schaun, nicht leben,  
Falsch im unentschiednen Schweben  
Nichts von Gut und Bösem wissen.  
Drum, wenn aus der Welt Kulissen  
Wir hervor hier treten sollen,  
So verteile nun die Rollen,  
Denn es ziemt uns allzumal  
Nimmer in dem Stück die Wahl,  
Welchen Part wir spielen wollen.

Der Landmann. Herrscher über dieses Land,

Den ich heut erst kennen lerne,  
Deinem Winke folg' ich gerne,  
Als das Machwerk deiner Hand.

Und da dir gar wohl bekannt  
(Denn nichts birgt sich Gottes Blicke),  
Welcher Part sich für mich schicke:  
Kann ich, sollt' ich steckenbleiben,  
Nicht dem Part die Schuld zuschreiben,  
Sondern meinem Ungeschieke.

Der Meister. Wollte ich die unruhvollen  
Menschen um die Wahl befragen,



Auch nicht einem wohl behagen  
Möchten dann des Leidens Rollen.

Alle würden herrschen wollen

Über alle frank und frei,

Und es siele keinem bei,

Daß auf dieser Bühnenwelt,

Was er für das Leben hält,

Eben nur ein Schauspiel sei.

Doch ich, Autor dieser Märe,

Weiß, was jeder leisten kann,

Und so nehm' denn jedermann,

Welchen Part ich ihm beschere.

(Die Rollen verteilend.)

Spiel' den König du.

Der König. O Ehre!

Der Meister. Du, die Dame, leucht' als Sonne

Irdischer Schönheit.

Die Schönheit. Welche Wonne!

Der Meister. Du den reichen Cavalier.

Der Reiche. Oh, so ward das Glückselos mir,

Wolkenlos zu schaun die Sonne!

Der Meister. Und des Landmanns Part sei dein.

Der Landmann. Ist ein Dienst das oder Würde?

Der Meister. Eine arbeitssel'ge Bürde.

Der Landmann. Wird' ein schlechter Werkmann sein.

Nein, ich bitt' Euch, Herre mein,

Stamm' ich gleich von Adam her,

Macht mir's doch nicht gar so schwer!

Zwar ein Landgut wär' mir lieb,

Doch ein rechter Tagedieb

Steckt in mir, irr' ich nicht sehr;

Denn nach meinem Naturelle,

Und so neu in solchen Dingen,

Werd' ich schlecht den Spaten schwingen,

Oft mich ausruhn auf der Schwelle.

Wär' hier Nein an rechter Stelle,

Gleich wär' ich damit zur Hand,

Aber vor so feinem Grand',  
Fürcht' ich, nützt mir's gar nicht viel,  
Und so bleib' ich in dem Spiel  
Wohl der schlechteste Komödiant.  
Doch Ihr habt Erfahrungheit,  
Die den Hut mißt nach dem Kopfe,  
Also auch mir armem Tropfe  
Meine Dummheit wohl verzeiht.  
Gebt ja jedem Schaf sein Kleid;  
Was sollt' ich da lamentieren!  
Dadurch laßt Ihr mich ja spüren:  
„Mensch, du sollst nichts übertreiben“,  
Und so, um bei Kraft zu bleiben,  
Will ich hübsch gemach agieren.

Der Meister. Weisheit hab' ich dir erkoren.

Der Weise. Hohe Günst erweist du mir.

Der Meister. Den armsel'gen Bettler dir.

Der Bettler. Gibst du mich so ganz verloren?

Der Meister (zu dem Kinde). Und du stirbst, eh' du geboren.

Das Kind. Da ist meine Müh' gar klein.

Der Meister. Weißlich richt' ich's also ein,

Daß, wer lebt, mitspielend strebe,

Und ich selbst sein Fach ihm gebe;

Denn so frommt es eurem Sinn.

Der Bettler. Könnte ich mein Los vermeiden,

Ach, wie gerne gäb' ich's hin,

Denk' ich recht in meinem Sinn

Meiner Rolle bittre Leiden.

Doch ich kann hier nichts entscheiden,

Wenn ich mich auch des erfrechte.

Aber du erwäg' das Rechte,

Nicht, was nimmer dir zu sagen

Darf der arme Bettler wagen,

Nein, was er dir sagen möchte.

Weshalb ward der Armut Pflicht

Mir zuteil in der Komödie?

Diese nur für mich Tragödie  
Und für alle andern nicht?  
Warum ich ein armer Wicht?  
Weshalb, da für meinen Part  
Mir dieselbe Seele ward  
Wie dem Könige beschieden,  
Unsre Rollen nun hienieden  
Von so ganz verschiedner Art?  
Hättest du zu anderm Streben  
Mich aus anderm Stoff gebaut,  
Wen'ger Seele mir vertraut,  
Wen'ger Sinne mir gegeben:  
Nun, so tröstet' ich mich eben,  
Daß hier andre Gründe walten.  
Doch so scheint's ein strenges Schalten,  
Ja verzeih', erscheint es hart,  
Daß er, der nicht besser ward,  
Bessere Rolle soll erhalten.

Der Meister. Wisse, diese Bühne ziert  
Minder nicht, wer ohne Fehle,  
Schlicht und recht aus voller Seele  
Mit dem Bettelstab agiert,  
Als wer Kron' und Zepter führt;  
Und wenn einst der Vorhang fällt,  
Werden beide gleichgestellt.  
Halt dich wacker und vergesse  
Nimmer, daß ich dir bemesse,  
Gleich dem Kön'ge, dein Entgelt.  
Wähne nicht, ob noch so wild  
Dir das kurze Leben grolle,  
Daß darum des Königs Rolle,  
Hast du deine ausgefüllt,  
Meinem Recht nach höher gilt;  
Voller Lohn wird nach Gebühr  
Einst euch beiden, ihm wie dir.  
Jede Rolle kann dich heben,



Denn das ganze Menschenleben  
 Ist ja nur ein Schauspiel hier.  
 Und ist dann das Spiel geschlossen,  
 Speist an meiner Seit' zu Nacht,  
 Wer's am besten hat gemacht  
 Und getreu und unverdrossen  
 Seiner Rolle Geist erschlossen.  
 Dort mach' ich euch beide gleich.  
 Die Schönheit. Doch wie heißt in deinem Reich  
 Nun das Stück, zu dem wir kamen?  
 Sag' uns, Herr, erst seinen Namen.  
 Der Meister. „Tue recht — Gott über euch.“  
 Der König. Not tut's, daß wir nichts versehn  
 In so wunderbarem Stücke.  
 Der Reiche. Darum, daß es besser glücke,  
 Laßt uns an die Probe gehn.  
 Der Weise. Ei, wie könnte dies geschehn,  
 Da wir, eh' das Stück beginnt,  
 Alle seelenlos noch sind,  
 Ohne Licht und ohne Leben?  
 Der Bettler. Doch wie läßt ein Stück sich geben  
 Aus dem Stegreif so geschwind?  
 Der Landmann. Recht hat der da mit der Krücke  
 (Denn das hab' ich schon erlauert,  
 Daß, wer bettelt und wer bauert,  
 Sich wie Hans zur Grete schicke).  
 Seht, selbst eins der alten Stücke,  
 Noch so oft schon aufgeführt,  
 Wird's nicht wiederum probiert,  
 Fällt's nicht aus zu sonderm Lobe;  
 Wie nun, wenn man ohne Probe  
 Gar ein neues hier agiert?  
 Der Meister. Ruhm wird sich das Spiel erwerben,  
 Nehmt ihr immerdar in acht,  
 Daß der Himmel richtend wacht,  
 Daß ihr wurdet, um zu sterben.

Die Schönheit. Und doch fürcht' ich's zu verderben,  
Da wir alle noch nicht wissen,  
Wenn wir nahn und abgehn müssen.

Der Meister. Auch dies bleibe euch verhüllt.

„Werden, sterben“ zeigt im Bild

Euch der Ein- und Ausgang an.

Haltet nur in allen Wirren

Abzutreten euch bereit,

So ich rufe, kommt die Zeit.

Der Bettler. Doch wenn wir vielleicht uns irren,  
Geist und Sinne sich verwirren?

Der Meister. Für die sämtlichen Genossen

Habe ich ein Buch erschlossen,

Dem, des Sinne sich verdüstern,

Draus einhelfend zuzuslüstern;

Dem Gemeinen wie dem Großen,

Allen dieses Buch bedeutet,

Was zu tun zu jeder Frist.

Also klagt nicht! Frei nun ist

Euer Wille und bereitet

Steht die Bühne. So durchschreitet

Denn vom Aufgang nun sogleich

Bis zum Niedergang das Reich

Eures ird'schen Seins.

Der Weise. Was stehen

Wir noch zögernd?

Alle. Laßt uns gehen,

Recht zu tun. Gott über euch!

(Indem sie abgehen wollen, kommt ihnen die Welt entgegen.)

Die Welt. Kommt! Ihr findet alles drinnen.

Schmücket euch nur aufs allerbeste

Zu dem Schein- und Schauspielfeste,

Daß es würdig mag beginnen.

Der König. Nach der Krone steht mein Sinnen.

Die Welt. Warum Kron' und Lorbeer dir?

Der König. Weil dies meiner Rolle Bier.

Die Welt. Nun, so nimm den Schmuck dahin.

(Sie reicht ihm Krone und Purpur. Der König geht ab.)

Die Schönheit. Volle Kränze von Jasmin,

Nelken, Rosen reiche mir!

Blitz auf Blitz, durch alle Zweige,

Laß die Frühlingslichter spielen,

Laß die Blumenaugen zielen

Aus des Maien buntem Reiche,

Daß, besiegt, vor Neid erbleiche,

Wenn sie mich erblickt, die Sonne,

Und die Blume, die zum Bronne

Ihres Lichts die Blicke sendet,

Sei fortan nach mir gewendet,

Sonnenblume mir die Sonne.

Die Welt. Ei, wie gar so eitelsinnig

Etrittst du, Kecke, in die Welt!

Die Schönheit. Darauf ist mein Part gestellt.

Die Welt. Und der ist?

Die Schönheit. Die Schönheit bin ich.

Die Welt. Oh, so töne, Lenz, herzinnig,

Funkeln soll's und Blüten schnein!

Strahl' im Frühlingswiderschein!

(Sie gibt ihr einen Blumenstrauß.)

Die Schönheit. Farbentrunken will ich schreiten,

Blumen sollen Tepp'che breiten,

Spiegel mir die Quellen sein.

(Ab.)

Der Reiche. Gebet Pracht und Reichthum mir,

Mir, was ihr bewahrt an Schätzen!

Mich behaglich zu ergötzen

Auf der Welt, erschein' ich hier.

Die Welt. Ja, mein Innres will ich dir

Auftun, all Geflüßt zertrümmern!

Die da in der Tiefe schimmern:

Gold und Silber, das ich karg

Seit Jahrhunderten dort barg,

Soll nach Wunsche dich umflimmern.



Der Reiche. Schwindelnd immer höher streben —  
O des Glückes, das mir ward! (Ab.)

Der Weise. Ich ersleh' für meinen Part  
Ein Stück Erde, drauf zu leben.

Die Welt. Welcher Part ist dir gegeben?

Der Weise. Weisheit und die Lernbegier.

Die Welt. Steht's um dich so geistlich hier,  
Nun, so bet' und faste sehr.

(Sie reicht ihm Rutte und Geißel.)

Der Weise. Weise wär' ich nimmermehr,  
Nähm' ich anderes von dir. (Ab.)

Die Welt (zum Kinde).

Wie? und du magst nichts begehren?

Ohne Wünsche trittst du auf?

Das Kind. Ach, zu meinem Lebenslauf

Kann ich deiner ganz entbehren.

Ungeboren heimzukehren,

Brauch' ich so viel Zeit nur eben,

Um aus dunklem Kerkerleben,

Aus der Nacht in Nacht zu wandern;

Und ein Grab, wie allen andern,

Mußt du mir zuletzt doch geben. (Ab.)

Die Welt. Was willst du denn, grober Knolle?

Der Landmann. Was ich gern dir selbst verehrte.

Die Welt. Ei, zeig', was man dir bescherte.

Der Landmann. Ei, was schert dich meine Rolle?

Die Welt. Das schmeckt ziemlich nach der Scholle;

Wett' ich doch, daß dieser Derbe

Sich als Knecht sein Brot erwerbe.

Der Landmann. Traun, du hast mein Glück erraten.

Die Welt. Nun, so nimm denn diesen Spaten.

(Sie reicht ihm denselben.)

Der Landmann. Das ist Adams saubres Erbe.

Ja, Herr Adam konnt's wohl wissen,

Der so hochgelahrt doch war,

Daß sein Weib seit manchem Jahr

Des Geschwäges sich beflissen;  
Ich hätt' nicht mit drein gebissen:  
Mocht' sie schwazen Tag und Nacht!  
Doch der Fant hat wohl gedacht:  
„Ach, sie fleht so flehentlich!“  
Und so hat er denn wie ich  
Seine Rolle schlecht gemacht.

(Ab.)

Der Bettler. Da ich, was die Welt beglücke,  
Andern dich verteilen sehe,  
Nun, so gib denn mir das Wehe,  
Gib mir Leiden, Mißgeschicke.  
Von dem überreichen Glücke  
Will ich ja der Kronen keine,  
Nicht des Frühlings bunte Scheine,  
Silber nicht noch Gold für mich,  
Nur um Lumpen bitt' ich dich.

Die Welt. Welche Rolle ist die deine?

Der Bettler. Meine Rolle ist die Trauer,  
Ist der Jammer, ist der Schrecken,  
Mitleid hier, dort Graun erwecken,  
Vor den Türen auf der Lauer,  
Zähneklappern, Fieberschauer,  
Zwischen Furcht und Unglück schweben  
Lästig allen, die mich laben,  
Immer was zu bitten haben,  
Nimmer andern was zu geben.  
's ist der Schimpf und das Verachten,  
Schande, bittres Herzeleid,  
Ekler Schmutz, die Niedrigkeit,  
Stets nur nach der Notdurst trachten  
Und vor Elend doch verschmachten,  
Nie am eignen Herd erwarmen,  
Ohne Trost im tiefften Harme,  
Hunger, Durst bis in den Tod,  
Es ist die gemeine Not —  
Denn das alles ward dem Armen.

Die Welt. Für dich hab' ich nichts zur Hand!

Wem des Bettlers Rolle fällt,  
Der empfängt nichts von der Welt,  
Ja, selbst noch dein Stück Gewand  
Nehm' ich dir. So nun ins Land  
Wandre nackt und bloß hinaus,  
Denn ich kenn' mein Amt im Haus.

Der Bettler. Arge Welt, wie bist du trüglich!

Schmückst den Glücklichen vergnüglich,  
Und den Bettler ziehst du aus!

(Ab.)

Die Welt. Mannigfalt'ge Stände dort

Seh' ich nun zur Bühne schreiten:

Einen König, seiner weiten  
Reiche hochbeglückten Hort,  
Schönheit, deren Zauberwort  
Alle Sinne hält gefangen,  
Mächt'ge, die in Weltruhm prangen,

Bettler, singend ihre Lieder,

Bauern, fromme Ordensbrüder,

All, auf höheres Verlangen,

Sind, das Schauspiel darzustellen,

Vor den Schranken schon erschienen;

Ich geb' das Theater ihnen,

Kostümiere die Gefellen

Und misch' Glück- mit Unglücksfällen.

Tritt nun, heil'ger Meister, ein;

Schau' der Menschen Lust und Pein!

Erde, öffne deine Bühne,

Denn des Erdenfrühlings Grüne

Soll des Spieles Schauplatz sein!

(Musik. Es eröffnen sich zwei Bühnen übereinander; auf der obern erblickt man einen von Glorien umgebenen Thron, auf welchem der Meister sitzt; die untere Bühne hat zwei Türen, von denen die eine mit einer Wiege, die andere mit einem Sarge bezeichnet ist.)

Der Meister. Da ich für des Himmels Höhen

Dieses Schauspiel mir ersonnen,



Will ich vor dem Thron der Wonnen,  
Um den ew'ge Sonnen gehen,  
Nach den Meinen prüfend sehen.  
Die ihr wandelt auf und ab  
Von der Wiege nach dem Grab,  
Menschen, innerlich erwacht,  
Nehmt nun euer Tun in acht,  
Denn der Meister schaut herab.

Der Weise (erscheint mit einer Laute und singt).

Mond, Sonne, Sterne, des Herren Ehre  
Laßt durch die Himmel tönen,  
Stimmet ein, ihr schönen  
Blumen, der Erde Charaktere!  
Lobfinge du, Licht, das alles weckt,  
Du funkelnder Tau, der Flamme Sprühen,  
Eisiger Winter und Sommerglühen,  
Und was da unten der Vorhang deckt,  
Denn wo die Höhen sich lichten,  
Wird er ob Gutem und Bösem richten. (Ab.)

Der Meister. Schönres ist mir nie erklungen,

Als aus treuer Menschenbrust  
Dieser Hymne ernste Lust,  
Die, von Daniel einst gesungen,  
Seines Königs Zorn bezwungen.

Die Welt. Wer wird den Prolog nun geben?

Doch aus Himmelshöhen eben  
Seh' ich, auf des Meisters Wort,  
Das Gesetz der Gnade dort  
Leisen Flugs herniederschweben  
Nach der Erde Gipfeln hin.

Das Gesetz (mit einem Buche in der Hand auf einer Höhe

Hört! Ich, das Gesetz der Gnade, [erscheinend).  
Alle zu dem Schauspiel lade;  
Allen bin ich Helferin,  
Die da irren; Kern und Sinn  
Eures Spiels in diesem Reich

Faßt in eines Spruchs Bereich  
Dieses Buch. Da steht geschrieben:  
Sollst wie dich den Nächsten lieben,  
Tue recht, Gott über euch!

Die Welt. Der Prolog war gar nicht dumm;  
Sie hilft aus nun, geht's wo krumm.  
Beifall klatschen möcht' ich hier,  
Denn die Gnade sprach zu mir,  
Als des Festes Publikum.  
Aber still, denn jetzt beginnt es,  
Sieh, da treten sie schon ein.

(Die Schönheit und der Weise kommen aus der Türe der Wiege.)

Die Schönheit. Komme mit mir, laß uns schweifen  
Durch des Gartens Blütenreich,  
Der die süße Lust der Sonne  
Und die Heimat ist des Mai,  
Denn beim holden Kusse beider  
Nur erschließt er, strahlentrunknen,  
Seinen Widerschein der Sonne  
Und den Blumenschmelz dem Mai.

Der Weise. Weißt ja, daß ich's nimmer liebe,  
Ob es Winter oder Mai,  
Die willkommne Haft zu brechen  
Meiner stillen Einsamkeit.

Die Schönheit. Soll denn, was die andern freut,  
Dir nur rauh und strenge sein?  
Hat der Tag nicht seine Wonne?  
Warum, sprich, hat Gott gestreut  
Blumen über die Gefilde,  
Wenn wir in der schönen Zeit  
Ihren würz'gen Duft nicht atmen?  
Wozu hieß er weit und breit  
Vöglein mit dem süßen Schalle  
Buntbeschwingte Zithern sein,  
Ziehn sie ungehört vorüber?  
Wozu Perl' und Edelstein,

Wenn wir nicht mit edlem Stolze  
Sie zu würd'gem Schmuck uns reihn?  
Warum gab der Herr die Früchte,  
Wenn der goldbeladne Zweig  
Dir vergebens süße Labung  
Aus dem dunkeln Laube reicht?  
Warum endlich schuf er Himmel,  
Berge, Thal und Sonnenschein,  
Mag kein Aug' sich dran ergözen?  
Ja, mit vollem Recht erscheint  
Undankbar, wer sich an Gottes  
Schönen Wundern nicht erfreut.

Der Weise. Freun sich, um sich zu bewundern,  
Und ihm Dank dafür zu weihn,  
Ist ein wohlerlaubtes Tun,  
Aber irrig, so du meinst,  
Es sei rings umher erstanden  
Der Geschöpfe Herrlichkeit,  
Nur zur Lust dir, ohne ihres  
Schöpfers eingedenk zu sein.  
Nein, ich bleib' in meiner Klause  
Frommer Abgeschiedenheit,  
Drin mein Leben zu versenken;  
Drum ward Weisheit mir zuteil.

Die Schönheit. Und mir, um gesehn zu werden  
Und zu sehn, der Schönheit Preis.

(Sie scheiden voneinander.)

Die Welt. Schönheit und die Weisheit blieben  
Nur gar kurze Zeit vereint.

Die Schönheit. Flechtet Netze, meine Locken!  
Fange, meine Lieb', fang ein,  
Was gleichgültig schweift auf Erden,  
Und die Herzen kalt wie Eis.

Die Welt. Eine von den beiden Rollen  
Scheint mir hier verfehlt zu sein.



Der Weise. Wie am mächtigsten beflügl' ich  
Meinen Geist?

Die Schönheit. Wie richt' ich's ein,  
Meiner Schönheit froh zu werden?

Das Gesetz. Tue recht — Gott über euch!

Die Welt. Der Souffleur läßt sich vernehmen —  
Schönheit hört's nicht, geht vorbei.

(Der Reiche tritt auf.)

Der Reiche. Da verschwenderisch der Himmel  
Macht und Gut mir heut verleiht,  
Sei's dem fröhlichen Ergötzen  
Auch verschwenderisch geweiht.  
Nichts sei meinem Wunsch zu hoch,  
Was mir wünschenswert erscheint,  
Meinen Tisch schmück', was da fliegt  
Oder durch die Wälder schweift.  
Meine Heimat schlag' ich auf  
In Frau Venus' heiterm Reich.  
Süßes Ruh'n, stolz Behagen,  
Leichtsinn, Lust und goldner Wein  
Sollen all mein Sein beherrschen!

(Der Landmann kommt.)

Der Landmann. Wer sah härteres Loß als meins?  
Ich zerkratze der den Busen,  
Die mir ihre Brust gereicht,  
Um alltäglich meine Nahrung  
Mütterlich mir zu verleihn.  
Ja, ich, der Regent des Pfluges,  
Bin's, der ihre Stirn zerreißt  
Und für ihr freigebig Wesen  
Manchen Hieb und Streich ihr beut.  
Axt und Beil sind meine Waffen,  
Und allzeit zum Kampf bereit,  
Schlage ich mich durch mit Sichel,  
Sense in der Erntezeit.  
Etwas Wassersucht verspür' ich

Jährlich im April und Mai,  
 Aber ohne Wasser würd' ich  
 Nur noch wassersücht'ger sein.  
 Braucht man irgendeine Steuer,  
 — Die Aussteuer dieser Zeit —  
 Gleich wird frisch drauflosgesteuert  
 Auf das arme Bäuerlein.  
 Aber wart' nur, muß ich schwitzen,  
 Nun, so soll auch meinen Schweiß  
 Mir mein Kunde wohl bezahlen,  
 Denn ich stelle selbst den Preis.  
 Was bekümmert mich die Taxe  
 Und was der und jener meint?  
 Seine Schuld ist's, wer da kauft,  
 Hält er nicht die Taxe ein.  
 Regnet's diesen Mai nicht — und ich  
 Bitte Gott um Trockenheit —  
 Ei, so weiß ich, daß mein Weizen  
 Um ein paar Dukaten steigt,  
 Und so werd' ich Rübezahl  
 Bald der ganzen Gegend sein,  
 Alles wird mich fürchten, ehren.  
 Doch, so aufgebläht und reich,  
 Was dann fang' ich weiter an?  
 Das Gesetz. Tue recht — Gott über euch!  
 Die Welt. Hörst du den Souffleur nicht flüstern?  
 Der Landmann. Bin ein wenig taub zur Zeit.  
 Die Welt. Der besteht auf seinem Kopfe.  
 Der Landmann. Nein, ich steh' auf meinem Bein.  
 (Der Bettler tritt auf.)  
 Der Bettler. Wer von allen, die da leben,  
 Sah wohl jemals größere Pein,  
 Als die meine ist? Mein bestes  
 Ruhelager ist der Stein,  
 Und ob auch der ganze weite  
 Himmel meine Decke sei,

Bleiben doch mir Schlafgesellen  
 Sonnenglut und kalter Reif,  
 Durst und Hunger meine Wecker.  
 Wolle Gott Geduld verleihn!  
 Der Reiche. Was beginn' ich, meine Pracht  
 Recht zu zeigen?  
 Der Bettler. All die Pein  
 Zu ertragen, wie beginn' ich's?  
 Das Gesetz. Tue recht — Gott über euch!  
 Der Bettler. O wie trostreich diese Stimme!  
 Der Reiche. Recht langweilig fällt sie ein!  
 Der Weise. Da — der König kommt zum Garten.  
 Der Reiche. Wie mein stolzer Sinn sich sträubt,  
 Sich vor irgendwem zu beugen!  
 Die Schönheit. Ich stell' mich ihm vor, vielleicht  
 Glückt es, daß vor meiner Schönheit  
 Sich besiegt der Hohe neigt.  
 Der Landmann. Und ich geh', denn sieht er mich,  
 Kommt ihm das Gelüsten gleich,  
 Mich von neuem zu beschätzen.  
 Solche Gunst ist stets mein Theil. (Der König tritt auf.)  
 Der König. Allzu enge und beschränkt  
 Für mein schrankenloses Reich  
 Sind die Marken all der Gauen,  
 Die dies niedre Rund begreift.  
 Über allem, was die Sonne  
 Anblickt und das Meer umkreist,  
 Steh' ich als Gebieter da.  
 Über alle herrsch' ich frei,  
 Und es werfen die Vasallen  
 Nieder sich, geh' ich vorbei.  
 Was bedarf ich noch hienieden?  
 Das Gesetz. Recht zu tun — Gott über euch!  
 Die Welt. Traun, der kommt mit seinem Spruche  
 Überall zur rechten Zeit!



Der Bettler. Doppelt unglücklich bei des  
Fremden Glückes Widerschein  
Steh' ich hier in meinem Elend.  
Dort sonnt in der Herrlichkeit  
Seiner Hoheit sich der König  
Und bedenkt nicht, daß ich sein  
Nicht entbehren kann. Die Dame,  
Ganz versenkt in Eitelkeit,  
Ahnt kaum, daß es in der Welt  
Kummer gibt und herbe Pein.  
Auch der Mönch, der dem Gebete  
Alle seine Stunden weihet,  
Dient er Gott auch recht, so dient er  
Ihm doch mit Bequemlichkeit.  
Selbst der vielgeplagte Landmann,  
Kehrt er müd vom Felde heim,  
Findet, wenn auch nicht verschwendsisch,  
Dennoch seinen Tisch bereit,  
Und der Reiche schwelgt in allem,  
Während in der Welt allein  
Ich an allem Mangel leide.  
Und so nah' ich allen heut,  
Denn sie können ohne mich,  
Ohne sie kann ich nicht sein.  
Zu der Schönheit fass' ich jetzt  
Mir ein Herz. Barmherzigkeit!  
Eine Gabe!

Die Schönheit (ohne ihn zu beachten). Sprechet, ihr Quellen,  
Die ihr meine Spiegel seid,  
Welcher Schmuck ziert mich am schönsten?  
Steht mir diese Locke fein?

Der Bettler. Seht Ihr mich nicht?

Die Welt. Thor! Gewahrst nicht,  
Daß dein Hoffen eitel sei?  
Wie mag, wer sich selbst vergessen,  
Andrer eingedenk noch sein?

Der Bettler (zum Reichen). Ach, aus Eurem Überflusse  
Schenkt mir eine Kleinigkeit.

Der Reiche. Gibt's nicht Türen, dran zu klopfen?  
Dringt man bis zu mir herein?

Dort im Vorhaus an der Schwelle  
Harret man und bittet leis,  
Fällt nicht mit der Thür ins Haus.

Der Bettler. Seid nicht hart, erbarmt Euch mein!

Der Reiche. Fort da, unverschämter Bettler!

Der Bettler. Wer zur Lust so vielerlei  
Wegwirft, hätte der für mich  
Nicht auch etwas übrig?

Der Reiche. Nein.

Die Welt. 's ist der Geizhals und der Arme  
Aus dem Gleichnis, wie mir scheint.

Der Bettler. Da er nicht die Not begreift,  
Wag' ich's, mich in meinem Leid  
An den König selbst zu wenden.  
Herr, gedenkt in Milde mein!

Der König. Meinen Großalmosenier  
Seht' ich zu dem Zwecke ein.

Die Welt. Mit Ministern schanzte der König  
Klüglich sein Gewissen ein.

Der Bettler (zum Landmann).

Guter Landmann, da für jedes  
Körnlein, das Ihr ausgestreut,  
Euch das Zehn- und Hundertsache  
Gottes Segen hat erteilt,  
Oh, so helfst mir in dem Elend!

Der Landmann. Freund, hat es mir Gott erteilt,  
Hieß es erst auch wacker pflügen,  
Und es kostet meinen Schweiß.

Saget, schämt Ihr Euch denn gar nicht?  
So ein Kerl, stark und breit,  
Und zu betteln! Dienst genommen,  
Nicht so faul durchs Land geschweift!

Und gibt's einmal schmale Bissen,  
Nun, zum Henker! nehmt das Beil,  
Euer Brot Euch zu verdienen!

Der Bettler. Aber in dem Schauspiel heut  
Ward mir ja des Armen Rolle,  
Nicht des Landmanns Part zuteil.

Der Landmann. Mit der Rolle gab der Meister  
Euch doch nimmer das Geheiß,  
Nur als Vagabund zu betteln,  
Denn die Arbeit und der Schweiß  
Paßt recht zu des Armen Rolle.

Der Bettler. Ach, um Gotts Barmherzigkeit,  
Bruder, Ihr seid gar zu strenge.

Der Landmann. Und Ihr gar zu betteldreist.

Der Bettler (zum Weisen). Reicht mir eine milde Gabel!

Der Weise (ihm Brot gebend).

Nehmt — verzeiht die Kleinigkeit.

Der Bettler. Ja, barmherzig Brot zu spenden  
Ziemt vor allen andern Euch,  
Da ja stets das Brot des Lebens  
Uns der heil'ge Glaube reicht.

Der Weise. Weh!

Der König. Was gibt es?

Der Bettler. Wohl im Wandern  
Irgendeines Trübsals Stein  
Hat den Glaubenshort verwundet.

Der König (dem Weisen die Hand reichend).

Wo er wankt, steh' ich ihm bei.

Der Weise. Wohlgetan war's, denn kein andrer  
Kann so kräft'gen Arm ihm leihn.

Der Meister. Manchen Feh! könnt' ich verbessern,  
Der sich meinem Blick hier beut,  
Doch dazu gab ich dem Menschen  
Starken Willen und das Reich  
Über seine Leidenschaften,



Auf daß jeder tüchtig sei,  
Durch sein Tun sich selbst zu adeln,  
Und so laß' ich alle frei  
Heute ihre Rollen spielen.  
Doch wie bunt die Wirrung sei,  
Im Zusammenspiel beacht' ich  
Jeglichen für sich allein,  
Allen das Gesetz verkündend:

Das Gesetz. Tue recht — Gott über euch!  
Wiederholt schon jedem einzeln  
Sowie allen im Verein  
Sagt' ich's, und so wird ihr Irrtum  
Künftig ihre Schuld auch sein:  
Sollst gleich dir den Nächsten lieben,  
Tue recht, Gott über euch!

Der König. Da uns all zu einem Schauspiel  
Dieses Leben hat vereint,  
Freundlich auch dieselben Pfade  
Allen Wanderern gemein,  
So laßt durch Gespräch den Weg uns  
Kürzen in Vertraulichkeit.

Die Schönheit. 's gäb ja nimmer eine Welt  
Ohne die Geselligkeit.

Der Reiche. So bring' jeder ein Geschichtchen.

Der Weise. Zu weitschichtig möcht' das sein.  
Besser scheint's, daß jeder sage,  
Was er still im Herzen meint.

Der König. Bedenk' ich meines Reiches Hochgewalten,  
Steh' ich vor Glanz in Staunen oft verloren,  
Ob der geheimnisvollen Macht der Horen,  
So wunderbaren Wechsel zu entfalten.

Für mich die Felsenschlösser Wache halten,  
Vasallin ward die Schönheit mir geboren,  
Und was da niedrig, was zu Pracht erkoren:  
Triumphe sind es für des Schicksals Walten.

Soll's, so ein vielgestaltet Ungeheuer,  
Das so viel Köpfe mir entgegenbäumet,  
Mit sicherer Hand zu bänd'gen mir gelingen:

Oh, so gib, Himmel, mir der Weisheit Feuer!  
Denn eitel Menschenkraft vergeblich träumet,  
Ein Joch so vielen Nacken aufzuzwingen.

Die Welt. Gleich wie Salomon erfleht er  
Sich des Herrschers Wissenschaft.

Eine Stimme (singt von der Grabespforte her).  
König dieses schwanken Reiches,  
Lasse, laß den stolzen Wahn,  
Denn schon dunkelt rings die Bühne,  
Deine Rolle ist vollbracht.

Der König. Daß verklungen meine Rolle,  
Eine Stimme zu mir sang.

O wie mir das Herz sich wendet

Bei dem schauerlichen Klang!

Ist's zu Ende nun, so muß ich

Weichen, doch wo tret' ich ab?

Dorthin zu der ersten Türe,

Wo ich meine Wiege sah,

Ist der Pfad verwehrt, ich kann

Nicht zurück mehr; o wie hart,

Keinen einz'gen Schritt zur Wiege

Lenken dürfen! Nach dem Grab

Zielen alle. Kehrt der Strom,

Der als Meeresarm entsprang,

Doch zum Meer zurück, die Quelle,

Die sich frisch dem Strom entschwang,

Wird einst wieder Strom, das Bächlein,

Das sich aus der Quelle schlang,

Wieder Quell – und nur der Mensch,

Der im Kern des Seins erwacht,

Kehrt zur Klust, um – er allein –

Nicht zu sein mehr, was er war?

Doch da ausgespielt die Rolle,  
Meister, der uns überwacht,  
So verzeihe, wo ich fehlte —  
Sieh, bereuend steh' ich da.

(Er entfernt sich durch die Grabespforte, durch welche auch  
die andern späterhin abgehen.)

Die Welt. Gut beschloß er seine Rolle,  
Da er um Vergebung bat.

Die Schönheit. Seht, inmitten der Vasallen,  
In der Blüte seiner Pracht  
Sank der König.

Der Landmann. Sinkt im Mai  
Regen nur auf meine Saat,  
Wird mit Brot und ohne König  
Leichter noch das Jahr vollbracht.

Der Weise. Und doch — 's ist ein großer Schmerz.

Die Schönheit. Und Verwirrung mannigfach.  
Was nun ohne ihn beginnen?

Der Reiche. Laßt uns plaudern vor wie nach.  
Sag' nun du uns, was du denkst?

Die Schönheit. Nun, ich habe mir gedacht —

Die Welt. Wie sich Lebende schnell trösten  
Über des Geschiednen Grab!

Der Landmann. Ja, zumal wenn der Verstorbne  
Ihnen viel verlassen hat.

Die Schönheit. Bedenk' ich meiner Schönheit duftig  
Neid' ich den König nicht um seine Prachten. [Schweben,  
Als herrlicher muß ich den Thron betrachten,  
Auf den mich meiner Schönheit Zauber heben.

Denn herrscht der König über schwanke Leben  
Und über Seelen ich, die nie vernachten,  
So kann ich höher wohl mein Reich erachten,  
Dem über Ew'ges ward die Macht gegeben.

Es haben „eine kleine Welt“ die Weisen  
Den Mann genannt; nun wohl, beherrsich' ich diesen,  
Und herrscht ein Himmel überm Weltgewimmel:



So darf mein göttergleiches Los ich preisen,  
Denn wenn die Männer eine Welt umschließen,  
So ist fortan das Weib ein kleiner Himmel.  
Die Welt. Sie gedenket nicht der Mahnung  
Des Ezechiel, der da sagt,  
Daß der Schönheit Reiz durch Hochmut  
Ward verkehrt in Mißgestalt.

Gesang der Stimme (draußen).  
Du, der Menschen holde Schönheit,  
Blume, allzufrüh erwacht,  
Welke, denn in deinen Morgen  
Dämmert schon herein die Nacht!

Die Schönheit. Daß die Schönheit untergehe,  
Sagt ein trauriger Gesang.  
Geh nicht unter, geh nicht unter,  
Kehr' zu deinem ersten Glanz!  
Aber weh mir! Keine Rose,  
Weiße, rote, blüht im Land,  
Die nicht bei der Lüfte Rosen,  
In der Sonne Liebesstrahl  
Bleichend ihren Schmuck verstreute;  
Alle sinken Blatt auf Blatt,  
Keine, keine legt das Brautkleid  
Ihrer Knospe wieder an!  
Doch was kümmert mich's, daß Blumen,  
Der Aurora leichter Kranz,  
Welken müssen, wenn die Sonne  
Mit dem Scheidekuß versank?  
Ist wohl meinem Los vergleichbar  
Irgendeiner Blume Pracht,  
Die stets nur aus halbem Sein  
Ins Nichtsein hinüberraht?  
Nein, nein! Höhre Blume bin ich,  
Von so großer Dauerkraft,  
Daß die Sonne nicht mein Ende  
Schaut, die mich entstehen sah.

Ewig so, wie kann ich enden?  
 Stimme, sprich, red' ich nicht wahr?  
 Die Stimme. Ewig blühst du in der Seele,  
 Sterblich in des Leibes Haft.  
 Die Schönheit. Daß ich solcher Unterscheidung,  
 Ach, kein Wort entgegen kann!  
 Dorthier von der Wiege kam ich,  
 Dorthin muß ich nun zum Grab.  
 Wie betrübt's mich, daß ich besser  
 Meine Rolle nicht gemacht! (Sie geht ab.)  
 Die Welt. Gut beschloß sie ihre Rolle,  
 Da ihr Herz in Reue brach.  
 Der Reiche. Mitten aus der Lust, den Spielen,  
 Unter süßer Lauten Klang  
 Schwand die Schönheit.  
 Der Landmann. Blieb nur Schinken  
 Und ein Schlückchen Wein im Schrant  
 Uns zum Osterfest noch, wenig  
 Frag' ich nach der Schönheit dann.  
 Der Weise. Dennoch – groß ist diese Trauer.  
 Der Bettler. Und tief Mitleid uns ergreift.  
 Was nun sollen wir beginnen?  
 Der Reiche. Ei, wir plaudern vor wie nach.  
 Der Landmann. Denk' ich mir, wie ich mich quäle,  
 Grab' und hau' vor Angst und Treue,  
 Wie ich keine Hitze scheue  
 Und auf jeden Nachtfrost schmäle:  
 Und seh' dann so trüg die Seele,  
 Schimpf' ich oft sie lau und matt,  
 Daß für Korn und Frucht und Blatt  
 Sie stets Lob und Dank will sagen  
 Nur dem Acker, der's getragen,  
 Und nicht Gott, von dem er's hat.  
 Die Welt. Schon naht sich der Dankbarkeit,  
 Wer als Schuldner sich erkennt.

Der Bettler. Zu dem Landmann neigt mein Herz sich,  
Obgleich er vorher mich schalt.

Die Stimme. Landmann, deiner Not und Mühen  
Vorbestimmtes Ziel ist da.

Andern Acker wirst du bauen —

Wo? ist Gott allein bekannt.

Der Landmann. Stimme, wenn von solchem Spruche

Jemals noch Berufung galt,

Mit Vergunst, so appellier' ich

An die höhere Instanz.

Warum grade jetzt schon sterben?

Paßt doch bessern Zeitpunkt ab!

Soll ich mindestens einst nicht sehen

Meine weggeworfne Saat?

Daß ich ein nichtsnuh'ger Bauer,

Sagt' ich ja voraus; das sagt

Auch mein Weinberg, der mit Disteln

Und den schönsten Blumen prangt,

Denn so hoch floriert das Unkraut,

Daß, wer just nicht gar zu nah,

Sich den Kopf zerbricht, ob's Weizen

Oder Rebe, was er sah.

Wuchert Nachbars Korn zum Staunen

Unverschämt und riesenhaft,

Hält sich meins zum Zwerggeschlechte,

Das kaum aus dem Grase ragt.

Wer das hört, könnt' freilich meinen,

Wenn das Feld so fahl und kahl,

Schlüg' ja, wie bestellt, mein letztes

Stündlein. Ja, warum nicht gar!

Denn besteht schon, wer den Erben

Volle Scheunen hat vermacht,

Nicht ganz gut vor seinen Vätern,

Wie nun gar mit leerer Hand?

Doch jetzt gilt's nicht lange sackeln,

Da die Todesstimme sprach



Und zugleich mit offnem Rachen  
 Schon das Grab dort nach mir schnappt.  
 Fehlte ich in meiner Rolle,  
 Richt mich nur der Kummer an,  
 Daß ob meiner wen'gen Reue  
 Mich nicht größrer Kummer plagt. (Ab.)  
 Die Welt. Anfangs hielt ich ihn für dummlich,  
 Doch jetzt zeigt er durch die That,  
 Daß mein rasches Urtheil irrte —  
 Gut beschloß der Aekersmann.  
 Der Reiche. Von den Spaten und den Pflügen,  
 Müde aus des Staubes Qualm  
 Ist der Landmann nun geschieden.  
 Der Bettler. Und wir schaun voll Sorgen nach.  
 Der Weise. Welcher Kummer!  
 Der Bettler. Welch Bedrängnis!  
 Der Weise. O Betrübter —  
 Der Bettler. Unglückstag!  
 Der Weise. Was nun ohne ihn beginnen?  
 Der Reiche. Weiter plaudern vor wie nach.  
 Nach dem Beispiel all der andern  
 Sag' auch ich, was ich gedacht:  
 Wer sah ohne Schreck dies Leben,  
 Einer zarten Blume gleich,  
 Sich im Morgentau erheben  
 Und im Abendrot schon bleich?  
 Muß es denn so schnell entschweben,  
 Nun, so spart vergebne Not  
 Und genießt, was man euch bot!  
 Laßt den Bauch zum Gott uns machen,  
 Heut noch essen, trinken, lachen,  
 Denn wer weiß, wer morgen tot!  
 Die Welt. Das ist ja ein saubres Sprüchlein,  
 Recht nach Heidensinn und Art,  
 Wie schon Isaias sagte.  
 Der Weise. Wer kommt jetzt?

Der Bettler. Ich folge nach.

Glück dem Tag, da ich erwacht,  
Um die harte Welt zu sehen,  
Und verflucht die falsche Nacht,  
Wo ich zu so herben Wehen  
Ward gezeugt! Umschlinge sacht  
Trüber Nebel Berg und Tale,  
Daß der Sonne reines Licht  
Nimmermehr sie rosig male  
Und kein Strahl die totenfahle  
Schwere Wolkenwucht durchbricht.  
Ew'ge Nacht deck' alle Dinge  
Grauensvoll mit dunkler Schwinge,  
Und daß durch die Wolkenrisse  
Nie ein Blick zum Himmel dringe,  
Balle sie die Finsternisse,  
Lösche aus der Funken Pracht,  
Die des nächt'gen Wandrers Wonne,  
Und der Tag sei ohne Sonne,  
Sternenlos die öde Nacht!  
Herr! Nicht darum so verloren  
Siehst du mich in wildem Schmerz,  
Weil zur Armut ich erkoren,  
Nein, nur das bricht mir das Herz,  
Daß in Sünden ich geboren.

Die Welt. Ha, der spiegelte recht täuschend  
Der Verzweiflung Wesen ab!  
Denn auch Hiob einst verfluchte  
Ebenso der Sünde Schmach.

Die Stimme. Streng bemessen ist das Glück,  
Streng bemessen ist die Qual;  
Von den Qualen, von dem Glücke  
Gebt nun beide Rechenschaft!

Der Reiche. Weh mir!

Der Bettler. Welche frohe Kunde!

Der Reiche. Wie, bei dieses Rufes Klang  
Bebst du nicht zusammen?

Der Bettler. Ja.

Der Reiche. Und bist nicht auf Flucht bedacht?

Der Bettler. Nein, denn diese Schauer rieseln  
Jeglichem durch Bein und Mark,  
Fühlt der schwache Mensch voll Zagen  
Die Gerichte Gottes nahn.

Doch wo alle Flucht vergebens,  
Wenn sogar die heil'ge Pfalz,  
Nicht den König und die Schönheit,  
Nicht die eigne Glorie barg:

Wohin sollt' die Armut fliehen?  
Nein, viel tausend-, tausendmal  
Dank' ich ihm, daß er nun endet  
Mit dem Leben meine Schmach.

Der Reiche. So ganz ohne Herzeleid  
Trittst du von der Bühne ab?

Der Bettler. Da ich hier nichts Liebes lasse,  
Geh' ich willig diesen Pfad.

Der Reiche. Und ich wie geschleift vom Henker,  
Denn mein Herz bleibt bei dem Schatz.

Der Bettler. Welche Freude!

Der Reiche. Welche Trauer!

Der Bettler. Welche Tröstung!

Der Reiche. Welche Qual!

Der Bettler. Welch Vergnügen!

Der Reiche. Welche Schmerzen!

Der Bettler. Welches Glück!

Der Reiche. O harter Fall! (Beide gehen ab.)

Die Welt. Wie so anders ist des Reichen  
Und des Bettlers Todesbahn!

Der Weise. Auch sie scheiden; auf der Bühne  
Steh' nur ich allein noch da.

Die Welt. Unter allen hält die Kirche  
Stets am längsten bei mir Stand.



Der Weise. Nicht die hehre Kirche bin ich;  
Sie besteht, ich muß hinab,  
Denn nur einer ihrer Diener  
War ich hier aus eigner Wahl.  
Doch dem Ruf der Todesstimme  
Eilt' ich sehnstüchtig voran,  
All mein Tun und Sein versenkend  
Lebend schon ins stille Grab.  
Und so schließ' ich heut das Schauspiel  
Morgen spielt der andre Akt,  
Und ihr, bessert euch für morgen,  
Die ihr heut uns irren saht!

(Der Vorhang der unteren Erdenbühne fällt.)

Der Meister. Straf' und Lohn verhieß ich jedem,  
Wer da schlecht, wer gut bestand;  
Kommt nun allzumal herbei,  
Lohn und Strafe zu empfangen!

(Die Himmelsbühne schließt sich ebenfalls.)

Die Welt. Kurz war das Schauspiel, aber wann verwehen  
Nicht rasch des Lebens Spiele, kaum erklingen,  
Wo alles nur ein Kommen ist und Gehen,  
Das keinen überrascht, der's recht durchdrungen?  
Verödet schon seh' ich die Bühne stehen;  
Zu ihrem Urstoff, dem sie sich entrungen,  
Rehrt nun die Form, die jeder angenommen;  
Staub scheiden sie, da sie als Staub gekommen.

Von allen jetzt, vom Kön'ge bis zum Bauer,  
Fordr' ich zurück, was sie von mir erbeutet  
An eitlem Tand für dieses Schauspiels Dauer,  
Daß jeder scheine, was sein Part bedeutet.  
An diese Thür stell' ich mich auf die Lauer,  
Und wer da meine Schwelle überschreitet,  
Leg' ab, was er an Schmuck mir hat entnommen,  
Denn Staub sei wieder, wer als Staub gekommen.

(Der König tritt auf.)

Du, der zuerst aus diesem Thor gezogen,  
 Sprich, welche Rolle hattest du empfangen?  
 Der König. Du fragst? Vergißt die Welt so schnell des Hohen?  
 Die Welt. Die Welt wirft hinter sich, was da vergangen.  
 Der König. Mir untertan war, was der Sonne Lohen,  
 Wann sie aufatmet an Auroras Wangen,  
 Bis träumrisch sie ins Schattenreich gesunken,  
 Vergoldend übersprüht mit Feuerfunken.  
 Ich war's, dem die Gewalt man anvertraute,  
 Der andre sonnt' mit seines Ruhmes Lichte,  
 Der Siegesbogen erbt' und neue baute,  
 Der mit den Völkern einst ging ins Gerichte,  
 Der sinnend nach den höchsten Gütern schaute,  
 Der mit dem Schwerte schrieb die Weltgeschichte  
 Und über sich den Thronenhimmel glänzen  
 Von Purpur sah, von Kron' und Lorbeerkränzen.  
 Die Welt. So löse denn, verlaß, wirf hin die Krone,  
 Leg' ab die Majestät, vom stolzen Schlosse  
 Verbannt, vergessen, wie zu herbem Hohne,  
 Scheid' nackt und bloß aus dieses Lebens Posse!  
 Der Purpur, den du rühmst in hohem Tone,  
 Bald hüllt sich drein ein anderer Genosse,  
 Nichts nimmst du mit von allem, was da glänze,  
 Mir bleiben Purpur, Kron' und Lorbeerkränze.  
 (Sie entkleidet ihn.)  
 Der König. Hast du nicht selber mir den Schmutz verliehen?  
 Warum nun nimmst du, was du kaum gespendet?  
 Die Welt. Weil's nicht verliehn dir wurde, nur geliehen  
 Für kurze Frist, bis du dein Spiel beendet.  
 Laß nun für andre deine Reiche blühen  
 Und alle Herrlichkeit, die dich geblendet.  
 Der König. Vermöcht' fortan an deine Macht noch glauben,  
 Vermagst du nichts zu geben, nur zu rauben!  
 Was nun vor andern hab' ich zum Gewinn,  
 Daß ich das Zepter auf der Welt geführt?

Die Welt. Lohn oder Bücht'ung wird dir zum Gewinne  
Von deinem Herrn, der weiß, was dir gebühret.  
Ich frage nicht, ob du nach seinem Sinne  
Den König wacker oder schlecht agieret,  
Mich kümmert nur der Schmuck, den du entnommen,  
Denn du mußt von mir gehn, wie du gekommen.  
(Die Schönheit tritt auf.)

Was spieltest du?

Die Schönheit. Das Zauberspiel der Blicke.

Die Welt. Was gab ich dir?

Die Schönheit. Der Schönheit süß'stes Prangen.

Die Welt. Wo hast du sie?

Die Schönheit. Sie blieb im Grab zurücke.

Die Welt. Es schauert die Natur in leisem Bangen,  
Sieht sie die Schönheit von so schwankem Glücke,  
Daß sie, ehe sie noch heimkehrt, schon vergangen;  
Und wie ich auch nach ihr zurück mich sehne,  
Verloren ist, so dir wie mir, die Schöne.  
Der König muß' sein Reich mir wiedergeben  
Und alles Hohe seinen Glanz mir lassen,  
Nur Schönheit wendet sich, verhaucht ihr Leben,  
Sieht ihre Herrin sterbend sie erblassen.  
Schau in den Spiegel hier!

Die Schönheit. Ich seh's mit Beben.

Die Welt. Wo hast du deiner Reize Schmuck gelassen,  
Die ich dir einst geliehen? Gib sie mir wieder!

Die Schönheit. Sant alles, alles dort im Grabe nieder.  
Dort ließ ich den Jasmin und die Korallen,  
Dort sah ich Mund und Wangen leis erbleichen,  
Dort, Blatt um Blatt, die Rosen, Nelken fallen,  
Dort graue Nacht den Frühling überschleichen,  
Dort trübten sich die spiegelnden Kristallen,  
Dort brachen meines Zaubers Stab und Zeichen,  
Dort gingen unter meiner Augen Schimmer,  
Dort blieb von aller Schönheit nicht ein Trümmer.

(Der Landmann tritt auf.)



Die Welt. Ha, Bauer, was warst du?

Der Landmann. Nun Bauer, eben

Weil ich's sein mußte. Aber bleib' nur sitzen,

Der Bauer heißt nicht. Ja, den Titel geben

Die Fante uns, für die im Feld wir schwitzen.

Ich bin's, den manche, die bei Hofe leben,

Vornehm gesegenen mit schlechten Witzen,

Ich bin's — und daß ich's bin, soll mich nicht plagen —

Zu dem Ihr „Du“ und „Er“ beliebt zu sagen.

Die Welt. Gib her, was ich dir lieb.

Der Landmann. Du mir geliehet?

Die Welt. Ein Spaten war's.

Der Landmann. Das lohnt auch noch zu schwätzen!

Die Welt. Gleichviel! Darfst nicht damit von dannen ziehen.

Der Landmann. Nun, da möcht' einem doch die Galle

Seht die vertrackte Welt! Erst ab mich mühen, [plagen!

Mit Not das bißchen Brot zusammenkratzen,

Und jetzt, da wir hier auseinander rennen,

Nicht so ein lumpig Grabscheit mir zu gönnen!

(Der Reiche und der Bettler treten auf.)

Die Welt. Wer naht?

Der Reiche. Wer nimmer möchte von dir scheiden.

Der Bettler. Und wer von dir zu scheiden stets verlangte.

Die Welt. Wie kommt es, daß zur selben Zeit euch beiden

Zu lassen mich und nicht zu lassen bangte?

Der Bettler. Weil ich viel bittre Armut mußte leiden.

Der Reiche. Und ich mit Schätzen übermächtig prangte.

Die Welt. Her dein Geschmeid! (Sie nimmt ihm seinen Staat.)

Der Bettler. Schau', wie ich sicher baute!

Hab' nichts, das mir der Welt zu lassen graute.

(Das Kind kommt.)

Die Welt. Auch dich sah ich doch zum Theater streben,

Warum erschienst du niemals in dem Stücke?

Das Kind. Du nahmst in einem Grabe mir das Leben,

Im Grab laß' ich, was du mir gabst, zurücke.

(Der Weise tritt ein.)

Die Welt. Was hatt' ich dir zum Schmucke mitgegeben?

Sprich, was erbatest du an des Lebens Brücke?

Der Weise. Ein härnes Kleid, das ich demütig trüge,  
Die Geißel, das Gebet und innre Gnüge.

Die Welt. So gib mir's wieder nun, man soll nicht wäñnen,  
Daß einer nur sein Ehrenpfand vertrage.

Der Weise. Ich wollte, das Gebet, die Lust der Tränen  
Verblieb der Welt bis an das End' der Tage;

Doch scheiden sie mit mir, auf daß dich Sehnen  
Dir selbst entschwing' mit kühnem Flügelschlage.

Versuch's, ob du's vermagst, sie zu erfassen.

Die Welt. Kann nicht, muß dir die guten Werke lassen,  
Das einzige, das ihr der Welt entrungen.

Der König. O wer doch nimmer nach Gewalt getrachtet!  
Die Schönheit.

Und nimmer nach der Schönheit Huldigungen!

Der Reiche. O hätt' ich nie mit Schätzen mich befrachtet!  
Der Landmann.

O wer den Spaten rüst' ger doch geschwungen!

Der Bettler. O wer in größern Nöten noch geschmachtet!

Die Welt. Zu spät! Was schauert ihr? Im Sterben  
Mag sich nicht Palmen mehr der Mensch erwerben.

Und da ich ausgelöscht der Schönheit Züge

Und, was gewaltig war, gestürzt nun habe,

Da ich verstückt des Hochmuts eitle Flüge,

Das Zepter gleichgemacht dem Bettelstabe:

So gehet vom Theater denn der Lüge

Ein in das Reich der Wahrheit aus dem Grabe!

Der König. Wie anders, als da ich jetzt wiederkehre,  
Empfingst du damals uns!

Die Welt. Merk' dir die Lehre:

Naht sich Fortuna, lächelnd zu beglücken,

Schau, wie devot der Mensch sich vor ihr schmiege!

Doch kehrt sie einmal spröde ihm den Rücken,

Ballt drohend er die Fäuste wie zum Kriege.

Die offne Wiege, zärtlich fast erdrücken

Möcht' sie den Menschen, doch dieselbe Wiege,  
Einst umgekehrt, wird dich als Sarg umfassen.  
Wieg', Sarg bin ich beim Willkomm und Entlassen.

Der Bettler. Da die Welt hier so tyrannisch  
Uns aus ihrer Mitte forttreibt,  
Laßt uns zu dem Gastmahl gehen,  
Daß zu unsers Spieles Lohne  
Uns der Meister hat verheißen.

Der König (zum Bettler). Höhnst du also meine Hohheit,  
Daß du's wagst voranzugehn?  
Hast du gar so schnell verloren  
All Erinnern, plumper Bettler,  
Daß du als mein Knecht geboren?

Der Bettler. Deine Rolle ist zu Ende.  
In des Grabes Garderobe  
Sind wir all einander gleich;  
Was du warst, kann wenig frommen.

Der Reiche. Viel Vergißt du, daß du gestern  
Mich noch bettelnd angesprochen?

Der Bettler. Und vergißt du, daß du mir  
Nichts gegeben?

Die Schönheit. Schon enthoben  
Wähnst du dich der schuld'gen Achtung,  
Die man hohen Damen zollet?

Der Weise. Alle gleichen wir einander  
Hier an dieser stillen Pforte,  
Im armsel'gen Grabeskittel  
Gilt nicht mehr gering noch vornehm.

Der Reiche (zum Landmann).  
Fort doch, aus dem Wege, Bauer!

Der Landmann. Laß nun endlich deine Possen!  
Tot ist tot, und nur noch Schatten  
Bist du deiner frühern Sonne.

Der Reiche. Weiß nicht, vor des Meisters Anblick  
Will mir fast der Atem stocken.



Der Bettler. Meister Himmels und der Erde!

Die nach deinem Machtgebote  
Dieses kurzen Menschenlebens  
Schauspiel vorgestellt, sie kommen  
Alle nun zum großen Gastmahl,  
Das du ihnen einst versprochen.  
Laß das Lichtgewölk sich teilen  
Vor dem Glanze deines Thrones!

(Musik. Währenddes erschließt sich noch einmal die Himmelsbühne und zeigt einen Tisch mit Kelch und Hostie, an welchem der Meister sitzt.)

Der Meister. Schon harret euer dieser Tisch

Und das Brot, vor dem erschrocken  
Sich die Hölle beugt und alle  
Himmel in Beschaun verloren.  
An der Zeit ist's, zu verkünden,  
Wer jetzt mit mir tafeln soll,  
Denn aus meiner Nähe müssen  
Scheiden nun, die ihre Rollen  
Dort verfehlt, auf daß besel'gend  
Sie Erkenntnis überkomme  
All des Heiles, das ich ihnen  
So barmherzig dargeboten.  
Sei der Bettler und der Mönch  
Denn zum Ehrentisch erhoben;  
Essen sie auch nicht dies Brot,  
Da sie schon der Welt entnommen,  
Ist's doch Labsal, anzubeten  
Das Mysterium der Wonne.

Der Bettler (zu der obern Bühne aufsteigend).

Ich Glücksel'ger! O wer härte  
Not doch über sich genommen,  
Da, was ich um Gott erlitten,  
Nun mein Haupt umglänzt als Glorie!

Der Weise (ebenso). O ich hochbeglückter Büsser,  
Dem so hehres Loß erobert  
Seine herbe Strenge! Selig,

Wer da Tränen hat vergossen  
Und als Sünder sich bekannt!

Der König. Mitten in dem Glanz der Hoheit  
Fleht' ich, Herr, nicht um Erbarmen?  
Warum hast du mich verworfen?

Der Meister. Schönheit und Gewalt, hochmütig  
Hatten sie sich überhoben,  
Doch bereut auch. Beide seien,  
Jedoch später, aufgenommen.  
Ebenso gescheh' dem Landmann. (Zum Bettler.)  
Wenn er dir nichts geben mochte,  
War's nicht Herzenshärte,  
Seine Absicht war zu loben,  
Nur verblümt auf seine Art,  
Als er damals dich gescholten,  
Um dir durch dich selbst zu helfen.

Der Landmann. Ja, das war es, was ich wollte,  
Denn ich haßt' die Vagabunden.

Der Meister (zu der Schönheit, dem Könige und dem Land-  
[mann]).  
So gewärtigt künft'gen Lohnes,  
Da ihr, eure Schuld bereuend,  
Um Barmherzigkeit geworben!  
Im Fegfeuer nun ihr drei  
Harret büßend, bis gekommen  
Eure Zeit.

Der Weise. O heil'ger Meister!  
Da ich wankt', die Hand geboten  
Hat der König mir; die meine  
Biet' ich jetzt in seiner Not ihm.  
(Er reicht dem Könige die Hand und hebt ihn empor.)

Der Meister. Und ich kürze seine Buße,  
Da die Kirche ihn empfohlen.  
Fliegt, Jahrhunderte, dahin!  
Überwunden hat sein Hoffen.

Der Landmann. Regneten doch auf mich nieder

So viel Bullen für Verstorbnne

Und so hageldicht, daß eine

In der Luft die andre stoße!

Denn des heil'gen Vaters Briefe,

Die aus Rom zu Hilfe kommen,

Machen wunderbar die Riegel

Dieses düstern Kerkers loser.

Das Kind (zum Meister). Fehlt' ich nicht in meiner Rolle,

Warum wird mir nichts zum Lohne,

Hoher Herr?

Der Meister. Weil allzu wenig

Du gerungen. Nicht belohnen

Noch bestrafen kann ich dich;

Schuldlos, doch in Schuld geboren,

Bleibt dir Lohn und Strafe fremd.

Das Kind. Tiefe Nacht hält mich umschlossen;

Wie im Traume steh' ich blind

Ohne Schmerz und ohne Wonne.

Der Reiche. Seh' ich König dort und Schönheit,

Bloß weil Weltruhm sie verlockte,

Troß der Tränen, die sie weinten,

So im Innersten erschrocken

Und den Bauer unter Seufzen,

Daß es Steine rühren sollte,

Ungewiß und bebend zaudern,

Hier emporzuschau'n zu Gottes

Furchtbar strengem Angesicht —

Wie wagt' ich den Blick nach oben?

Doch ich muß — wo flöh' ich hin,

Da kein Winkel bleibt verborgen

Vor dem schrecklichen Gericht?

Meister!

Der Meister. Unglücksel'ger, stoßt dir

Nicht die Stimme bei dem Namen?

Hättst du nie ihn ausgesprochen!



Denn hier aus der Zahl der Meinen  
 Bist fortan du ausgestoßen.  
 Steig' zu der verlornen Nacht  
 Nieder nun, wo deine stolzen  
 Lüfte dich in Ewigkeit  
 Zwischen Furcht und Qualen foltern.  
 Der Reiche. Wehe! An mein Schattenbild  
 Festgeschmiedet, glutumlodert,  
 Stürz' ich nieder — stürzt mir nach!  
 Unter eurem starren Bogen,  
 Um mich vor mir selbst zu bergen,  
 Deckt, begrabt mich, Felskolosse!  
 Der Weise. Ew'ge, ew'ge Seligkeit!  
 Die Schönheit. Einst wird sie auch mir erschlossen!  
 Der Landmann. Schönheit, so mit bloßen Wünschen  
 Sollst du mir zuvor nicht kommen!  
 Das Kind. Keine Seligkeit für mich!  
 Der Reiche. Und für mich fortan kein Hoffen!  
 Der Meister. Die vier letzten Dinge hat hier  
 Euer Auge wahrgenommen.  
 Doch weil eines von den vieren  
 Schließlich muß zu Ende kommen  
 Nach dem Wesen dieser Dinge,  
 So sei zur geheimnisvollen  
 Tafelrunde nun die Schönheit  
 Und der Landmann aufgenommen,  
 Da sie schmerzengreich die Stufen  
 Schon der Seligen erklommen.  
 Der Reiche. O des Neides!  
 Der König. Welch ein Sieg!  
 Die Schönheit (oben anlangend). Welche Freude!  
 Der Landmann (ebenso). Ha, Viktoria!  
 Der Reiche. Welche Schmerzen!  
 Der Weise. Welcher Trost!  
 Der Bettler. Welche Labung!  
 Der Reiche. Oh, verloren!

Das Kind. Schmerz und Wonne überall,  
Nur für mich nicht Schmerz noch Wonne!  
Der Meister. Da des Himmels Engelscharen,  
In der Hölle die Dämonen  
Und die Menschen auf der Welt  
All sich beugen vor dem Brote,  
Sollen durch die Himmel, Hölle  
Und die Welt zu seinem Lobe  
Süße Stimmen widerhallen  
Rings in unermessnem Chöre.

(Musikflänge; man hört in der Ferne das Tantum ergo singen.)

Die Welt. Und da dieses ganze Leben  
Eben nur ein Schauspiel vorstellt,  
Oh, so werde dem wie jenem  
Nachsicht hier wie dort zum Lohne!







## Biographische Schriften



# Kapitel von meiner Geburt

## Erstes Kapitel

Der Winter des Jahres 1788 war so streng, daß die Schindelnägel auf den Dächern krachten, die armen Vögel im Schlaf von den Bäumen fielen und Rehe, Hasen und Wölfe ganz verwirrt bis in die Dörfer flüchteten. In einer Märznacht desselben Winters gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu Lubowitz ein wunderbares, geheimnisvolles Treiben und Durcheinanderrennen, treppauf, treppab; Lichter irrten und verschwanden an den Fenstern, aber alles still und lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Mein Vater ging in dem großen, von einer Wachskerze ungewiß beleuchteten Tafelzimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchte er bald in die Nebenstube, bald in den tiefverschneiten Hof hinaus; dann trat er unruhig ans Fenster, hauchte die prächtigen Eisblumen von den Scheiben und betrachtete den weiten gestirnten Himmel. Die Konstellation war überaus günstig. Jupiter und Venus blinkten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte jeden Augenblick kulminieren. Da schlug plötzlich ein Hund an tief unten im Dorf, drauf wieder einer, immer mehrere und näher; eine Peitsche knallte, und Pferdegetrappel ließ sich im Hofe vernehmen. „Endlich!“ — rief mein Vater, eilig vor die Haustür hinausstürzend. Eine auf Rufen gesetzte, festverschlossene, altmodische Karosse dunkelte aus dem dicken Dampf der Pferde wie aus einem Zauberrauch, in welchem der Kutscher seine erstarrten Arme gleich Windmühlflügeln hin und her bewegte. „Bitte, Herr Doktor,“ — sagte mein Vater, selbst den Kutschenschlag öffnend, — „Sie sind wohl gar drin eingeschlafen?“ — „Auf Ehre, ein klein wenig!“ war die Antwort, und aus dem Wagen erstaunlich fix sprang zu aller Verwunderung anstatt des erwarteten Doktors ein langer,



schmäler Kerl, den niemand kannte, in einer ganz knappen, verschoffenen Livree, aus welcher beim hellen Mondschein sein Ellbogen glänzte, daß einen innerlich fror, wenn man ihn ansah. Mein Vater betrachtete ihn voller Erstaunen, der Fremde nahm schnell eine Handvoll Schnee und rieb sich damit die halberfrorne Nase, der Kutscher fluchte, der Schnee knirschte unter den Tritten, der Hofhund bellte — da wurde ich in der Stube neben dem Tafelzimmer geboren. Mein Vater, da er einen Kinderschrei hörte, blickte erschrocken nach dem Himmel: der Mond hatte soeben kulminiert! Um ein Haar wäre ich zur glücklichen Stunde geboren worden, ich kam gerade nur um anderthalb Minuten zu spät, und zwar in der Konfusion mit den Füßen zuerst; man sagt, ich habe damit einen Entschat gemacht.

\*

Daß ich aber trotz der vortrefflichen Aspekten die rechte Konstellation verpaßt, verdrießt mich noch bis auf den heutigen Tag, wie jenen armen Jungen, der bei der Hochzeit beinahe einen Kuchen bekommen hätte. Es wäre ja sonst für mich ein wahres Kinderspiel gewesen, eine reiche Frau, einen Orden, vortreffliche Konnexionen und Protektionen, anstatt meiner dünnen Figur einen vornehmen Aplomb oder gar im Morgenblatt einen Lorbeerkranz zu bekommen. Die heutige Welt will Gleichheit haben, so will's die Natur. Oho! meint der Kavalier, die Natur ist grade erst recht unsinnig aristokratisch, stellt den Ochsen über das Kalb, den Hund über die Katze, die Katze über die Katze und unter den Menschen den echten hohen Geburtsadel des Talents über das andere gemeine Pack. Ich habe immer gefunden, es gibt nur ein Mittel, die Gleichheit herzustellen, das ist die Liebe, womit unser Herr Jesus Christus alle gleich gemacht vor dem Vater, indem er selbst dem durch eine fatale Konstellation Unterdrückten Macht gibt über das Talent durch Tugend und die Kraft eines heiligen Willens. — Amen!



# Erlebtes

## Vorwort

An einem schönen warmen Herbstmorgen kam ich auf der Eisenbahn vom andern Ende Deutschlands mit einer Vehemenz dahergefahren, als käme es bei Lebensstrafe darauf an, dem Reisen, das doch mein alleiniger Zweck war, auf das allerschleunigste ein Ende zu machen. Diese Dampffahrten rütteln die Welt, die eigentlich nur noch aus Bahnhöfen besteht, unermüdlich durcheinander wie ein Kaleidoskop, wo die vorüberjagenden Landschaften, ehe man noch irgendeine Physiognomie gefaßt, immer neue Gesichter schneiden, der fliegende Salon immer andere Sozietäten bildet, bevor man noch die alten recht überwunden. Diesmal blieb indessen eine Ruine rechts überm Walde ganz ungewöhnlich lange in Sicht. Europamüde vor Langerweile fragte ich, ohne daß es mir grade um eine Antwort sonderlich zu tun gewesen wäre, nach Namen, Herkunft und Bedeutung des alten Baues, erfuhr aber zu meiner größten Verwunderung weiter nichts als gerade das Unerwartetste, daß nämlich dort oben ein Einsiedler hause. — Was! so ein wirklicher Eremit mit langem Bart, Rosenkranz, Rutte und Sandalen? — Keiner von der Gesellschaft im fliegenden Kasten konnte mir jedoch über diesen impertinenten Rückschritt genügende Auskunft erteilen, niemand hatte den Einsiedler selbst gesehen. Einer der Herren erklärte ihn schlechtweg für einen hochmütigen Sonderling, da er, wie er erfahren, bei der gebildeten Nachbarschaft nirgends Besuch gemacht, ja nicht einmal Visitenkarten umhergeschickt habe. Ein zweiter meinte, da stecke wohl etwas ganz anderes, eine dunkle Tat, ein großes politisches Verbrechen dahinter. — Ja, diese heimlichen Jesuiten! fiel ihm da ein dritter mit einem wichtigen Augenzwink in die Rede und sprach nichts weiter. Eine Berliner Dame dagegen, die eben ihre Zigarre angeraucht, versicherte lachend, das sei ohne Zweifel der letzte Roman-



tiker, der sich vor dem Fortschritt der wachsenden Bildung in den mittelalterlichen Urwald geflüchtet. Alle stimmten endlich darin überein, daß besagter Einsiedler etwas verdreht im Kopfe sein müsse.

Diese Notwendigkeit wollte mir zwar keineswegs so unbedingt einleuchten, doch war das wenige, das ich gehört, abenteuerlich genug, um mich neugierig zu machen. Ich beschloß daher, auf der nächsten Station zurückzubleiben und den seltsamen Rauz womöglich in seinem eigenen Neste aufzusuchen.

Das war aber nicht so leicht, wie ich's mir vorgestellt hatte. In den Bahnhöfen ist eine so große Eilfertigkeit, daß man vor lauter Eile mit nichts fertig werden kann. Die Leute wußten genau, in welcher Stunde und Minute ich in Paris oder Triest oder Königsberg, wohin ich nicht wollte, sein könne, über Zugang und Entfernung des geheimnisvollen Waldes aber, wohin ich eben wollte, konnte ich nichts Gewisses erfahren; ja, der Befragte blickte verwundert nach der bezeichneten Richtung hin, ich glaube, er hatte die Ruine bisher noch gar nicht bemerkt. Desto besser! dachte ich, schnürte mein Kännel und schritt wieder einmal mit lang entbehrter Reiselust in die unbestimmte Abenteuerlichkeit des altmodischen Wanderlebens hinein.

Schon war die Rauchschnalle des Bahnzuges weit hinter mir in den versinkenden Tälern verschlüpft, statt der Lokomotive piffen die Waldvögel grade ebenso wie vor vielen, vielen Jahren, da ich mir als Student zum erstenmal die Welt besehen, als wollten sie fragen, wo ich denn so lange gewesen. So kletterte ich unter dem feierlichen Waldesrauschen auf dem steilen Fußsteig, den mir die Hirten vertraten, an einsamen Wiesen vorüber, wo die weidenden Kühe scheu und neugierig nach mir auffahen, zwischen Weißdorn und Berberitzen, die im vollen Blütenstaat jugendlichen Übermuths auf meine grauen Haare und abgetragene Wandertasche stichelten, siegreich immer höher und höher hinan, bis ich mich endlich durch das Dickicht auf die letzte Höhe herausgearbeitet hatte.



Da lag plötzlich, wie in einem Nest von hohem Gras und Unkraut und die Tazen weit nach mir vorgestreckt, eine riesenhafte Sphinx neben mir, die mich mit ihren steinernen Augen fragend anglokte. Und in der That, das unverhoffte Ungeheuer gab mir ein Rätsel auf, das mich ganz verwirrte. Denn statt der erwarteten Klüfte, wilden Quellen und Felsenklausen nebst Zubehör erblickte ich einen, freilich arg verwilderten, altfranzösischen Garten: hohe Alleen und gradlinige Kiesgänge, rechts und links einzelne Päonien und Kaiserkronen, über denen bunte Schmetterlinge wie verwehte Blüten dahinschwebten, und in der Mitte eine Fontäne, die einförmig fortplätscherte in der großen Stille; nur ein Pfau spazierte stolz zwischen den Kaiserkronen. Es war eben Mittagszeit und eine fast gespenstische Beleuchtung ohne Schatten, die Sonne brannte, die Vögel schwiegen, der Wald rauschte kaum noch wie im Traume. Mir war's, als ginge ich durch irgendeine Verzauberung mitten in die gute alte Zeit, ich schüttelte mehrmals mit dem Kopf, ob mir nicht etwa unversehens ein Haarbeutel im Nacken gewachsen.

So kam ich an die Ruine oder vielmehr an ein Schloß, das allerdings ruiniert genug war, aber offenbar weniger durch sein Alter als durch einen gewaltsamen Brand. Der eine Teil lag malerisch verfallen und fraternisierte längst mit dem Frühling, der mit seinen blühenden Ranken überall an Pfeilern und Wänden lustig hinaufkletterte. Nur der nach dem Garten hin gelegene Flügel, alle Fenster künstlich umschnörkelt und durch steinerne Blumengirlanden miteinander verbunden, sah noch sehr vornehm aus, wie eine Residenz des Prinzen Rokoko. Ein Fenster unten stand offen. Ich blickte hinein und übersah eine lange Reihe großer und hoher Gemächer mit reichen Tapeten, parkettierten Fußböden und prächtigen Stuckverzierungen an den Decken, überall samtene Kanapees und Sessel, die Lehnen weißlackiert mit goldenen Leisten, große Spiegel und Marmortische darunter. Es war so kühl da drinnen in der feierlichen Einsamkeit, aus einem der entfernteren Gemächer flötete

soeben eine unsichtbare Spieluhr ein Menuett herüber, das ich noch aus meiner Kindheit zu kennen glaubte.

Jetzt hörte ich kleine, feine Stimmen hinter mir: es war ein Knabe und ein Mädchen, die einander gesagt hatten und stutzig stillstanden, da sie mich erblickten. „Wo ist der Zauberer – der Herr Einsiedler?“ fragte ich, mich selbst verbessernd. Der erhitze Knabe schüttelte die Locken aus dem hübschen Gesichtchen und sah mich schweigend und fast trotzig an. Das etwas ältere Mädchen aber wies nach einer Laube hin und sagte mit einem zierlichen Knix: „Er betet.“ – Also am Ende doch wirklich ein Eremit im alten Stil, dachte ich und eilte der bezeichneten Weißblattlaube zu. Dort saß ein Mann, den Rücken nach mir gekehrt und, wie es schien, eifrig in einen schweinsledernen Quartanten vertieft, der auf dem steinernen Tische vor ihm lag. Auf einmal aber, als ich schon ziemlich nahe war, fuhr ein zahmer Storch, den ich bisher gar nicht bemerkt hatte, erschrocken neben mir aus seinen Gedanken, legte den Hals hintenüber, sperrte den langen Schnabel weit auf und klapperte aus Leibeskräften. Da wandte sich der Einsiedler. – „Artur!“ rief ich ganz erstaunt – es war mein liebster Kriegskamerad vom Lützowschen Korps!

„Um des Himmels willen, was machst denn du hier?“ – „Ich lese Calderons Autos.“ – „Aber just in dieser seltsamen Abgeschlossenheit!“ – „Das sind die Trümmer meiner Heimat,“ entgegnete er ruhig, „und das dort die Enkel meiner Spielgesellen aus der Kinderzeit,“ fügte er lächelnd hinzu, auf die beiden Kinderweisend, die unterdes neugierig mir gefolgt waren.

Er hatte sich inzwischen hochaufgerichtet. Er trug nichts weniger als eine korrekte Einsiedleruniform, sondern einen grünen kurzen Jagdrock und nur einen schönen vollen Bart, wie ihn unsere modernen Einsiedler in den Kaffeehäusern und Lesekabinetten tragen. Wir hatten uns seit den Kriegsjahren nicht mehr gesehen; nun beschauten wir einander eine Zeitlang stillschweigend, bis wir zuletzt beide in ein lautes



Lachen ausbrachen: so uralt und ehrwürdig waren wir beide seitdem geworden; nur seine Augen waren noch immer die alten, treuen, ich hatte ihn sogleich an dem ganz eigenthümlichen Blicke wiedererkannt.

## I. Der Adel und die Revolution

Sehr alte Leute wissen sich wohl noch einigermaßen der sogenannten guten alten Zeit zu erinnern. Sie war aber eigentlich weder gut noch alt, sondern nur noch eine Karikatur des alten Guten. Das Schwert war zum Galanterie-  
degen, der Helm zur Zipfelperücke, aus dem Burgherrn ein pensionierter Husarenoberst geworden, der auf seinem öden Landsitz, von welchem seine Vorfahren einst die vorüberziehenden Kaufleute gebrandschatzt hatten, nun seinerseits von den Industriellen belagert und immer enger eingeschlossen wurde. Es war mit einem Wort die mürr und müde gewordene Ritterzeit, die sich puderte, um den bedeutenden Schimmel der Haare zu verkleiden; einem alten Gecken vergleichbar, der noch immer selbstzufrieden die Schönen umtänzelt und nicht begreifen kann und höchst empfindlich darüber ist, daß ihn die Welt nicht mehr für jung halten will.

Der Adel in seiner bisherigen Gestalt war ganz und gar ein mittelalterliches Institut. Er stand durchaus auf der Lehenseinrichtung, wo, wie ein Planetensystem, die Zentralsonne des Kaisertums von den Fürsten und Grafen und diese wiederum von ihren Monden und Trabanten umkreist wurden. Die wechselseitige religiöse Treue zwischen Vasall und Lehnsherrn war die bewegende Seele aller damaligen Weltbegebenheiten und folglich die welthistorische Macht und Bedeutung des Adels. Aber der Dreißigjährige Krieg, diese große Tragödie des Mittelalters, hatte den letzteren, der ohnedem schon längst an menschlicher Altersschwäche litt, völlig gebrochen und beschossen. Indem er die Idee des Kaisers, wenigstens faktisch, aus der Mitte nahm oder doch



wesentlich verschob, mußte notwendig der ganze strenggegliederte Bau aus seinen Fugen geraten. Die Stelle der idealen Treue wurde sofort von der materiellen Geldkraft eingenommen; die mächtigeren Vasallen kauften Landsknechte und wurden Raubritter im großen, die kleinern, die in der allgemeinen Verwirrung oft selbst nicht mehr wußten, wem sie verpflichtet, folgten dem größeren Glücke oder besserem Solde. Und als endlich die Wogen sich wieder verlaufen, bemerkte der erstaunte Adel zu spät, daß er sich selbst aus dem großen Staatsverbande heraus auf den ewig beweglichen Trieb sand gesetzt hatte: aus dem freien Lehensadel war unversehens ein Dienstadel geworden, der zu Hofe ging oder bei den stehenden Heeren sich einschreiben ließ.

So war denn namentlich auch die Ritterlichkeit zuletzt fast ausschließlich an die modernen Offizierkorps gekommen. Auf diese warf nun der Siebenjährige Krieg noch einmal einen wunderbaren Glanz, Ruhmbegier, kecke Lust am Abenteuer, Tapferkeit, aufopfernde Treue und manche der andern Tugenden, die das Mittelalter groß gemacht, schienen von neuem aufzuleben. Allein es war kein in sich geschlossenes Rittertum im alten Sinne mehr, sondern nur das Aufleuchten einzelner bedeutender Persönlichkeiten, die eben deshalb wohl ihre Namen, nicht aber den Geist des Ganzen unsterblich machen konnten. Auch hier gibt schon das Kostüm, das nienals willkürlich oder zufällig ist, ein charakteristisches Signalement dieses neuen Ritters. Die Eisenrüstung war ihm allmählich zum Kürass, der Kürass zum bloßen Brustharnisch und dieser endlich gar zu einem handbreiten Blechschildchen zusammengeschrumpft, das er gleichsam zum Andenken an die entschwundene Rüstung, wie etwa jetzt der Orden zweiter Klasse, dicht unter dem Halse trug; die Rechte, der die Manschette nicht fehlen durfte, ruhte auf einem stattlichen spanischen Rohr, das gepuderte Haupt umschwebten zu beiden Seiten, anstatt der alten Weierflügel, zwei wurf-ähnlich aufgerollte Locken, und „der Zopf, der hing ihm hin-

ten". Ein Ritter mit dem Zopf ist aber durchaus eine undenkbbare Mißgeburt, was die armen Bildhauer, welche die Helden des Siebenjährigen Krieges darstellen sollen, am schmerzlichsten empfinden. Und dieser fatale Zopf war in der That das mystische Symbol der verwandelten Zeit: alles Naturwüchsiges, als störend und abgemacht, hinter sich geworfen und mumienhaft zusammengewickelt, bedeutete er zugleich den Stock, die damalige Zentripetalkraft der Heere.

Die jungen Kavaliere jener Zeit dienten in der Regel, nicht um einen Krieg, sondern um einen galanten Feldzug gegen die Damen so lange mitzumachen, bis sie die Verwaltung ihrer Güter antreten konnten oder, wenn sie keine hatten, bis sie mit der glänzenden Uniform eine Schöne oder auch eine Häßliche erobert, die ihre vielen Schulden zu bezahlen bereit und imstande war. Vom Ritterwesen hatten sie einige verworrene Reminiszenzen ererbt und auf ihre Weise sich zurechtgemacht: vom ehemaligen Frauendienst die fade Liebelei, von der altdeutschen Ehre einen französischen, höchst kapriziösen Point d'honneur, vom strengen Lehnverbande einen kapriziösen Esprit de corps, der nur selten über den ordinärsten Standesegoismus hinauslangte. Es war die hohe Schule des Junkertums, an die selbst Fouqués Recken mit ihren Gardereiterpositionen und ausbündig galanten Redensarten noch zuweilen erinnern.

Der Adel überhaupt aber zerfiel damals in drei sehr verschiedene Hauptrichtungen. Die zahlreichste, gesündeste und bei weitem ergöglichste Gruppe bildeten die von den großen Städten abgelegenen kleineren Gutsbesitzer in ihrer fast insularischen Abgeschlossenheit, von der man sich heutzutage, wo Chaussees und Eisenbahnen Menschen und Länder zusammengerückt haben und zahllose Journale wie Schmetterlinge den Blütenstaub der Zivilisation in alle Welt vertragen, kaum mehr eine deutliche Vorstellung machen kann. Die fernen blauen Berge über den Waldesgipfeln waren damals wirklich noch ein unerreichbarer Gegenstand der Sehnsucht und Neugier; das Leben der großen Welt, von



der wohl zuweilen die Zeitungen Nachricht brachten, erschien wie ein wunderbares Märchen. Die große Einförmigkeit wurde nur durch häufige Jagden, die gewöhnlich mit ungeheurem Lärm, Freudenschüssen und abenteuerlichen Jägerlügen endigten, sowie durch die unvermeidlichen Fahrten zum Jahrmarkt der nächsten Landstadt unterbrochen. Die letzteren insbesondere waren seltsam genug und könnten sich jetzt wohl in einem Karnevalszuge mit Glück sehen lassen. Vorauf fuhren die Damen im besten Sonntagsstaate, bei den schlechten Wegen nicht ohne Lebensgefahr, unter beständigem Peitschenknall in einer mit vier dicken Rappen bespannten altmodischen Karosse, die über dem unförmlichen Balkengestell in ledernen Riemen hängend, bedenklich hin und her schwankte. Die Herren dagegen folgten auf einer sogenannten „Wurst“, einem langen gepolsterten Koffer, auf welchem diese Haimonskinder dicht hintereinander und einer dem andern auf den Zopf sehend rittlings balancierten. — Am liebenswürdigsten aber waren sie unstreitig auf ihren Winterbällen, die die Nachbarn auf ihren verschneiten Landsitzen wechselweise einander ausrichteten. Hier zeigte es sich, wie wenig Apparat zur Lust gehört, die überall am liebsten improvisiert sein will und jetzt so häufig von lauter Anstalten dazu erdrückt wird. Das größte, schnell ausgeräumte Wohnzimmer mit oft bedrohlich elastischem Fußboden stellte den Saal vor, der Schulmeister mit seiner Bande das Orchester, wenige Lichter in den verschiedenartigsten Leuchtern warfen eine ungewisse Dämmerung in die entfernteren Winkel umher und über die Gruppe von Verwalter- und Jägerfrauen, die in der offenen Nebentüre Kopf an Kopf dem Tanze der Herrschaften ehrerbietig zusahen. Desto strahlender aber leuchteten die frischen Augen der vergnügten Landfräulein, die beständig untereinander etwas zu flüstern, zu lichern und zu necken hatten. Ihre unschuldige Roketterie wußte noch nichts von jener fatalen Prüderie, die immer nur ein Symptom von sittlicher Befangenheit ist. Man konnte sie füglich mit jungen Käzchen vergleichen, die sorglos in wilden und doch graziös=anmuti=



gen Sprüngen und Windungen im Frühlingssonnenscheine spielen. Denn hübsch waren sie meist, bis auf wenige dunkelrote Exemplare, die in ihrem knappen Festkleide wie Pönnien von allzu massiver Gesundheit strotzten. — Der Ball wurde jederzeit noch mit dem herkömmlichen Initialschnörkel eines ziemlich ungeschickt ausgeführten Menuetts eröffnet und gleichsam parodisch mit dem geraden Gegenteile, dem tollen „Kehraus“ beschlossen. Ein besonders gutgeschultes Paar gab wohl auch, von einem Kreise bewundernder Zuschauer umringt, den „Kosakischen“ zum besten, wo nur ein Herr und eine Dame ohne alle Touren, sie in heiter zierlichen Bewegungen, er mit grotesker Kühnheit wie ein am Schnürchen gezogener Hampelmann, abwechselnd gegeneinander tanzten. Überhaupt wurde damals, weil mit Leib und Seele, noch mit einer aufopfernden Todesverachtung und Kunstbesessenheit getanzt, gegen die das heutige vornehm nachlässige Schlendern ein ermüdendes Bild allgemeiner Blasiertheit darbietet. Dabei schwirrten die Geigen und schmetterten die Trompeten und flirrten unaufhörlich die Gläser im Nebengemach, ja zuweilen, wenn der Punsch stark genug gewesen, stürzten selbst die alten Herren, zum sichtbaren Verdruss ihrer Ehefrauen, sich mit den ungeheuerlichsten Kapriolen mit in den Tanz; es war eine wahrhaft ansteckende Lustigkeit. Und zuletzt dann noch auf der nächtlichen Heimfahrt durch die gespensterhafte Stille der Winterlandschaft unter dem klaren Sternenhimmel das selige Nachträumen der schönen Kinder.

Die Glücklichen hausten mit genügsamem Behagen größenteils in ganz unansehnlichen Häusern (unvermeidlich „Schlösser“ geheißen), die selbst in der reizendsten Gegend nicht etwa nach ästhetischem Bedürfnis schöner Fernsichten angelegt waren, sondern um aus allen Fenstern Ställe und Scheunen bequem überschauen zu können. Denn ein guter Ökonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer „Kernwirtin“ der Stolz der Dame. Sie hatten weder Zeit noch Sinn für die Schönheit der Natur, sie waren selbst noch Na-

turprodukte. Das bißchen Poesie des Lebens war als nutzloser Luxus lediglich den jungen Töchtern überlassen, die denn auch nicht verfehlten, in den wenigen müßigen Stunden längst veraltete Arien und Sonaten auf einem schlechten Klavier zu klimpfern und den hinter dem Hause gelegenen Obst- und Gemüsegarten mit außerlesenen Blumenbeeten zu schmücken. Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewaltiges Rumoren in Haus und Hof, vor dem der erschrockene Fremde, um nicht etwa umgerannt zu werden, eilig in den Garten zu flüchten suchte. Da flogen überall die Türen krachend auf und zu, da wurde unter vielem Gezänk und vergeblichem Rufen gefegt, gemolken und gebuttert, und die Schwalben, als ob sie bei der Wirtschaft mit beteiligt wären, kreuzten jubelnd über dem Gewirr, und durch die offenen Fenster schien die Morgensonne so heiter durchs ganze Haus über die vergilbten Familienbilder und die Messingbeschläge der alten Möbel, die jetzt als Rokoko wieder für jung gelten würden. An schönen Sommernachmittagen aber kam häufig Besuch aus der Nachbarschaft. Nach den geräuschvollen Empfangskomplimenten und höflichen Fragen nach dem werthen Befinden ließ man sich dann gewöhnlich in der desolaten Gartenlaube nieder, auf deren Schindeldache der buntübermalte hölzerne Cupido bereits Pfeil und Bogen eingebüßt hatte. Hier wurde mit hergebrachten Späßen und Neckereien gegen die Damen scharmuht, hier wurde viel Kaffee getrunken, sehr viel Tabak verräucht und dabei von den Getreidepreisen, von dem zu verhoffenden Erntewetter, von Prozessen und schweren Abgaben verhandelt, während die ungezogenen kleinen Schlossjunker auf dem Kirschbaum saßen und mit den Kernen nach ihren gelangweilten Schwestern feuerten, die über den Gartenzaun ins Land schauten, ob nicht der Federbusch eines insgeheim erwarteten Reiteroffiziers der nahen Garnison aus dem fernen Grün emportauche. Und dazwischen tönte vom Hof herüber immerfort der Lärm der Sperlinge, die sich in der Linde tummelten, das Krollern der Truthähne, der eiförmige Takt der Drescher und all jene wunderliche Musik



des ländlichen Stillebens, die den Landbürtigen in der Fremde, wie das Alphorn den Schweizer, oft unversehens in Heimweh versenkt. In den Tälern unten aber schlugen die Kornfelder leise Wellen, überall eine fast unheimlich schwüle Gewitterstille, und niemand merkte oder beachtete es, daß das Wetter von Westen bereits aufstieg und einzelne Blitze schon über dem dunklen Waldestranze prophetisch hin und her zuckten.

Man sieht, das Ganze war ein etwas ins Verbe gefertigtes Idyll, nicht von Gessner, sondern etwa wie das „Nußkernen“ vom Maler Müller. Da fehlte es nicht an manchem höchst ergötzlichen Junker Tobias oder Junker Christoph von Bleichenwang, aber ebensowenig auch an tüchtigen Charakteren und patriarchalischen Zügen. Denn diese Edelleute standen in der Bildung nur wenig über ihren „Untertanen“, sie verstanden daher noch das Volk und wurden vom Volke wieder begriffen. Es war zugleich der eigentliche Tummelplatz der jetzt völlig ausgestorbenen Originale, jener halb eigensinnigen, halb humoristischen Ausnahmestaturen, die den stagnierenden Strom des alltäglichen Philisteriums mit großem Geräusch in Bewegung setzten, indem sie, gleich wilden Hummeln, das konventionelle Spinnennetz beständig durchbrachen. Unter ihnen sah man noch häufig bramarbasierende Haudegen des Siebenjährigen Krieges und wieder andere, die mit einer unnachahmlich lächerlichen Manneswürde von einer gewissen Biderbigkeit Profession machten. Die fruchtbarsten in diesem Genre aber waren die sogenannten „Krippenreiter“, ganz verarmte und verkommene Edelleute, die, wie die alten Schalksnarren, von Schloß zu Schloß ritten und, als Erholung von dem ewigen Einerlei, überall willkommen waren. Sie waren zugleich Urheber und Zielscheibe der tollsten Schwänke, Maskeraden und Mystifikationen, denn sie hatten, wie Falstaff, die Gabe, nicht nur selbst witzig zu sein, sondern auch bei anderen Witz zu erzeugen.

Unser deutscher Lafontaine ist, bei aller sentimentalen Abschwächung, nicht ohne einige historische Bedeutung, indem



er uns oft einen recht anschaulichen Prospekt in jene gute alte Zeit eröffnet, deren adeliger Zopf sich noch fühlbar durch alle seine Romane hindurchzieht.

In der zweiten Reihe des Adels dagegen standen die Exklusiven, Prätentiosen, die sich und andere mit übermäßigem Anstande langweilten. Sie verachteten die erstere Gruppe und wurden von dieser ebenso gründlich verachtet; beides sehr natürlich, denn diese hatten die frischere Lebenskraft, die jene als plebejisches Krautjunktum bemitleideten, die Exklusiven aber eine zeitgemäßere Bildung voraus, welche von ersteren nicht verstanden oder als affektierte Vornehmthuererei zurückgewiesen wurde. Bei diesen Vornehmen war nun die ganze Szenerie eine andere. Sie bewohnten wirkliche Schlösser, der Wirtschaftshof, dessen gemeine Atmosphäre besonders den Damen ganz unerträglich schien, war in möglichste Ferne zurückgeschoben, der Garten trat unmittelbar in den Vordergrund. Und diese Gärten müssen wir uns hier notwendig etwas genauer ansehen. Denn diese Adelsklasse, wie bereits erwähnt, ambitionierte sich durchaus, mit der Zeitbildung fortzuschreiten; und obgleich sie in der Regel nichts weniger als Literaten waren, so konnten sie doch nicht umhin, den Geist der jedesmaligen Literatur wenigstens äußerlich, als Mode, in ihrem Luxus abzuspiegeln. Die Gartenkunst aber, wie alle Künste untereinander, hängt mit den wechselnden Phasen namentlich der eben herrschenden poetischen Literatur jederzeit wesentlich zusammen.

Es ist leider hinreichend bekannt, daß wir einst das große poetische Pensum, das uns der Himmel aufgegeben, ungeschickterweise vergessen hatten und daher zu gerechter Strafe lange Zeit in der französischen Schule nachsitzen mußten, wo die Muse, sie mochte nun mutwillig oder tragisch sein, nur in Schnürleib und Reisrock erscheinen durfte. Und der abgemessenen Architektur dieser Schule entspricht denn auch zunächst der feierliche Kurialstil unserer damaligen geradlinigen Biergärten:

Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,  
Wo zwischen Taurus still die weißen Statuen stehen,  
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,  
Im Laube lauert Sphinx, anmutig zu erschrecken.

Die schöne Ehloe da spazieret in dem Garten,  
Zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,  
Und hinter ihnen leis Rupido kommt gezogen,  
Bald duckend sich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Rosen,  
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen,  
Es rauscht der tastne Rock, es blitzen seine Schnallen,  
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sich's im West will röten,  
Die Spieluhr schmachend an, ein Menuett zu flöten.  
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde  
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Gebärde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt schon an zu dunkeln —“  
„So angenehmer nur seh' ich zwei Sterne funkeln —“  
„Verwegner Kavalier!“ — „Ha, Ehloe, darfst du hoffen? —“  
Da schießt Rupido los und hat sie gut getroffen.

So ungefähr sind uns diese, ganz bezeichnend französisch benannten Lust- und Ziergärten jederzeit vorgekommen. Wir konnten uns dieselben niemals ohne solche Staffage, diese Ehloes und galanten Kavalierie nicht ohne solchen Garten denken; und insofern hatten diese Paradegärten allerdings ihre vollkommene Berechtigung und Bedeutung: sie sollten eben nur eine Fortsetzung und Erweiterung des Konversationssalons vorstellen. Daher mußte die zudringlich störende Natur durch hohe Laubwände und Bogengänge in einer gewissen ehrerbietigen Form gehalten werden, daher mußten Götterbilder in Allongeperücken überall an den Salons und die französirte Antike erinnern; und es ist nicht zu leugnen, daß in dieser exklusiven Einsamkeit, wo anstatt der gemeinen Waldvögel nur der Pfau coursfähig war, die ein-



zigen Naturlaute, die Tag und Nacht einförmig fortrauschenden Wasserkünste, einen um so gewaltigeren, fast tragischen Eindruck machten. Allein solche wesentlich architektonischen Effekte sind immer nur durch große würdige Dimensionen erreichbar, wozu es bei den deutschen Landschlössern gewöhnlich an Raum und Mitteln fehlte. Ueberdies war das Ganze im Grunde nichts weniger als national, sondern nur eine Nachahmung der Versailler Gartenpracht; jede Nachahmung aber, weil sie denn doch immer etwas Neues und Apathes aufweisen will, gerät unfehlbar in das Ubertreiben und Ueberbieten des Vorbildes. Und so erblickten wir denn auch hier besonders von Holland her sehr bald und nicht ohne Entsetzen die Mosaikbeete von bunten Scherben, die Pyramiden und abgeschmackten Tiergestalten von Buchsbaum, die vielen schlechten, zum Teil hölzernen Götterbilder, mit einem Wort: die Karikatur; und auf diesen Plätzen promenierte der alte Gottsched als Prinz Kokoko mit seinem Gefolge.

Aber dem feierlichen Professor trat fast schon auf die Ferse die bekannte literarische Rebellion gegen das französische Regime, zum Teil durch Franzosen selbst. Rousseau, Diderot, Lessing, jeder in seiner Art, vindizierten der Natur wieder ihr angeborenes Recht. Da brach auf einmal auch das Prachtgerüste jener alten Gärten zusammen, die lang abgesperrte Wildnis kletterte hurtig von allen Seiten über die Buchswände und Scherbenbeete herein, die Natur selbst war ihnen noch nicht natürlich genug, man wollte womöglich bis in den Urwald zurück, und ein wüstes Gehölz mit wenigen Blumen und vielen ärgerlichen Schlangenpfaden, auf denen man nicht vom Fleck und zum Ziele gelangen konnte, mußte den neuen Park bedeuten. Dazu kam noch die in Deutschland unsterbliche Sentimentalität, in beständigem Handgemenge mit dem Terrorismus einer groben Vaterländerei, Lafontaine und Iffland gegen Spieß und Kramer, und über alle hinweg schritt der stolze, kein Vaterland anerkennende Kosmopolitismus. Und sofort finden wir denn dieselbe Anarchie



auch in dem neuen Garten wieder: idyllische Hütten und Tränenurnen für imaginäre Tote neben schauerlichen Burg-ruinen, Heiligenkapellen neben japanischen Tempeln und chinesischen Kiosken; und damit in der totalen Konfusion doch jeder wisse, wie und was er eigentlich zu empfinden habe, wurden an den Bäumen als gefühlvolle Wegweiser Tafeln mit Sprüchen und sogenannten schönen Stellen aus Dichtern und Philosophen ausgehängt. — Jeder wahre Garten aber, sagt Tieck irgendwo ganz richtig, ist von seiner eigentümlichen Lage und Umgebung bedingt, er muß ein schönes Individuum sein und kann also nur einmal existieren.

Und eben dies war auch das Geschick oder vielmehr Ungeschick der damaligen Bewohner jener Schlösser. Sie waren, wie ihre Gärten, nicht eigentümlich ausgeprägte Individuen, hatten auch keine Nationalgesichter, sondern nur eine ganz allgemeine Standesphysiognomie; überall bis zur tödlichsten Langweiligkeit, dieselbe Courtoisie, dieselben banalen Redensarten, Liebhabereien und Abneigungen. Sie waren die Akteure der großen Weltbühne, die nicht den Zeitgeist machten, sondern den Zeitgeist spielten; das Dekorationswesen der Repräsentation war daher ihr eigentliches Fach und Studium, und bühnengerecht zu sein ihr Stolz. Die alten Kavaliere nebst Haarbeutel und Stahldegen waren nun freilich von der Bühne verschwunden, die neuen hatten aber von ihnen die pedantische Kultur des Anstandes als heiligstes Familienerbstück überkommen. Allein der an sich löbliche Anstand ist doch nur der Schein dessen, was er eigentlich bedeuten soll, und so ging ihnen denn auch ihr Dasein lediglich in einer traditionellen Ästhetik des Lebens auf. Ihre Ställe verwandelten sich in Prachttempel, wo mit schönen Pferden und glänzenden Schweizerkühen ein fast abgöttischer Kultus getrieben wurde; im Innern des Schlosses schillerte ein blendender Dilettantismus in allen Künsten und Farben, die Fräuleins musizierten, malten oder spielten mit theatralischer Grazie Federball, die Hausfrau fütterte seltene Hühner und Tauben oder zupfte Goldborten, und

alle taten eigentlich gar nichts. Sie hatten sich gleichsam die Prosa des Lebensdramas in ein prächtiges Metrum transferiert, und das ist ihre große negative Bedeutsamkeit, daß sie dadurch allerdings langehin das absolut Gemeine und Rohe unterdrückten und abwehrten. Aber Metrik ist noch keine Poesie, und den Gehalt des Lebens konnten sie dadurch nicht veredeln.

Die dritte und bei weitem brillianteste Gruppe endlich war die extreme. Hier figurierten die ganz gedankenlosen Verschwender, jene „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavaliere“, welche ziemlich den Zug frivoler Libertinage repräsentierten, der sich wie eine narkotische Liane durch die damalige Literatur schlang. Zu diesem Berufe wurden die jungen Herren schon frühzeitig mit der sogenannten „guten Konduite“ ausgerüstet, das heißt, sie mußten bei meist sehr zweideutigen und abenteuernden Strolchen tanzen, fechten, reiten und Französisch sprechen lernen. Die Eltern hatten vor lauter feiner Lebensart und gesellschaftlichen Pflichten weder Zeit noch Lust, sich um die langweilige Pädagogik zu kümmern; die eigentliche Erziehung war vielmehr gewöhnlich gewissenlosen oder unwissenden Ausländern von armer und geringer „Extraktion“ überlassen, die natürlich von ihren vornehmen Zöglingen in aller Weise düpiert wurden. Eine Anekdote aus dem Leben mag vielleicht am anschaulichsten andeuten, wie cavalièrement sich dieses Verhältnis oft gestaltete. Einer dieser Zöglinge hatte einen zwar gewissenhaften, aber sehr pedantischen Mentor, der wohl nicht ohne Grund nächtliche Ausflüge argwöhnen mochte und daher, wenn er nachts im Garten eine ungewöhnliche Bewegung wahrnahm, jedesmal sich vorsichtig zum Fenster hinauszulehnen pflegte, um seinen Zögling zu belauern. Das war dem letzteren schon längst störend und verdrießlich gewesen; er machte daher einmal in seinem nächtlichen Versteck absichtlich ein verdächtiges Geräusch. Kaum aber hatte der Mentor den Kopf wieder aus dem Fenster gestreckt, als zwei unten bereitstehende, als Spukgeister verummte Lakaien ihm ihrer



Instruktion gemäß einen hölzernen Bogen über den Nacken warfen und den Erschrockenen damit am Fensterbrett festklemmten, während ein Dritter ihm, zum großen Ergötzen der Schalken, mit einem langen Pinsel das ganze Gesicht einseifte.

Nach dergleichen Studien wurden dann die „jungen Herrschaften“ mit ihrem autonomen Hofmeister auf Reisen geschickt, um insbesondere auf der hohen Schule zu Paris sich in der Praxis der Galanterie zu vervollkommen. Da sie jedoch, bei Strafe der sozialen Exkommunikation, nirgends mit dem Volke, sondern wieder nur in den Kreisen von ihresgleichen verkehren durften, die sich damals überall zum Erschrecken ähnlich sahen, so ist es leicht begreiflich, daß sie auf allen ihren Fahrten nichts erfuhren und lernten und regelmäßig ziemlich blasiert zurückkehrten. Und ebenso natürlich machten sie nun zu Hause, um nur die unerträgliche Langeweile los zu werden, die verzweifeltsten Anstrengungen, fuhren mit Heiducken, Läufern und Kammerhusaren zum Besuch, rissen ihre alten Schlösser ein und bauten sich lustig moderne Trianons. Allein das forcierte Lustspiel nahm gewöhnlich ein tragisches Ende, dem kurzen Rausche folgte der moralische und finanzielle Katzenjammer. So ein Lebenslauf verpuffte rasch wie ein prächtiges Feuerwerk mit Geprassel, leuchtenden Raketen und sprühenden Feuerrädern, bis zuletzt plötzlich nur noch die halbverbrannten dunklen Gerüste dastanden; und das verblüffte Volk rieb sich die Blendung aus den Augen und lachte auseinanderlaufend über den närrischen Spaß. — Der Spaß hatte jedoch auch seine ernste Kehrseite, und gerade diese Gruppe hat dem Adel am empfindlichsten geschadet, wie denn überall lebenswürdiger Leichtsinn und Unverstand gefährlicher ist als abstoßende Bosheit. Denn sie waren es vorzüglich, die nicht nur ihren eigenen Stand in schlimmen Ruf brachten, sondern auch in den unteren Schichten der Gesellschaft, die damals noch gläubig und bewundernd zum Adel aufblickten, die Seuche der Glanz- und Genußsucht verbreiteten. Sie haben zuerst



die schöne Pietät des von Generation zu Generation fortgeerbten Grundbesitzes untergraben, indem sie denselben in ihrer beständigen Geldnot durch verzweifelte Güterspekulationen zur gemeinen Ware machten. Und so legten sie unwillkürlich mit ihrem eigenen Erbe den Goldgrund zu der von ihnen höchst verachteten Geldaristokratie, die sie verschlang und ihre Erianons in Fabriken verwandelte.

Glücklicherweise aber läßt sich das menschliche Walten nicht in einzelne Kapitel und Paragraphen einfangen. Es versteht sich daher von selbst, daß die Grenzen aller jener Gruppen, die hier nur des klareren Überblicks wegen so konzentriert und scharf gesondert wurden, im Leben häufig ineinanderliefen. Am isoliertesten standen wohl die Prätentiosen durch ihre außerordentliche Langweiligkeit, die sie aller Welt als guten Geschmack aufdringen wollten. Am leichtesten dagegen sympathisierten die erste und dritte Gruppe miteinander, denn die unbefangenen Landjunker besaßen eben noch hinreichenden Humor, um sich an dem Mutwillen und den tollen Luftsprüngen ihrer extremen Standesgenossen zu ergötzen, während die letzteren beständig das Bedürfnis immer neuer und frappanterer Amüsements verspürten und sich von dem ewigen Nektar nach derberer Hausmannskost sehn-ten; es bestand zwischen beiden ein stillschweigender Pakt wechselseitiger Erfrischung. In allen Klassen aber gab es noch Familien genug, die gleichsam mit einem traditionellen Instinkt den alten Stammbaum frommer Zucht und Ehrenhaftigkeit in den Stürmen und Staubwirbeln der neuen Überbildung, wenn auch nicht zu regenerieren, doch wacker aufrechtzuhalten wußten, sowie einzelne merkwürdige und alle Standesschranken hoch überragende Charaktere, auf die wir weiterhin noch besonders zurückkommen wollen.

So ungefähr standen die Sachen in den letzten Dezenenien des vorigen Jahrhunderts. Es brütete, wie schon gesagt, eine unheimliche Gewitterluft über dem ganzen Lande; jeder fühlte, daß irgend etwas Großes im Anzuge sei, ein unausgesprochenes, banges Erwarten, man wußte nicht von

was, hatte mehr oder minder alle Gemüter beschlichen. In dieser Schwüle erschienen, wie immer vor nahen Katastrophen, seltsame Gestalten und unerhörte Abenteuer, wie der Graf St. Germain, Eagliostro und andere, gleichsam als Emissäre der Zukunft. Die ungewisse Unruhe, da sie nach außen nichts zu tun und zu bilden fand, fraß immer weiter und tiefer nach innen; es kamen die Rosenkreuzer, die Illuminaten, man improvisierte allerlei private Geheimbünde für Beglückung und Erziehung der Menschheit, wie wir sie zum Beispiel in Goethes „Wilhelm Meister“ auf Lotharios Schlosse sehen; albern und kindisch, aber als Symptome der Zeit von prophetischer Vorbedeutung. Denn der Boden war längst von heimlichen Minen, welche die Vergangenheit und Gegenwart in die Luft sprengen sollten, gründlich unterwühlt, man hörte überall ein spukhaftes unterirdisches Hämmern und Klopfen, darüber aber wuchs noch lustig der Rasen, auf dem die fetten Herden ruhig weideten. Vorsichtige Grübler wollten zwar schon manchmal gelinde Erdstöße verspürt haben, ja die Kirchen bekamen hin und wieder bedenkliche Risse, allein die Nachbarn, da ihre Häuser und Krämerbuden noch ganz unversehrt standen, lachten darüber, den guten Leuten im „Faust“ vergleichbar, die beim Glase Bier vom fernen Kriege weit draußen in der Türkei behaglich diskurrieren.

Man kann sich daher heutzutage schwer noch einen Begriff machen von dem Schreck und der ungeheueren Verwirrung, die der plötzliche Knalleffekt durch das ganze Philisterium verbreitete, als nun die Mine in Frankreich wirklich explodierte. Die Landjunker wollten gleich aus der Haut fahren und den Pariser Drachen ohne Barmherzigkeit speißen und hängen. Die Prärentiösen lächelten vornehm und ungläubig und ignorierten den impertinenten Pöbelversuch, Weltgeschichte machen zu wollen, ja es galt eine geraume Zeit unter ihnen für plebejisch, nur davon zu sprechen. Die Extremen dagegen, die ohnedem zu Hause damals nicht viel mehr zu verlieren hatten, erfaßten die Revolution als ein



ganz neues und höchst pikantes Amüsement und stürzten sich häufig kopfüber in den flammenden Krater. Es ist überhaupt ein Irrthum, wenn man den Adel jener Zeit als die ausschließlich konservative Partei bezeichnen will. Er hatte, wie wir gesehen, damals nur noch ein schwaches Gefühl und Bewußtsein seiner ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung, eigentlich nur noch eine vage Tradition zufälliger Außerlichkeiten und folglich selbst keinen rechten Glauben mehr daran. Ueberdies war das Neue in Deutschland noch keineswegs bis zum Volke gedrungen, es war lediglich eine Geheimwissenschaft der sogenannten gebildeten Klassen und daher häufig von Adelligen vertreten. Unter ihnen befanden sich viele ernste und hochgestimmte Naturen, die überall zuletzt den Ausschlag geben; aber gerade diese, da sie die Unrettbarkeit des Alten einsahen, waren dem Neuen zugewandt. Und diese hatten den schlimmsten Stand. Den Landjüngern waren sie zu gelehrt und durchaus unverständlich, den Präventiösen zu bürgerlich, den Extremen zu schulmeisterlich; sie wurden von allen ihren Standesgenossen als Renegaten desavouiert, was sie denn freilich in gewissem Sinne auch wirklich waren. Aus diesen Sonderbündlern sind später, als die Revolution zur That geworden, einige höchst denkwürdige Charaktere hervorgegangen, so der rastlos unruhige Freiheitsfanatiker Baron Grimm, unablässig wie der Sturmwind die Flammen schürend und wendend, bis sie über ihm zusammenschlugen und ihn selbst verzehrten, so auch der berühmte Pariser Einsiedler Graf Schlabrendorf, der in seiner Klause die ganze soziale Umwälzung wie eine große Welttragödie unangefochten, betrachtend, richtend und häufig lenkend an sich vorübergehen ließ. Denn er stand so hoch über allen Parteien, daß er Sinn und Gang der Geisterschlacht jederzeit klar überschauen konnte, ohne von ihrem wirren Lärm erreicht zu werden. Dieser prophetische Magier trat noch jugendlich vor die große Bühne, und als kaum die Katastrophe abgelaufen, war ihm der greise Bart bis an den Gürtel gewachsen.



Wenn auf den unwirthbaren Eiszgipfeln der Theorie die Lawine fertig und gehörig unterwaschen ist, so reicht der Flug eines Vogels, der Schall eines Wortes hin, um, Felsen und Wälder entwurzelnd, das Land zu verschütten; und dieses Wort hieß: Freiheit und Gleichheit. Das Alte war in der allgemeinen Meinung auf einmal zertrümmert, der goldene Faden aus der Vergangenheit gewaltsam abgerissen. Aber unter Trümmern kann niemand wohnen, es mußte notwendig auf anderen Fundamenten neugebaut werden, und von da ab begann das verzweifelte Experimentiren der vermeintlichen Staatskünstler, das noch bis heut die Gesellschaft in beständiger fieberhafter Bewegung erhält. Es wiederholte sich abermals der uralte Bau des babylonischen Turmes mit seiner ungeheuren Sprachenverwirrung, und die Menschheit ging fortan in die verschiedenen Stämme der Konservativen, Liberalen und Radikalen auseinander. Es waren aber vorerst eigentlich nur die Leidenschaften, die unter der Maske der Philosophie, Humanität oder sogenannten Untertanentreue wie Drachen mit Lindwürmern auf Tod und Leben gegeneinander kämpften; denn die Ideen waren plötzlich Fleisch geworden und wußten sich in dem ungeschlachteten Leibe durchaus noch nicht zurechtzufinden.

Fassen wir jedoch diesen Kampf der entfesselten und gärenden Elemente schärfer ins Auge, so bemerken wir den der Religion gegen die Freigeisterei, als das eigentlich bewegende Grundprinzip, offenbar im Vordertreffen, denn die Veränderungen der religiösen Weltansicht machen überall die Geschichte. Hier aber war der Kampf zunächst ein sehr ungleicher. Der kleine Landadel trieb größtenteils die Religion nur noch wie ein löbliches Handwerk und blamierte sich damit nicht wenig vor den weitausgreifenden Fortschrittsmännern. Die vermeintlich gebildeteren Adelsklassen dagegen, denen die Lächerlichkeit jederzeit als die unverzeihlichste Todsünde erschien, hatten, schon längst mit den freigeisterischen französischen Autoren heimlich fraternisierend, die neue Aufklärung als notwendige Mode- und Anstandssache, gleichsam

als moderne Gasbeleuchtung ihrer Salons stillschweigend bei sich aufgenommen und erschrafen jetzt zu spät vor den ganz unanständigen Konsequenzen, da ihre Franzosen plötzlich Gott abschafften und die nackte Vernunft leibhaftig auf den Altar stellten. Wie aber sollten sie so halbherzig und nachdem sie die rechte Waffe selbst aus der Hand gegeben, sich nun den ungestümen Drängern entgegenstemmen? Es konnte nicht anders sein: die neue Welt schritt über ihre ganz verblüfften Köpfe hinweg, ohne nach ihnen zu fragen. Christus galt fortan für einen ganz guten, nur leider etwas überspannten Mann, dem sich jeder Gebildete wenigstens vollkommen ebenbürtig dünkte. Es war eine allgemeine Seligsprechung der Menschheit, die durch ihre eigene Kraft und Geistesreichigkeit kurzweg sich selbst zu erlösen unternahm; mit einem Wort: der vor lauter Hochmut endlich tollgewordene Rationalismus, welcher in seiner praktischen Anwendung eine Religion des Egoismus proklamierte.

Hatte man aber hiermit alles auf die subjektive Eigenmacht gestellt, so kam es natürlich nun darauf an, diese Eigenmacht auch wirklich zu einer Weltkraft zu entwickeln; und daraus folgte von selbst der gewaltige Stoß der neuen Pädagogik gegen die alte Edukation. Diese war bisher wesentlich eine partikuläre Standeserziehung gewesen, das Individuum ging in seinem bestimmten Stande, alle Stände aber in der allgemeinen Idee des Christentums auf. Jetzt dagegen sollte auch hier die bloße Natur frei walten, jeder Knabe sollte seine subjektive Art oder Unart ungeniert herausbilden, gleichsam spielend sich selbst erziehen, man wollte lauter Rousseausche Emile, das Endziel war der „starke Mensch“. Diese Emanzipation der Jugend vom alten Schulzwange hatte zunächst Basedow in die derbe Faust genommen, von dessen Dessauer Philantropie Herder sagte: „Mir kommt alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße alles über der Erde in Stamm und Aste. Das



ganze Arkanum Basedows liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." — Basedow war ein revolutionärer Renommist, sein Nachfolger Campe ein zahmer Philister; jener hat diesen Realismus aufgebracht, Campe hat ihn für die Gebildeten zurechtgemacht und Goethe das ganze Treiben in seinen „Wanderjahren“ köstlich parodiert.

Allein solcher Umschwung macht sich nirgends so plötzlich, als die sich überstürzenden Pädagogen es wollten und erwarteten. Namentlich die Gymnasien waren noch keineswegs nach der neuen Schablone zugeschnitten und es dauerte eine geraume Zeit, ehe hier der moderne Realismus, neben dem alten Klassizismus freundnachbarlich Platz nehmen konnte. Sie waren noch weit davon entfernt, jene Musterkarte von Vielwisserei zu bieten, die nur das eingebilddete Halbwissen erzeugt, indem sie das fröhliche Argonautenschiff der Jugend über seine natürliche Tragfähigkeit mit einer ganz disparaten Ausrüstung belastet, von der dann gewöhnlich die Hälfte als unnützer Ballast wieder über Bord geworfen wird. Die protestantischen Gymnasien jener Zeit basierten noch wesentlich auf der Reformation, welche die Philologie als eine Weltmacht hingestellt hatte. Sie litten daher allerdings an einer, fast nur für künftige Professoren oder Theologen berechneten philologischen Starrheit, haben aber in dieser einseitigen Gründlichkeit Außerordentliches geleistet und eine Menge namhafter Gelehrten in die Welt gesandt. — Dasselbe kann man von den damaligen katholischen Gymnasien nicht rühmen. Diese befanden sich früher größtenteils in den Händen der Jesuiten, die eine mehr allgemeine Bildung mit einer gewissen klösterlichen Zucht und Strenge gar wohl zu vereinigen wußten. Jetzt aber, nach Aufhebung des Ordens, sahen sie sich plötzlich von allen Seiten den Anfechtungen des tumultuarischen Zeitgeistes, und zwar wehrlos, ausgesetzt. Denn die übriggebliebenen Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungsstraditionen waren allmählich ausgestorben und die neuen Lehrkräfte,



wie sie die veränderte Zeit durchaus erforderte, noch keineswegs herangebildet. Es entstand aber, bevor man sich nur erst einigermaßen orientiert hatte, notwendig ein augenblicklicher Stillstand, eine sehr fühlbare hin und her schwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte. Nur das fortdauernde Bedürfnis eines feierlichen Gottesdienstes erhielt hier noch lange Zeit eine ernste und gründliche musikalische Schule, aus der mancher berühmte Künstler hervorgegangen ist. Die Schüler veranstalteten zwar noch immer zur Weihnachtszeit theatrale Vorstellungen, aber statt der früheren, mit aller würdigen Pracht ausgestatteten Aufführung geistlicher Schauspiele, wo man nicht selten kühn auf die Meisterwerke Calderons zurückgegriffen hatte, wurden jetzt alberne Stücke aus dem „Kinderfreund“, ja sogar Kotzebueaden gegeben. Auch ihre sogenannten Konvikte bestanden noch, wirkten jedoch häufig störend durch den aristokratischen Unterschied zwischen den armen Freischülern (Fundatisten) und den reichen Pensionären, die fast ausschließlich dem Adel angehörten. Denn auch der Adel mußte nun, wenn er nicht von der Zukunft exkludiert sein wollte, dem allgemeinen Zuge folgen. Das nach dem neuen Maßstabe durchaus unzureichende Hauslehrerunwesen sowie die Pariser Reifestudien hatten fast ganz aufgehört, der Offiziersdienst reduzierte sich immer mehr erblich von Generation zu Generation auf bestimmte unbegüterte Militärfamilien, die jungen Kavaliere gingen auf die Gymnasien wie die andern. Ihre Erziehung war also keine spezifisch adelige mehr, sondern mehr oder minder in die Volksschule aufgegangen.

Fast noch unmittelbarer berührte jedoch den Adel der gleichzeitig zur Herrschaft gelangte Kosmopolitismus, jener seltsame „Überall und Nirgends“, der in aller Welt und also recht eigentlich nirgends zu Hause war. Aus allen möglichen und unmöglichen Tugenden hatte man für das gesamte Menschengeschlecht eine prächtige Bürgerkrone ver-

fertigt, die auf alle Köpfe passen sollte, als sei die Menschheit ein bloßes Abstraktum und nicht vielmehr ein lebendiger Föderativstaat der verschiedensten Völkerindividuen. Alle Geschichte, alles Nationale und Eigentümliche wurde sorgfältigst verwischt, die Schulbücher, die Romane und Schauspiele predigten davon, was Wunder, daß die Welt es endlich glaubte! Der Adel aber war durchaus historisch, seine Stammbäume wurzelten gerade in dem Boden ihres speziellen Vaterlandes, der ihnen nun plötzlich unter den Füßen hinwegphilosophiert wurde. Diese barbarische Gleichmacherei, dieses Verschneiden des frischen Lebensbaumes nach einem eingebildeten Maße war die größte Sklaverei; denn was wäre denn die Freiheit anderes als eben die möglichst ungehinderte Entwicklung der geistigen Eigentümlichkeit?

Hiermit hing wesentlich auch das politische Dogma zusammen, wonach alle Laster, wie etwa jetzt den Jesuiten, dem Adel, alle Tugenden den niederen Ständen zugewiesen wurden. Wer erinnert sich nicht noch aus den damaligen Leihbibliotheken und Theatern der falschen Minister, der abgefärbten Kammerherren, der Scharen unglücklicher Liebender, die vom Ahnenstolz unbarmherzig unter die Füße getreten werden, sowie andererseits der edelmütigen Essighändler, biederer Förster usw., wovon zum Beispiel Schillers „Kabale und Liebe“ ein geistreiches Resümee gibt. Allein in der Wirklichkeit verhielt es sich anders als in den Leihbibliotheken; es war, nur unter verschiedenen Formen und Richtungen, der eine eben nicht besser und nicht schlimmer als der andere. Der Bauernstolz ist sprichwörtlich geworden, und die Bauern sind noch heutzutage die letzten Aristokraten vom alten Stil. Der Bürgerstand aber hatte längst dieselbe retrograde Bewegung gemacht wie der Adel. Seine ursprüngliche Bedeutung und Aufgabe war die Wiederbelebung der allmählich stagnierenden Gesellschaft durch neue bewegende Elemente, mit einem Wort: die Opposition gegen den verknöcherten Aristokratismus. In seiner frischen Jugend daher, da er noch mit dem Rittertum um die Weltherrschaft



gerungen, atmete er wesentlich einen republikanischen Geist. Die Städte regierten und verteidigten sich selbst, ihre streng gegliederten Handwerkerinnungen waren zugleich eine kriegerische Verbrüderung zu Schutz und Trutz, und die Handelsfahrten in die ferne Fremde erweiterten ihr geistiges Gebiet weit über den beschränkten Gesichtskreis der einsam lebenden Ritter hinaus. Da war überall ein rüstiges Treiben, Erfinden, Wagen, Bauen und Bilden, wovon ihre Münster sowie ihre welthistorische Hansa ein ewig denkwürdiges Zeugnis geben. Nachdem aber draußen die Burgen gebrochen und somit die bewegenden Ideen der zu erobernden Reichsfreiheit abgenutzt und verbraucht waren, fingen sie nach menschlicher Weise an, die materiellen Mittel, womit ihre jugendliche Begeisterung so Großes geleistet, als Selbstzweck zu betrachten; gleichwie sie ja auch in der Kunst nun die handwerksmäßigen Reimtabulaturen ihres Meistergesanges für Poesie nahmen. Und mit dieser gemeinen Herabstimmung hatten sie auch sich selbst schon aufgegeben, denn ihre Stärke war die Korporation, die Korporation aber ist nur stark durch den beseelenden Geist, der alle dem Ganzen unterordnet und keinen Egoismus duldet. Da aber, wie gesagt, dieser strenge Geist ihnen im Siegesrausch abhanden gekommen, so mußten nun wohl ihre großartigen Vereine in ihre einzelnen Bestandteile auseinanderfallen und jeder Teil in seinen bloßen Schein umschlagen; von ihrer lebendigen Gliederung blieb nur die pedantische Schablone, von ihrem fröhlichen Volksliede nur die Reimtabulatur übrig, ihre Stadtwehr wurde zur geputzten Schützengilde, die nach gemalten Feinden schoß, der alte Welthandel zur Kleinrämerei. In ihrer schönen Jugendzeit hatten sie die Buchdruckerkunst um der Wissenschaft willen erfunden und um Gottes willen Kirchen gebaut, an deren kühnen Pfeilern und Türmen die heutigen Geschlechter schwindelnd empor schauen. Jetzt bauten sie Fabriken und Arbeiterkasernen, erfanden klappernde Maschinen zum Spinnen und Weben, und es ist offenbar, die Industrie wuchs zusehends weit und



breit. Aber wir dürfen uns keine Illusionen machen. Die Industrie an sich ist eine ganz gleichgültige Sache, sie erhält nur durch die Art ihrer Verwendung und Beziehung auf höhere Lebenszwecke Wert und Bedeutung.

So hatte also der Bürgerstand — dessen Seele die geistige Bewegung oder, wie wir es jetzt nennen würden: das Prinzip des beständigen Fortschritts war — sich kampfesmäÙe auf den goldenen Boden des Handwerks gelegt, und die Städte waren allmählich aus einer Weltmacht eine Geldmacht geworden. Allein hierin war ihnen der Adel im allgemeinen durch seinen großen Landbesitz noch immer bedeutend überlegen; sie hatten sich mit ihm auf denselben materiellen Boden gestellt, auf dem sie ihn unmöglich innerlich bewältigen konnten. Sie suchten daher nun äußerlich mit ihm zu rivalisiren, sie wollten nicht bloß frei und reich, sondern auch vornehm sein. Das ist aber jederzeit ein höchst mißliches Unternehmen, denn um vornehm zu erscheinen, muß man, wie Goethe irgendwo sagt, wirklich vornehm, das heißt durch die allgemeine Meinung irgendwie bereits geadeit sein. Das forcierte Vornehm-tun macht gerade den entgegengesetzten Effekt: „Man merkt die Absicht und ist verstimmt“; wogegen das wirklich Vornehme sich durchaus bequem und passiv zeigt, als ein natürliches bloßes Ablehnen des Gemeinen bei völliger Unbekümmert-heit um eine höhere Geltung, die sich ja schon von selbst ver-steht. Es ist demnach sehr begreiflich, daß jene kleinliche Ri-valität der Bürgerlichen, da sie auf der neuen Bühne die ihnen noch mangelnde Routine durch feierliches Pathos zu ersetzen strebten, anfangs noch ziemlich ungeschickt ausfallen mußte, und daß der Adel seinerseits diese gewaltsamen und pompösen Anstrengungen der „Ellenreiter“ mit einer ge-wissen Schadenfreude belächelte.

Beides indes, dieses Lächeln sowie jenes Großtun, nahm plötzlich ein Ende mit Schrecken, als gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts auf einmal die ganze Aufklärung, die echte und die falsche, aus den Bücherschränken in alle Welt ausgefahren. Es handelte sich nun nicht mehr um dies und jenes, sondern

um die gesamte Existenz; Satan sollte durch Beelzebub ausgetrieben werden, es war ein Krieg aller gegen alle. Der grobe Materialismus rang mit körperlosen Abstrakten, die zärtliche Humanität fraternisierte mit der Bestialität des Freiheitspöbels, die dickköpfige Menschheit wurde mit Bluthunden zu ihrer neuen Glückseligkeit gehehrt, und Philosophie und Aberglauben und Atheismus rannten wild gegeneinander, so daß zuletzt in dem rasenden Getümmel niemand mehr wußte, wer Freund oder Feind. — Und in dieser ungeheueren Konfusion tat der Adel gerade das Allerungeschickteste. Anstatt die im Sturm umherflatternden Zügel kraft höherer Intelligenz kühn zu erfassen, isolierte er sich stolz grollend und meinte durch Haß und Verachtung die eilfertige Zeit zu bezwingen, die ihn natürlich in seinem Schmollwinkel sitzen ließ. Aber nur die völlige Barbarei kann ohne Adel bestehen. In jedem Stadium der Zivilisation wird es, gleichviel unter welchen Namen und Formen, immer wieder Aristokraten geben, das heißt eine bevorzugte Klasse, die sich über die Massen erhebt, um sie zu lenken. Denn der Adel (um ihn bei dem einmal traditionell gewordenen Namen zu nennen) ist seiner unvergänglichen Natur nach das ideale Element der Gesellschaft; er hat die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen mag, ritterlich zu wahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Bestehenden zu vermitteln und somit erst wirklich lebensfähig zu machen. Mit romantischen Illusionen und dem bloßen eigensinnigen Festhalten des Längstverjährten ist also hierbei gar nichts getan. Dahin aber scheint der heutige Aristokratismus allerdings zu ziehen, dem wir daher zum Valet wohlmeinend zurufen möchten:

Prinz Rokoko, hast dir Gassen  
Abgezirkelt fein von Bäumen  
Und die Bäume scheren lassen,  
Daß sie nicht vom Wald mehr träumen.

Wo sonst nur gemein Gefieder  
Ließ sein bäurisch Lied erschallen,



Muß ein Papagei seht bieder:  
Vivat Prinz Kokoko! lallen.

Quellen, die sich unterfingen,  
Durch die Waldesnacht zu tosen,  
Läßt du als Fontänen springen  
Und mit goldnen Bällen kosen.

Und bei ihrem sanften Rauschen  
Geht Damöt bebändert flöten,  
Und in Rosenhecken lauschen  
Daphnen fromm entzückt Damöten.

Prinz Kokoko, Prinz Kokoko,  
Laß dir raten, sei nicht dumm!  
In den Bäumen, wie in Träumen,  
Gehen Frühlingsstimmen um.

Springbrunn in dem Marmorbecken  
Singt ein wunderbares Lied,  
Deine Tazusbäume recken  
Sehnend sich aus Reih und Glied.

Daphne will nicht weiter schweifen,  
Und Damöt erschrocken schmält,  
Können beide nicht begreifen,  
Was sich da der Wald erzählt.

Laß die Wälder ungeschoren,  
Anders rauscht's, als du gedacht,  
Sie sind mit dem Lenz verschworen,  
Und der Lenz kommt über Nacht.

## II. Halle und Heidelberg

Das vorige Jahrhundert wird mit Recht als das Zeitalter der Geisterrevolution bezeichnet. Allein damals wurden nur erst Parole und Feldgeschrei ausgeteilt, es war nur der erste Ausbruch des großen Kampfes, der sich unter wechselnden Evolutionen an das neunzehnte Jahrhundert vererbt hat



und noch bis heute nicht ausgefochten ist. Die deutschen Universitäten aber sind die Werbeplätze und Übungslager dieses von Generation zu Generation sich erneuernden Kriegsheeres. Von Wittenberg ging einst die Reformation aus, von Halle die Wolffsche Lehre, von Königsberg die Kantische, von Jena die Fichtesche und Schellingsche Philosophie; lauter unsichtbare Gedankenkatastrophen, die einen wesentlichen und entscheidenderen Einfluß auf das Gesamtleben ausgeübt haben, als sich die Staatskünstler träumen ließen.

Bekanntlich ist unser Jahrhundert unter dem Gestirn der Aufklärung geboren. Kant hatte soeben die philosophische Arbeit seiner Vorgänger streng geordnet und, da er dieselbe in seiner großartigen Wahrheitsliebe für das Ganze als unzureichend erkannte, die Welt lieber sogleich in zwei Provinzen geteilt: in die durch menschliche Erfahrung wahrnehmbare, die er sich glorreich erobert, und in die Terra incognita des Unsichtbaren, die er mit der nur dem Genie eigenen heiligen Scheu auf sich beruhen ließ. Seine Schüler aber wollten klüger sein als der Meister und alles aufklären; eine Art chinesischer Schönmalerei ohne allen Schatten, der doch das Bild erst wahrhaft lebendig macht. Sie setzten daher nun ihren lichtseligen Verstand ganz allgemein als alleinigen Weltbeherrscher ein; es sollte fortan nur noch einen Vernunftstaat, nur Vernunftreligion, Vernunftpoesie usw. geben. Da jedoch jene zweite dunkle Provinz höchst unvernünftig mit ihrer Phantasie, mit ihrem Glauben, ihren Volksgefühlen und Traditionen gegen dieses unerhörte Regiment zu rebellieren unternahm, so machten sie sich's bequem, indem sie das Geheimnisvolle und Unerforschliche, das sich durch das ganze menschliche Dasein hindurchzieht, ohne weiteres als störend und überflüssig negierten. Kein Wunder demnach, daß das deutsche Leben und das deutsche Reich, das gerade auf diesen unsichtbaren Fundamenten vorzugsweise geruht, sich nun nach allen Seiten hin bedenklich senkte und zuletzt so lebensgefährliche Risse bekam, daß es von Polizei wegen abgetragen werden mußte. Und so war denn

in der That der ganze alte Bau schon im Anfange unseres Jahrhunderts in sich zusammengebrochen; der Sturm der Französischen Revolution und der nachfolgenden Fremdherrschaft hat nur den unnützen Schutt auseinandergelegt.

Allein auf freiem Felde können nur Wilde dauernd wohnen, über die man sich bei aller Naturvergötterung doch so unendlich erhaben fühlte. Das begriffen alle, und so entstand damals sofort ein unerhörtes Treiben, Klopfen, Hämmern und Richten, als wäre alle Welt plötzlich Freimaurer geworden. Aber der Neubau förderte nicht, weil sie über Fundament, Grund- und Aufriß fortwährend untereinander zankten. Am geschäftigsten und vergnügtesten nämlich zeigten sich zunächst die alten zähen Enzyklopädisten, die jetzt auf dem völlig kahlgelegten Bauplatze endlich ganz freie Hand hatten. Diese wußten wirklich nicht, daß seit Erschaffung der Erde schon mancherlei Bemerkenswerthes darauf sich zugetragen; sie wollten daher schlechterdings die Welt ganz von neuem anfangen und abstrakt konstruieren. Als Material hierzu trockneten sie vorerst alle Seelenkräfte auf, um sie in ihren philosophischen Herbarien gehörig zu klassifizieren, und daraus gingen damals die zahllosen neuen Gesetzbücher mit ihren Urrechten und Menschenveredelungen hervor. Sie waren, was sie freilich am wenigsten sein wollten, eigentlich gutmütige Phantasten, wie ja jederzeit gerade bei den Nüchternsten das bißchen defekte Phantasie am häufigsten überschnappt, welches der gesunden nicht leicht begegnet. Es ist hiernach auch sehr begreiflich, daß in dieser alles verwischenden Gleichmacherei ohne Nationalität und Geschichte ein kühner Geist, wie Napoleon, den Gedanken einer ganz gleichförmigen europäischen Universalmonarchie fassen konnte.

Aber diesen Transzendentalen gegenüber oder vielmehr direkt entgegen arbeiteten gleichzeitig ganz andere Bauleute: die Freischar der Romantiker, die in Religion, Haus und Staat auf die Vergangenheit wieder zurückgingen; also eigentlich die historische Schule. Das deutsche Leben sollte aus seinen verschütteten geheimnisvollen Wurzeln wieder



frisch ausschlagen, das ewig Alte und Neue wieder zu Bewußtsein und Ehren kommen. — Da jedoch beide Parteien einander keineswegs hinreichend gewachsen waren, so nahm bei solchem Stoß und Gegenstoß späterhin die ganze Sache eine diagonale Richtung. Es entstand die aus beiden widerstrebenden Elementen wunderbar komponierte moderne Vaterländerei; ein imaginäres Deutschland, das weder recht vernünftig noch recht historisch war.

Alle diese verschiedenen Richtungen waren natürlich vorzugsweise und in möglichster Konzentration auch auf den deutschen Universitäten repräsentiert. Namentlich in dem ersten Dezennium unseres Jahrhunderts bildeten dort die obenerwähnten Abstrakten, meist halbverkommene Kantianer, durchaus noch die tonangebende Majorität. Die Philosophen setzten in ihrer Logik, wie wenn man beim Lesen erst wieder buchstabieren sollte, umständlich auseinander, was sich ganz von selbst verstand; die Theologen lehrten eine elegante Aufklärungsreligion, die Juristen ein sogenanntes Naturrecht, das nirgends galt und niemals gelten konnte. Nur etwa die Lehrer des römischen Rechts machten hier und da eine auffallende Ausnahme, weil der Gegenstand sie zwang, sich in das Positive einer großartigen Vergangenheit zu vertiefen. Es ist bekannt, wie Bedeutendes Thibaut auf diesem Felde geleistet und wie der mild-ernste Savigny, der überdies niemals in dieser Reihe gestanden, gerade damals sich überall neue Bahnen gebrochen hat. Jene halbinvaliden und philosophischen Handwerker dagegen, da sie an sich so wenig Anziehungskraft besaßen, suchten nun mit allerlei schlaunen Kunststücken zu werben; die derbsten unter ihnen durch zum Teil sehr schmutzige Witze und Späße, die alljährlich bei demselben Paragraphen wiederkehrten; die vornehmeren, zumal wenn sie heiratslustige Töchter hatten, durch intime Soireen und Plaudertees, um die bärtigen Burschen zu zivilisieren. Und das gelang auch ganz vortrefflich, denn zu ihnen hielt in der That bei weitem die Mehrzahl der jungen Leute, nämlich alle die unsterblichen Bettelstudenten, wie



man sie billigerweise nennen sollte, da sie bloß auf Brot studieren. Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie da in den überfüllten Auditorien in der schwülen Atmosphäre der entsetzlichsten Langenweile Lehrer und Schüler um die Wette verzweiflungsvoll mit dem Schlummer rangen und dennoch überall die Federn unermüdlich fortschwirrten, um die verschlafene Wissenschaft zu Papier zu bringen und in sauberen Heften gewissenhaft heimzutragen.

Allein nebenher ging auch noch ein anderer geharnischter Geist durch diese Universitäten. Sie hatten vom Mittelalter noch ein gut Stück Romantik ererbt, was freilich in der veränderten Welt wunderbarlich und seltsam genug, fast wie Don Quichotte sich ausnahm. Der durchgreifende Grundgedanke war dennoch ein kerngesunder: der Gegensatz von Ritter und Philister. Stets schlagfertige Tapferkeit war die Kardinaltugend des Studenten, die Muse, die er oft gar nicht kannte, war seine Dame, der Philister der tausendköpfige Drache, der sie schmählich gebunden hielt und gegen den er daher, wie der Malteser gegen die Ungläubigen, mit Faust, List und Spott beständig zu Felde lag; denn die Jugend kapituliert nicht und kennt noch keine Konzessionen. Und gleichwie überall gerade unter Verwandten — weil sie durch gleichartige Gewohnheiten und Präensionen einander wechselseitig in den Weg treten — oft die grimmigste Feindschaft ausbricht, so wurde auch hier aller Philisterhaß ganz besonders auf die Handwerksburschen (Knoten) gerichtet. Wo diese etwa auf dem sogenannten breiten Steine (dem bescheidenen Vorläufer des jetzigen Trottoirs) sich betreten ließen oder gar Studentenlieder anzustimmen wagten, wurden sie sofort in die Flucht geschlagen. Waren sie aber vielleicht in allzu bedeutender Mehrzahl, so erscholl das allgemeine Feldgeschrei: Burschen heraus! Da stürzten, ohne nach Grund und Veranlassung zu fragen, halbentkleidete Studenten mit Rapieren und Knütteln aus allen Türen, durch den herbeieilenden Sukkurs des nicht minder rauflustigen Gegenparts wuchs das improvisierte Handgemenge

von Schritt zu Schritt, dicke Staubwirbel verhüllten Freund und Feind, die Hunde bellten, die Häſcher warfen ihre Bleiſtiſte (mit Fangeiſen verſehene Stangen) in den verwickelten Knäuel; ſo wälzte ſich der Kampf oft mitten in der Nacht durch Straßen und Gäßchen fort, daß überall Schlafmützen erſchrocken aus den Fenſtern fuhren und hier und da wohl auch ein gelocktes Mädchenköpfchen in ſcheuer Neugier hinter den Scheiben ſichtbar wurde.

Die damaligen Uniuerſitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Ausſehen, als lägen ſie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Maleriſcheres ſehen als dieſe phantaſtiſchen Studententrachten, ihre ſangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenſtern imaginärer Liebchen; dazu das beſtändige Klirren von Sporen und Rapiereu auf allen Straßen, die ſchönen jugendlichen Geſtalten zu Roß und alles bewaffnet und kampfbereit wie ein luſtiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles dieſes aber kam erſt zu rechter Blüte und Bedeutsamkeit, wo die Natur, die ewig jung, auch am getreueſten zu der Jugend hält, ſelber mitdichtend ſtudieren half. Wo, wie zum Beiſpiel in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfriſchend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den ſtillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen ſchlugen, mitten zwiſchen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit: da atmete auch der Student freier auf und ſchämte vor der ernſten Sagenwelt ſich der kleinlichen Brotjägererei und der kindiſchen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burghloſſes, wenn rings die Täler abendlich verſunken und von dem Schloſſe nun der Widerschein der Fackeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burſchenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumeriſche Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar



mitsangen. — So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, notwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quichotte, philisterhaft und lächerlich erscheinen mußte.

In jener Zeit brütete äußerlich noch ein unheimlicher Frieden über Deutschland, aber die prophetischen Gedanken, die den Krieg bedeuten, arbeiteten gebunden in jeder Brust und suchten sich überall in wunderlichen Geheimbünden Luft zu machen. Auch auf den Universitäten bestanden dergleichen Ordensverbindungen, noch ohne speziell politischen Beigeschmack, bloß auf allgemeine humanistische Zwecke gerichtet, mit allerlei abenteuerlichen Symbolen, furchtbaren Eiden und rasselndem Helden schmuck, wie man es damals in den vielen Ritterromanen fand. Bestand auch ihr Hauptreiz eben nur in ihrer Heimlichkeit, die Sache war doch ehrlich, bitterernst und für die ganze Lebenszeit gemeint. Als aber jene humanistischen Ideen nach und nach abgenutzt und alle Lebensverhältnisse immer matter wurden, da trat auch hier an die Stelle der strengen Orden die laxere Observanz der Landsmannschaften. Wie man draußen in der Philisterwelt nun mit dem Anstand statt der Tugend sich begnügte, so gingen auch diese Landsmannschaften eigentlich nur auf den Schein des Seins, auf den bloßen „Komment“. Wegen eine nähere Verbrüderung der speziellen Landsleute, obgleich im allgemeinen beengend und einseitig, ließ sich im Grunde nicht viel einwenden. Allein dies war nicht einmal der Fall bei ihnen, sie warben eifersüchtig auch aus anderen Provinzen und verfolgten die eigenen Landsleute, wenn sie sich ihrem Zwange nicht unterwerfen mochten. Und da mithin hier die rechtliche sittliche Grundlage fehlte, dieses Treiben vielmehr, wie schon der selbstgewählte fade Name „Kränzchen“ andeutet, sich lediglich auf der Oberfläche geselliger Verhältnisse bewegte, so artete das Ganze sehr bald in bloßes Dekorationswesen, in ein pedantisches Systematisieren der Jugendlust aus; Mut, Fröhlichkeit, Tracht,



Trinken, Singen, alles hatte seine handwerksmäßige Tabulatur, das unwürdige Prellen und Pressen der „Füchse“ war ein löbliches Geschäft, Sittenlosigkeit und affectierte Roheit eine besondere Auszeichnung, und es ist hiernach leicht erklärlich, daß gerade ihre Matadore im späteren Leben oft die stattlichsten Philister wurden. Mit der inneren Hohlheit aber wuchs die Prätension, sie knechteten die akademische Freiheit, indem jeder nur auf ihre Weise frei sein sollte, und so währte noch langehin ein gewaltiges Ringen zwischen ihnen und den alternden Orden; ein Kampf, der in einzelnen Fällen mit einer heroischen Aufopferung geführt wurde, die wohl eines größeren Zieles würdig gewesen wäre. So faßte zum Beispiel einst ein hervorragendes Ordensmitglied den kühnen Gedanken, sich unerkannt mitten in das feindliche Lager zu begeben, um durch Überredung, Rat und Tat die Gegenpartei zu den Seinigen herüberzuführen. Er hatte sich auch wirklich bereits zum Senior einer Landsmannschaft heraufgeschwungen, und der abenteuerliche Plan wäre fast geglückt, als feiger Verrat alles zu früh aufdeckte und er nun in zahllosen Zweikämpfen sich durch sämtliche Landsmannschaften wieder herauschlagen mußte, was allerdings ein Kampf auf Tod und Leben war. Das mag uns in gesetzteren Jahren jetzt unnütz und kindisch erscheinen; es war aber immerhin eine Vorschule bedeutender Charaktere, die, wie wir wissen, zur Zeit der Not und als es höhere Dinge galt, sich als tüchtig bewährt haben.

So war in der That auf den Universitäten eine gewisse mittelalterliche Ritterlichkeit niemals völlig ausgegangen und selbst in jener Verzerrung und Profanation noch erkennbar. Unter allen diesen Jünglingen aber bildeten die eigentlichen, die literarischen Romantiker wiederum eine ganz besondere Sekte. — Die allgemeine Stimmung oder vielmehr Verstimmung war schon seit langer Zeit so prosaisch geworden, daß jeder romantische Anflug für ein Sakrilegium gegen den gesunden Menschenverstand gehalten und höchstens als ein barocker Jugendstreich noch toleriert wurde.

Der schwere Proviantwagen der Brotwissenschaften bewegte sich langsam in dem hergebrachten Geleise eines hölzernen Schematismus, die Religion mußte Vernunft annehmen und beim Rationalismus in die Schule gehen, die Natur wurde atomistisch wie ein toter Leichnam zerlegt, die Philologie vergnügte sich gleich einem kindisch gewordenen Greise mit Silbenstechen und endlosen Variationen über ein Thema, das sie längst vergessen, die bildende Kunst endlich brüstete sich mit einer sklavischen Nachahmung der sogenannten Natur. Die Kraftgenies in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten durch ihre Ubertreibung und lärmende Renommisterei das Ubel eigentlich nur noch schlimmer und unheilbarer gemacht, indem sie in vollem Burschenwicks ohne weiteres aus der Universität in die Welt hinaussprenkten und Leben und Literatur burschikos einrichten wollten, was natürlicherweise einen allgemeinen Landsturm der Gelehrten gegen die Freibeuter auf die Beine brachte. Zwar hatten Lessing, Hamann und Herder nach den verschiedensten Richtungen hin schon Blitze und Leuchtkugeln dazwischen geschleudert. Allein Lessings kritische Blitze waren nur kalte Schläge, und da sie nicht zündeten, meinte jeder, es gelte den Nachbar, und hielt ihn getrost für den feindlichen. Herder dagegen trug aus aller Welt herrliche Bausteine zusammen, als es aber ans Bauen kam, war er inzwischen alt und müde geworden, sein Leben und Wirken blieb ein großartiges Fragment; und Hamanns Geisterstimme verflang unverstanden in den Wolken. Auch in der Poesie hatten Goethe und Schiller bereits den neuen Tag angebrochen, aber sie hatten noch keine Gemeinde. Das Wetterleuchten dieser Genien, obgleich den Frühling andeutend und vorbereitend, blendete und erschreckte vielmehr im ersten Augenblick die Menge; man hörte überall die Sturmglocken gehn, niemand aber wußte, ob und wo es brennt; die einen wollten löschen, die anderen schüren, und so entstand die allgemeine Konfusion, womit das neunzehnte Jahrhundert debütierte.



Da standen unerwartet und fast gleichzeitig mehrere gewaltige Geister in bisher ganz unerhörter Rüstung auf: Schelling, Novalis, die Schlegels, Görres, Steffens und Tieck. Schelling mit seiner kleinen Schrift über das akademische Studium, worin er den geheimnißvollen Zusammenhang in den Erscheinungen der Natur sowie in den Wissenschaften andeutete, warf den ersten Feuerbrand in die Jugend; gleich darauf suchten andere diese pulsierende Weltseele in den einzelnen Doktrinen nachzuweisen: Werner in der Geologie, Creuzer im Altertum und dessen Götterlehre, Novalis in der Poesie. Es war, als sei überall, ohne Verabredung und sichtbaren Verein, eine Verschwörung der Gelehrten ausgebrochen, die auf einmal eine ganz neue wunderbare Welt aufdeckte.

Am auffallendsten wohl zeigte sich die Verwirrung, welche diese plötzliche Revolution anrichtete, auf der damals frequentesten Universität: in Halle, weil dort das heterogenste Material auch den entschiedensten Kampf provozierte. Hier trennte sich alles in zwei Hauptlager: in das stabile der Halbinvaliden und das bewegliche des neuen Freikorps, während das letztere wieder in mehrere verschiedenartige Gruppen zerfiel, welche aber von der Jugend, die noch nicht so ängstlich sondert, unter den Begriff der Romantiker zusammengefaßt wurden. An der Spitze der Romantiker stand Steffens. Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend, so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinirte, als wirklich nachwies. Am unmittelbarsten mußte diese Naturphilosophie begreiflicher Weise die Mediziner berühren, unter denen die besseren Köpfe sich jetzt von der bisherigen Empirie zu dem ritterlichen Keil und zu



Groriep wandten, die überall auf das geheimnißvolle Walten höherer Naturkräfte hindeuteten. — Eine andere Gruppe wieder bildeten die jungen Theologen, welche sich um Schleiermacher scharten. Dieser merkwürdig komponierte Geist schien, seiner ursprünglichen stachelichten Anlage nach, zum Antipoden der Romantik geeignet; und doch hielt er wacker zu ihr und hat auf demselben platonischen Wege der Theologie, die damals zum Theil in toten Formeln, zum Theil in fader Erfahrungsseelenlehre sich erging, wieder Gemüt erobert; eine Art von geharnishtem Pietismus, der mit scharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. — Am entferntesten wären vielleicht die Philologen geblieben, hätte nicht Wolf, obgleich persönlich nichts weniger als Romantiker, hier wider Wissen und Willen die Vermittlung übernommen durch den divinatorischen Geist, womit er das ganze Altertum wieder lebendig zu machen wußte, sowie durch eine geniale Humoristik und den schneidenden Witz, mit dem der stets Streitlustige gegen Schütz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalsamieren fortfuhren, fast in dramatischer Weise beständig zu Felde lag. — Zwischen diese Gruppen klemmte sich endlich noch eine ganz besondere Spezies von Philosophen herein, die den unmöglichen Versuch machte, die Kantsche Lehre ins Romantische zu übersetzen. Hierher gehörte Professor Kayßler, ein ehemaliger katholischer Priester, der geheiratet und nun, gleichsam zur Rechtfertigung dieses abenteuerlichen Schrittes, sich eine noch abenteuerlichere Philosophie erfunden hatte. Er hatte es indes als doppelter Renegat mit den Kantianern wie mit den Romantikern verdorben; seine trockenen, abstrusen Vorträge fanden fast nur unter seinen schlesischen Landsleuten geringen Anklang, und wir wollten ihn hier bloß nennen, um das Bild der damaligen elementarischen Gärung möglichst zu vervollständigen. — Gegenüber allen diesen neuen Bestrebungen lag aber die breite schwere Masse der Kantschen Orthodoxen und der Stockjuristen, sämtlich von dem wohlfeilen Kunststück vornehmen Ignorierens fleißig Ge-

brauch machend; unter den letzteren einerseits Schmalz, der nachherige Geheimrat der Demagogenjäger, der die Kantische Philosophie, die er vor kurzem sich in Königsberg geholt, auf seine faselige Weise elegant zu machen suchte; andererseits Dabelow, König, Voltaer und andere, die von der Philosophie überhaupt nichts wußten.

Übrigens stand Halle, so unfreundlich auch die Stadt und ein großer Teil ihrer Umgebung ist, in jener Zeit noch in mancherlei lokalem Rapport mit der romantischen Stimmung. Der nahe Gibichenstein mit seiner Burgruine, an die sich die Sage von Ludwig dem Springer knüpft, war damals noch nicht modern englisiert und eingehegt wie jetzt, und bot in seiner verwilderten Einsamkeit eine ganz artige Werkstatt für ein junges Dichterherz. Wer als Jüngling von dieser Höhe hinabgeblickt und sie im Alter nach vielen Jahren wieder sieht, dem wird vielleicht dabei ungefähr zumute sein wie dem Autor nachstehenden Liedchens:

Da steht eine Burg überm Tale  
Und schaut in den Strom hinein.  
Das ist die fröhliche Saale,  
Das ist der Gibichenstein.

Da hab' ich so oft gestanden,  
Es blühten Täler und Höhn,  
Und seitdem in allen Landen  
Sah ich nimmer die Welt so schön!

Durchs Grün da Gefänge schallten,  
Von Rossen, zu Lust und Streit,  
Schauten viel schlanke Gestalten  
Gleichwie in der Ritterzeit.

Wir waren die fahrenden Ritter,  
Eine Burg war noch jedes Haus,  
Es schaute durchs Blumengitter  
Manch schönes Fräulein heraus.



Das Fräulein ist alt geworden,  
Und unter Philistern umher  
Zerstreut ist der Ritterorden,  
Kennt keiner den andern mehr.

Auf dem verfallenen Schlosse,  
Wie der Burggeist, halb im Traum,  
Steh' ich jetzt ohne Genossen  
Und kenne die Gegend kaum.

Und Lieder und Lust und Schmerzen,  
Wie liegen sie nun so weit —  
O Jugend, wie tut im Herzen  
Mir deine Schönheit so leid!

Völlig mystisch dagegen erschien gar vielen der am Giebichenstein belegene Reichhardsche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Goethesche Lieder komponierte, die andere sogar Steffens' Braut war. Dort aus den geheimnisvollen Bosketts schallten oft in lauen Sommernächten, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Gitarrenklänge herüber; und wie mancher junge Poet blickte da vergeblich durch das Gittertor oder saß auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen die halbe Nacht, künftige Romane vorausträumend. — Nicht allzufern davon aber, um auch in dieser Beziehung die Gegensätze zu vervollständigen, bewohnte Lafontaine ein idyllisches Landhaus. Man erzählte von ihm, daß er selbst an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten schuld sei, daß ihn vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange gleichsam eingesperrt hielten, bis er einen neuen dicken Roman fertig gemacht; was er denn, um nur wieder freizukommen, jedesmal mit unglaublicher Geschwindigkeit besorgt habe. Und hiermit stimmte in der That auch seine ganze äußere Erscheinung. Es war ein bequemer, freundlicher, lebensfroher Mann, der jetzt, da die Zeit seine Sentimentalität quiesziert hatte, sich getrost auf das Übersetzen alter



Klassiker verlegte und wie ein harmloser Revenant unter der verwandelten Generation umherging.

Von nicht geringer Bedeutsamkeit war auch die Nähe von Lauchstädt, wo die Weimarschen Schauspieler während der Badesaison Vorstellungen gaben. Diese Truppe war damals in der That ein merkwürdiges Phänomen und hatte unter Goethes und Schillers persönlicher Leitung wirklich erreicht, was späterhin andere, zum Beispiel Immermann in Düsseldorf, vergeblich anstrebten, nämlich das Theater zu einer höheren Kunstanstalt und poetischen Schule des Publikums emporzuheben. Sie hatten allerdings, und wir möchten fast hinzufügen: glücklicherweise, keine eminent hervorragenden Talente, die durch das Hervortreten einer übermächtigen Persönlichkeit so oft die Harmonie des Ganzen mehr stören als fördern, gleichwie die sogenannten schönen Stellen noch lange kein Gedicht machen. Aber sie hatten, was damals überall fehlte, ein künstlerisches Zusammenspiel. Denn eben jener höhere Aufschwung der waltenden Intentionen hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und schloß das Gemeine oder Mittelmäßige von selbst aus; jeder hatte ein intimeres Verständnis seiner Kunst und seiner jedesmaligen Aufgabe und ging daher mit Lust und Begeisterung ans Werk. Und so durften sie wagen, was den berühmtesten Hoftheatern bei unverhältnismäßig größeren Kräften damals noch gar nicht in den Sinn kam. Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebueaden und Iffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Marcos und den Jon der Schlegel, Brentanos Ponce de Leon usw. — Man kann leicht denken, wie sehr dieses Verfahren gerade das empfänglichste und dankbarste Publikum der Studenten enthusiasmieren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens schon, gleich Götterboten, nach Halle herüber und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbulle-

tins, beim „Ruchenprofessor“ eifrigst studiert. War nun eines jener literarischen Meteore oder ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Kabrioletts, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gäulen und umgeworfenen Wagen vergleichbar; niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Goethe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten. Und außerdem gab es dort auch vor und nach der Theatervorstellung in der großen Promenade noch eine kleine Weltkomödie, in welcher, wenigstens in den Augen der jüngeren Damen, die Studenten selbst die Heldenrollen spielten. Diese fühlten sich hier überhaupt wahrhaft als Musensöhne, es war ihnen zumute, als sei dies alles eigentlich nur ihretwegen veranstaltet; und sie hatten im Grunde recht, da sie vor allen andern das rechte Herz dazu mitbrachten.

Dieses althallische Leben aber wurde im Jahre 1806 beim Zusammensturz der preussischen Monarchie unter ihren Trümmern mitbegraben. Die Studenten hatten unzweideutig Miene gemacht, sich in ein bewaffnetes Greifcorps zusammenzutun. Napoleon, dem hier zum ersten Male ein Symptom ernsteren Volkswillens gleichsam prophetisch warnend entgegentrat, hob daher zornentbrannt die Universität auf, die Studenten wurden mit unerhörtem Vandalismus plötzlich und unter großem Wehgeschrei der Bürger nach allen Weltgegenden auseinander getrieben und mußten, ausgeplündert und zum Theil selbst der nötigen Kleidungsstücke beraubt, sich einzeln nach Hause betteln. — Wunderbarer Gang der Weltgerichte! Dieselben vom übermütigen Sieger in den Staub getretenen Jünglinge sollten einst siegreich in Paris einziehen.



Der Geist einer bestimmten Bildungsphase läßt sich nicht aufheben wie eine Universität. Was wir vorhin als das Charakteristische jener Periode bezeichnet: die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa war keineswegs auf Halle beschränkt, sondern ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäb' es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Kommentars zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat gerade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüßlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weis sagend, mahnend und züchtigend,



auch darin den Propheten vergleichbar, daß das „Steiniget ihn!“ häufig genug über ihm ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongresssälen der politischen Weltweisen das Menetekel kühn an die Wand geschrieben und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimatlos umherirrend. — Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effekts verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und wieder; es war wie ein prächtiges, nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue, ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig, weckend und zündend fürs ganze Leben.

Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Klemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im „Faulpelz“, einer ehrbaren, aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen lustigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige, mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die wie Goethe ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem

Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Arnim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: „Ach im Arm ihm“ ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Klemens schrieb: „Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweitenmal.“ — Das letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung, sagen. Während Arnims Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktiert aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Toren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen, und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlischen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder oft aus dem Stegreif zur Gitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klausur, wo die



Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplachte.

Das nächste Resultat dieser Abende war die Einsiedlerzeitung, welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner und anderen. Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuerzeichen vollkommen erfüllt. Ubrigens standen ihre Verfasser in der That einsiedlerisch genug über dem großen Treiben, und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen Produzenten der Romantiker waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxurieren ansing, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlauts zurückzuweisen. In diesem Sinne sammelten sie selbst auf ihren Fahrten und durch gleichgestimmte Studenten überall die halbverschollenen Volkslieder für „des Knaben Wunderhorn“, das, wie einst Herders „Stimmen der Völker“, durch ganz Deutschland einen erfrischenden Klang gab.

Auch Kreuzer lebte damals in Heidelberg und gehörte, wiewohl dem genannten Triumvirat persönlich ziemlich fern=



stehend, durch seine Bestrebungen diesem Kreise an. Seine mystische Lehre hat, zum Beispiel später in Lobeck, sehr tüchtige Gegner gefunden, und wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die phantastische Weise, womit er die alte Götterlehre als ein bloßes Symbolum christlich umzudeuten sucht, gar oft an den mittelalterlichen Neuplatonismus erinnert und am Ende zu einer gänzlichen Auflösung des Altertums führt. Allein in Kriegszeiten bedarf ein grober Feind auch eines gewaltsamen Gegenstoßes. Erwägt man, wie geistlos dazumal die Mythologie als ein bloßes Schulpensum getrieben wurde, so wird man Kreuzers Tat billigerweise wenigstens als eine sehr zeitgemäße und heilsame Aufregung anerkennen müssen. — Noch zwei andere, höchst verschiedene Heidelberger Zeitgenossen dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen: Thibaut und Gries. In solchen Übergangsperioden ist die sanguinische Jugend gern bereit, den Spruch: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns“ gelegentlich auch umzukehren und jeden für den ihrigen zu nehmen, der nicht zum Gegenpart hält; und in dieser Lage befand sich Thibaut. Schon seine äußere Erscheinung mit den lang herabwallenden, damals noch dunklen Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der eingeborene Widerwillen gegen alles Kleinliche und Gemeine unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntnis von der Musik der alten tiefsinnigen Meister berührte er in der That den Kreis der Romantiker. — Bei weitem unmittelbarer indes wirkte Gries. Wilhelm Schlegel hatte soeben durch das dicke Gewölk verjährter Vorurteile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Übersetzungen von Ariost, Tasso und Calderons Schauspielen treffen, ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit, überall den eigentümlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren sich unsere jünge-

ren Poeten noch bis heute erfreuen. Auch war Gries sehr geeignet, für den Ritt in das alte romantische Land Proselyten zu machen. Er verkehrte gern und viel mit den Studenten, die Abendtafel im Gasthose zum Prinzen Karl war sein Katheder, und es war, da er sehr schwerhörig, oft wahrhaft komisch, wie da die leichten Scherze und Witze gleichsam aus der Trompete gestossen wurden, so daß die heitere Konversation sich nicht selten wie ein heftiges Gezänke ausnahm.

Man sieht, die Romantik war dort reich vertreten. Allein sie hatte auch damals schon ihren sehr bedenklichen Afterskultus. Graf von Löben war in Heidelberg der Hohepriester dieser Winkelfirche. Der alte Goethe soll ihn einst den vorzüglichsten Dichter jener Zeit genannt haben. Und in der That, er besaß eine ganz unglaubliche Formengewandtheit und alles äußere Rüstzeug des Dichters, aber nicht die Kraft, es gehörig zu brauchen und zu schwingen. Er hatte ein durchaus weibliches Gemüt mit unendlich feinem Gefühl für den salonmäßigen Anstand der Poesie, eine überzarte, empfängliche Weichheit, die nichts Schönes selbständig gestaltete, sondern von allem Schönen wechselnd umgestaltet wurde. So durchwandelte er in seiner kurzen Lebenszeit ziemlich fast alle Zonen und Regionen der Romantik; — bald erschien er als begeisterungswütiger Seher, bald als arkadischer Schäfer, dann plötzlich wieder als asketischer Mönch, ohne sich jemals ein eigentümliches Revier schaffen zu können. In Heidelberg war er gerade „Isidorus Orientalis“ und novallisierte, nur leider ohne den Tiefsinn und den dichterischen Verstand von Novalis. In dieser Periode entstand sein frühester Roman „Guido“ sowie die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgrims“; jener durch seine mystische Uberschwenglichkeit, diese durch ein unkatholisches Katholisieren, ganz wider Wissen und Willen, die erstaunlichste Karikatur der Romantik darstellend.

Er hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten; aber die Gemeinde dieser Gleichgestimmten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutsch-



land verbreitet. Es wäre eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, jenes wunderliche Gewirr von Talent und Pöbel, Lüge und Wahrheit mit wenigen Worten in einen Begriff zusammenzufassen; und doch ist dieses Treiben insofern von literarhistorischer Wichtigkeit, als dasselbe den schmählichen Verfall der Romantik vorzüglich verschuldet hat. Es sei uns daher lieber vergönnt, aus unserer frühesten Schrift (Ahnung und Gegenwart) die aus dem Leben gegriffene Darstellung der damaligen Salonwirtschaft hier einzuschalten, da sie, obgleich erfunden und doch vielleicht unmittelbarer als eine Definition, in den Birkel einführen dürfte.

Es ist nämlich dort von einer Soiree in der Residenz die Rede, wobei die Gesellschaft über die soeben beendigte Darstellung eines lebenden Bildes in große Bewegung geraten. „Mitten in dieser Entzückung fiel der Vorhang plötzlich wieder, das Ganze verdeckend, herab, der Kronleuchter wurde heruntergelassen, und ein schnatterndes Gewühl und Lachen erfüllte auf einmal wieder den Saal. Der größte Teil der Gesellschaft brach nun von allen Sitzen auf und zerstreute sich. Nur ein kleiner Teil von Ausgewählten blieb im Saale zurück. Graf Friedrich (der Held des Romans) wurde währenddessen vom Minister, der auch zugegen war, bemerkt und sogleich der Frau vom Hause vorgestellt. Es war eine fast durchsichtig schlanke, schwächliche Gestalt, gleichsam im Nachsommer ihrer Blüte und Schönheit. Sie bat ihn mit so überaus sanften, leisen, lispelnden Worten, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen, ihre künstlerischen ‚Abendandachten‘, wie sie sich ausdrückte, mit seiner Gegenwart zu beehren, und sah ihn dabei mit blinzelnenden, fast zugeführten Augen an, von denen es zweifelhaft war, ob sie ausforschend, gelehrt, sanft, verliebt oder nur interessant sein sollten.

Die Gesellschaft zog sich nun in eine kleinere Stube zusammen. Die Zimmer waren durchaus prachtvoll und im neuesten Geschmacke dekoriert, nur hin und wieder bemerkte man einige auffallende Besonderheiten und Nachlässigkeiten, unsymmetrische Spiegel, Gitarren, aufgeschlagene



Musikalien und Bücher, die auf den Ottomanen zerstreut umherlagen. Friedrich kam es vor, als hätte es der Frau von Hause vorher einige Stunden mühsamen Studiums gekostet, um in das Ganze eine gewisse unordentliche Genialität hineinzubringen.

Es hatte sich unterdes ein niedliches, etwa zehnjähriges Mädchen eingefunden, das in einer reizenden Kleidung mit langen Beinkleidern und kurzem schleiernem Röckchen darüber fest im Zimmer herumsprang. Es war die Tochter vom Hause. Ein Herr aus der Gesellschaft reichte ihr ein Tamburin, das in einer Ecke auf dem Fußboden gelegen hatte. Alle schlossen bald einen Kreis um sie, und das zierliche Mädchen tanzte mit einer wirklich bewunderungswürdigen Anmut und Geschicklichkeit, während sie das Tamburin auf mannigfache Weise schwang und berührte und ein niedliches italienisches Liedchen dazu sang. Jeder war begeistert, erschöpfte sich in Lobsprüchen und wünschte der Mutter Glück, die sehr zufrieden lächelte. Nur Friedrich schwieg still. Denn einmal war ihm schon die moderne Knabentracht bei Mädchen zuwider, ganz abscheulich aber war ihm diese gottlose Art, unschuldige Kinder durch Eitelkeit zu dressieren. Er fühlte vielmehr ein tiefes Mitleid mit der schönen kleinen Bajadere. Sein Arger und das Lobpreisen der anderen stieg, als nachher das Wunderkind sich unter die Gesellschaft mischte, nach allen Seiten hin in fertigem Französisch schnippische Antworten erteilte, die eine Klugheit weit über ihr Alter zeigten, und überhaupt jede Unart als genial genommen wurde.

Die Damen, welche sämtlich sehr ästhetische Mienen machten, setzten sich darauf nebst mehreren Herren unter dem Vorsitz der Frau vom Hause, die mit vieler Grazie den Tee einzuschenken wußte, förmlich in Schlachtordnung und fingen an, von Ohrenschmäusen zu reden. Der Minister entfernte sich in die Nebenküche, um zu spielen. — Friedrich erstaunte, wie diese Weiber geläufig mit den neuesten Erscheinungen der Literatur umzuspringen wußten, von denen er selber

manche kaum dem Namen nach kannte; wie leicht sie mit Namen herumwarfen, die er nie ohne heilige tiefe Ehrfurcht auszusprechen gewohnt war. Unter ihnen schien besonders ein junger Mann mit einer verachtenden Miene in einem gewissen Glauben und Ansehen zu stehen. Die Frauenzimmer sahen ihn beständig an, wenn es darauf ankam, ein Urtheil zu sagen, und suchten in seinem Gesichte seinen Beifall oder Tadel im voraus herauszulesen, um sich nicht etwa mit etwas Abgeschmacktem zu prostituieren. Er hatte viele genialische Reisen gemacht, in den meisten Hauptstädten auf seine eigene Faust Ball gespielt, Kozebue einmal in einer Gesellschaft in den Sack gesprochen, fast mit allen berühmten Schriftstellern zu Mittag gegessen oder kleine Fußreisen gemacht. Ubrigens gehörte er eigentlich zu keiner Partei, er übersah alle weit und belächelte die entgegengesetzten Gesinnungen und Bestrebungen, den eifrigen Streit unter den Philosophen oder Dichtern: er war sich der Lichtpunkt dieser verschiedenen Reflexe. Seine Urtheile waren alle nur wie zum Spiele flüchtig hingeworfen mit einem nachlässig mystischen Anstrich, und die Frauenzimmer erstaunten nicht über das, was er sagte, sondern was er, in der Überzeugung, nicht verstanden zu werden, zu verschweigen schien.

Wenn dieser heimlich die Meinung zu registern schien, so führte dagegen ein anderer fast einzig das hohe Wort. Es war ein junger voller Mensch mit strotzender Gesundheit, ein Antlitz, das vor wohlbehaglicher Selbstgefälligkeit glänzte und strahlte. Er wußte für jedes Ding ein hohes Schwungwort, lobte und tadelte ohne Maß und sprach hastig mit einer durchdringenden gellenden Stimme. Er schien ein wütend Begeisterter von Profession und ließ sich von den Frauenzimmern, denen er sehr gewogen schien, gern den heiligen Thyrfußschwinger nennen. Es fehlte ihm dabei nicht an einer gewissen schlaun Miene, womit er niedrigere, nicht so saftige Naturen seiner Ironie preiszugeben pflegte. Friedrich wußte gar nicht, wohin dieser während seiner Deklamationen so viel Liebesblicke verschwende, bis er endlich



ihm gerade gegenüber einen großen Wandspiegel entdeckte. Der Begeisterte ließ sich übrigens nicht lange bitten, etwas von seinen Poesien mitzuteilen. Er las eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein mit angestrengtester Hefigkeit vor und schloß mit solchem Schrei und Nachdruck, daß er ganz blau im Gesicht wurde. Die Damen waren ganz außer sich über die heroische Kraft des Gedichts sowie des Vortrags.

Ein anderer junger Dichter von mehr schmachtem Ansehen, der neben der Frau vom Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, lobte zwar auch mit, warf aber dabei einige durchbohrende neidische Blicke auf den vom Lesen erschöpften Begeisterten. Überhaupt war dieser Friedrich schon vom Anfang an durch seinen großen Unterschied von jenen beiden Fausenmachern aufgefallen. Er hatte sich während der ganzen Zeit, ohne sich um die Verhandlungen der andern zu bekümmern, ausschließlich mit der Frau vom Hause unterhalten, mit der er eine Seele zu sein schien, wie man von dem süßen zugespitzten Munde beider abnehmen konnte, und Friedrich hörte nur manchmal einzelne Laute, wie: „mein ganzes Leben wird zum Roman“ — „überschwengliches Gemüt“ — „Priesterleben“ — herüberschallen. Endlich zog auch dieser ein ungeheures Paket aus der Tasche und begann vorzulesen, unter anderen folgendes Affonanzenlied:

Hat nun Lenz die silbern'n Bronnen  
Losgebunden:

Knie' ich nieder, süßbekommen,  
In die Wunder.

Himmelreich, so kommt geschwommen  
Auf die Wunden,

Hast du einzig mich erkoren  
Zu den Wundern?

In die Ferne süß verloren  
Lieder fluten,



Daß sie, rückwärts sanft erschollen,  
Bringen Kunde.

Was die andern sorgen, wollen,  
Ist mir dunkel,  
Mir will ew'ger Durst nur frommen  
Nach dem Durste.

Was ich liebte und vernommen,  
Was geklungen,  
Ist den eignen tiefen Wonnen  
Selig Wunder!

Er las noch einen Haufen Sonette mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit. Keinem derselben fehlte es an irgendeinem wirklich aufrichtigen kleinen Gefühlein, an großen Ausdrücken und lieblichen Bildern. Alle hatten einen einzigen, bis ins Unendliche breit auseinander geschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie; aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesien in ihrer durchaus polierten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit wie der fade unerquickliche Teedampf, die zierliche Teekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische wie der Opferaltar dieser Musen vor. — Es ist aber eigentlich nichts künstlicher und lustiger als die Unterhaltung einer solchen Gesellschaft. Was das Ganze noch so leidlich zusammenhält, sind tausend feine, fast unsichtbare Fäden von Eitelkeit, Lob und Gegenlob usw., und sie nennen es dann gar zu gern ein Liebesnetz. Arbeitet aber unverhofft einmal einer, der davon nichts weiß, tüchtig darin herum, so geht die ganze Spinnewebe von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde auseinander.

So hatte auch heute Friedrich den ganzen Tee versalzen. Keiner konnte das künstlerische Weberschiffchen, das sonst fein im Takte so zarte ästhetische Abende wob, wieder recht

in Gang bringen. Die meisten wurden mißlaunisch, keiner konnte oder mochte, wie beim babylonischen Baue, des andern Wortgepräng verstehen, und so beleidigte einer den andern in der gänzlichen Verwirrung. Mehrere Herren nahmen endlich unwillig Abschied, die Gesellschaft wurde kleiner und vereinzelter. Die Damen gruppierten sich hin und wieder auf den Ottomanen in malerischen und ziemlich unanständigen Stellungen. Friedrich bemerkte bald ein heimliches Verständniß zwischen der Frau vom Hause und dem Schmachttenden. Doch glaubte er zugleich an ihr ein feines Liebäugeln zu entdecken, das ihm selber zu gelten schien. Er fand sie überhaupt viel schlauer, als man anfänglich ihrer lispelnden Sanftmut hätte zutrauen mögen; sie schien ihren schmachttenden Liebhaber bei weitem zu übersehen und selber nicht so viel von ihm zu halten, als sie vorgab und er aus ganzer Seele glaubte."

Als aber Friedrich späterhin, noch ganz entrüstet, dieses Abenteuer einem Freunde erzählt, erwidert dieser: „Ich kann dir im Gegentheil versichern, daß ich nicht bald so lustig war als an jenem Abende, da ich zum ersten Male in diese Teetaufe oder Traufe geriet. Aller Augen waren prüfend und in erwartungsvoller Stille auf mich neuen Jünger gerichtet. Da ich die ganze heilige Synode, gleich den Freimaurern mit Schurz und Kelle, so feierlich im poetischen Ornate darsitzen sah, konnte ich mich nicht enthalten, despektierlich von der Poesie zu sprechen und mit unermüdlichem Eifer ein Gespräch von der Landwirtschaft, von Runkelrüben usw. anzuspinnen, so daß die Damen wie über den Dampf von Ruhmist die Nasen rümpften und mich bald für verloren hielten. Mit dem Schmachttenden unterhielt ich mich besonders viel. Er ist ein guter Kerl, aber er hat keine Mannesmuskel im Leibe. Ich weiß nicht, was er gerade damals für eine fixe Idee von der Dichtkunst im Kopfe hatte, aber er las ein Gedicht vor, wovon ich trotz der größten Anstrengung nichts verstand und wobei mir unaufhörlich des simplizianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepränge im Sinne lag. Denn es waren deutsche Worte, spanische Konstruktionen, welsche Bil-



der, altdeutsche Redensarten, doch alles mit überaus feinem Firnis von Sanftmut verschmiert. Ich gab ihm ernsthaft den Rat, alle Morgen gepfefferten Schnaps zu nehmen, denn der ewige Nektar erschlasse nur den Magen, worüber er sich entrüstet von mir wandte. — Mit dem vom Hochmuts- teufel besessenen Dithyrambisten aber bestand ich den schönsten Strauß. Er hatte mit pfiffiger Miene alle Segel seines Witzes aufgespannt und kam mit vollem Winde der Eitelkeit auf mich losgefahren, um mich Unpoetischen vor den Augen der Damen in den Grund zu bugsieren. Um mich zu retten, fing ich zum Beweise meiner poetischen Belesenheit an, aus Shakespeares ‚Was ihr wollt‘, wo Junker Tobias den Malvolio peinigt, zu rezitieren. ‚Und besäße ihn eine Legion selbst, so will ich ihn doch anreden.‘ Er stutzte und fragte mich mit herablassender Genügsamkeit und kniffigem Gesichte, ob vielleicht gar Shakespeare mein Lieblingsautor sei. Ich ließ mich aber nicht stören, sondern fuhr mit Junker Tobias fort: ‚Ei Freund, leistet dem Teufel Widerstand, er ist der Erbfeind der Menschenkinder.‘ Er fing nun an, sehr salbungsvolle genialische Worte über Shakespeare ergehen zu lassen; ich aber, da ich ihn sich so aufblasen sah, sagte weiter: ‚Sanftmütig, sanftmütig! Ei, was machst du, mein Täubchen? Wie geht's, mein Puthühnchen? Ei, sieh doch, komm, tuck tuck!‘ — Er schien nun mit Malvolio zu bemerken, daß er nicht in meine Sphäre gehöre, und kehrte sich mit einem unsäglich stolzen Blicke, wie von einem unerhört Tollen, von mir. Das Schlimmste war aber nun, daß ich dadurch demaskiert war, ich konnte nicht länger für einen Ignoranten gelten; und die Frauenzimmer merkten dies nicht sobald, als sie mit allerhand Phrasen, die sie da und dort ernascht, über mich herfielen. In der Angst fing ich daher nun an, wütend mit gelehrten Redensarten und poetischen Paradoxen nach allen Seiten um mich herumzuwerfen, bis sie mich, ich sie und ich mich selber nicht mehr verstand und alles verwirrt wurde. Seit dieser Zeit haßt mich der ganze Zirkel und hat mich als eine Pest der Poesie förmlich exkommuniziert.“



Es ist sehr begreiflich, daß dieses prätentiose Unwesen von den Gedankenlosen und Schwachmütigen für die wirkliche Romantik gehalten, von den Hämischen aber gern benutzt wurde, den neuen Aufschwung überhaupt zu verkehren. Vergebens verspottete Tieck selbst in den wenigen Nummern seines „Poetischen Journals“ jene falsche Romantik, vergebens zogen Arnim und Görres mitten durch den Lärm neue leuchtende Bahnen; das Gekläff der Wächter des guten Geschmacks, die den Mond anbellen und bei Musik heulen, war einmal unaufhaltsam erwacht. Es erschien ein „Kling-Fling-Almanach“, der die Lyrik der Romantiker parodisch lächerlich machen sollte, aber durch ein stupides Mißverständnis des Parodierten nur sich selbst blamierte. Der Däne Baggesen schrieb einen „Faust“, eine Komödie, worin Fichte, Schelling, Schlegel und Tieck die lächerlichen Personen spielen; an Witlosigkeit, Bosheit und Langweiligkeit etwa Nicolais „Werthers Leiden“ vergleichbar. Garlieb Merkel endlich trommelte in seinem „Freimütigen“ ein wahres Falstaffheer zusammen, allerdings freimütig genug, denn die armutselige Gemeinheit lag ganz offen zutage. In Heidelberg selbst aber saß der alte Boß, der sich bereits überlebt hatte und darüber ganz grämlich geworden war. Mitten in dem staubigen Gewebe seiner Gelehrsamkeit lauerte er wie eine ungesellige Spinne, tückisch auf alles Junge und Neue zufahrend, das sich unvorsichtig dem Gespinnste zu nähern unterfang. Besonders waren ihm, neben dem Katholizismus, die Sonette verhaßt. Daher konnte Arnim, obgleich er anfangs aus großmütiger Pietät mit dem vereinsamten Greise friedlich zu verkehren suchte, dennoch zuletzt nicht umhin, ihm zu Ehren in der Einsiedlerzeitung in hundert Sonetten den Kampf des Sonetts mit dem alten Drachen zu beschreiben.

Und auf ähnliche Weise hatte sich die Romantik überhaupt ihren Gegnern gegenübergestellt, indem sie — wie in Tiecks „Verkehrter Welt“, im „Zerbino“ und „Gestiefelten Kater“, in Schlegels „Triumphpforte für den Theaterpräsidenten Roßebue“, in Mahlmanns „Hussiten vor Naum-

burg" — jenes hämische Treiben heiter als bloßes Material nahm und humoristisch der Poesie selbst dienstbar zu machen wußte.

Aber die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Ge-  
samtlebens, wie sie Novalis angekündigt hat; und was man  
später die romantische Schule nannte, war eben nur ein lite-  
rarisch abgesonderter Zweig des schon kränkenden Baumes.  
Ihre ursprünglichen Intentionen, alles Irdische auf ein Höhe-  
res, das Diesseits auf ein größeres Jenseits zu beziehen,  
mußten daher insbesondere auch das ganze Gebiet der Kunst  
gleichmäßig umfassen und durchdringen. Die Revolution,  
die sie in der Poesie bewirkt, ist schon zu vielfach besprochen,  
um hier noch besonders erörtert zu werden. Der Malerei  
vindizierte sie die Schönheit der Religion als höchste Auf-  
gabe und begründete durch deutsche Jünglinge in Rom die  
bekannte Malerschule, deren Führer Overbeck, Philipp Veit  
und Cornelius waren. Derselbe ernstere Sinn führte die  
Tonkunst vom frivolen Sinnenkitzel zur Kirche, zu den alt-  
italienischen Meistern, zu Sebastian Bach, Gluck und Hän-  
del zurück; er weckte auch in der Profanmusik das geheim-  
nisvolle wunderbare Lied, das verborgen in allen Dingen  
schlummert, und Mozart, Beethoven und Karl Maria von  
Weber sind echte Romantiker. Die Baukunst endlich, diese  
hieroglyphische Lapidarschrift der wechselnden Nationalbil-  
dung, war gerade in das allgemeine Stadium der damaligen  
Literatur mit eingerückt: kaserniertes Bürgerwohl mit heid-  
nischen Substruktionen, die Antike im Schlafrock des häus-  
lichen Familienglücks. Da erfaßte plötzlich die erstaunten  
Deutschen wieder eine Ahnung von der Schönheit und sym-  
bolischen Bedeutung ihrer alten Bauwerke, an denen sie so  
lange gleichgültig vorübergegangen. Der junge Goethe hatte  
zuerst vom Straßburger Münster den neuen Tag ausgerufen,  
sich aber leider dabei so bedeutend überschrien, daß er seit-  
dem ziemlich heiser blieb. Besonnener und gründlicher wies  
Sulpice Boisseree auf den Riesengeist des Kölner Domes



hin, der bekanntlich noch bis heut sein mühseliges Auferstehungsfest feiert. — Das augenfälligste Bild dieser Umwandlung aber gibt die Geschichte der Marienburg, des Haupthauses des Deutschen Ritterordens in Preußen. Dieser merkwürdige Bau hatte nicht einmal die Genugthuung, in malerische Trümmer zerfallen zu dürfen, er wurde methodisch für den neuen Orden der Industrieritter verstümmelt und zugerichtet. Die kühnen Gewölbe wurden mit unsäglichlicher Mühe eingeschlagen, in den hohen lustigen Sälen drei niedrige Stockwerke schmutziger Weberwerkstätten eingefleht; ja, um den letzten Prachtgiebel des Schlosses waren bereits die Stricke geschlungen, um ihn niederzureißen, als ein Romantiker, Max von Schenkendorf, ganz unerwartet in einer vielgelesenen Zeitschrift Protest einlegte gegen diesen modernen Vandalismus, den der damalige Minister von Schrötter, ein sonst geistvoller und für alles Große empfänglicher Mann, im Namen der Aufklärung als ein löblich Unternehmen trieb. Jetzt veränderte sich plötzlich die Szene. Schrötter, da er seinen wohlgemeinten Mißverstand begriff, hieß, fast erschrocken darüber, sofort alle weitere Zerstörung einstellen, die Weber wurden ausgetrieben, Künstler, Altertumsfreunde und Techniker stiegen verwundert in den räthselhaft gewordenen Bau hinab, wie in einem Bergwerke dort ein Fenster, hier einen verborgnen Gang oder Remter entdeckend, und je mehr allmählich von der alten Pracht zutage kam, je mehr wuchs, erst in der Provinz, dann in immer weiteren Kreisen der Enthusiasmus und erweckte, soviel davon noch zu retten war, das wunderbare Bauwerk aus seinem jahrhundertelangen Zauberschlaf.

Ein ähnliches Bewandtnis beinah hatte es mit dem Einfluß der Romantik auf die religiöse Stimmung der Jugend, indem sie gleichfalls den halbvergesenen Wunderbau der alten Kirche aus seinem Schutte wieder emporzuheben strebte. Allein was dort genügte, konnte hier unmöglich ausreichen, denn die Romantiker, wenn wir Novalis, Görres und Friedrich Schlegel ausnehmen, taten es nicht um der Religion,



sondern um der Kunst willen, für die ihnen der Protestantismus allzu geringe Ausbeute bot; ein Grundthema, das in „Sternbalds Wanderungen“, in Tiecks „Phantasien“ und in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ durch die ganze Klaviatur der Künste hindurch auf das anmutigste variiert ist. Wir wollen daher auf die Konversion einiger, durch die Musik, die Pracht des äußeren Gottesdienstes und dergleichen mehr bekehrter protestantischer Jünglinge keineswegs ein besonderes Gewicht legen. Der ganze Hergang aber erinnert lebhaft an Schillers Grundsatz von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts; wir meinen die indirekte Macht, welche diese katholisierende Ästhetik auf die katholische Jugend selber ausgeübt. Es ist nicht zu leugnen, ein großer Teil dieser fast überall protestantisch geschulten Jugend ist in der That durch die Vorhalle der Romantik zur Kirche zurückgekehrt. Die katholischen Studenten, die überhaupt etwas wollten und konnten, erstaunten nicht wenig, als sie in jenen Schriften auf einmal die Schönheit ihrer Religion erkannten, die sie bisher nur geschmäht oder mitleidig belächelt gesehen. Der Widerspruch, in den sie durch diese Entdeckung mit der gemeinen Menge gerieten, entzündete ihren Eifer, voll Begeisterung brachten sie die altneue Lehre von der Universität mit nach Hause, ja sie kokettierten zum Teil damit in der Philisterwelt, wo man über die jungen Zeloten verwundert den Kopf schüttelte; mit einem Wort: das Katholische wurde förmlich Mode. Die Mode ging nach Art aller Moden bald vorüber, aber der einmal angeschlagene Ton blieb und hallte in immer weiteren Kreisen nach, und daraus entstand im Verlauf der immer ernster werdenden Zeiten endlich wieder eine starke katholische Gesinnung, die der Romantik nicht mehr bedarf.

\*

So war die Romantik bei ihrem Aufgange ein Frühlingshauch, der alle verborgenen Keime belebte, eine schöne Zeit des Erwachens, der Erwartung und Verheißung. Allein sie hat die Verheißung nicht erfüllt, und weil sie sie nicht erfüllte,

ging sie unter, und wie und warum dies geschehen mußte, haben wir bereits an einem anderen Orte ausführlich nachzuweisen versucht. Als jedoch auf solche Weise die Ebbe kam und jene Springsfluten zurücktobten, wurde auch der alte Boden wieder trockengelegt, den man für neuentdecktes Land hielt. Der zähe Rationalismus, die altkluge Verachtung des Mittelalters, die Lehre von der alleinseligmachenden Nützlichkeit, wozu die sublimе Wissenschaft nicht sonderlich nötig sei, all das vorromantische Ungeziefer, das sich unterdes im Sande eingewühlt, kam jetzt wieder zum Vorschein und heckte erstaunlich. Dennoch war aber der bloßgelegte Boden nicht mehr ganz derselbe. Die Romantik hatte einige unvertilgbare Spuren darauf hinterlassen; sie hatte durch ihr beständiges Hinweisen auf die nationale Vergangenheit die Vaterlandsliebe, durch ihren Experimentalkatholizismus ein religiöses Bedürfnis erweckt. Allein diese Vaterlandsliebe war durch die abermalige Trennung vom Mittelalter ihres historischen Bodens und aller nationalen Färbung beraubt, und so entstand aus dem alten abstrakten Weltbürgertum die ebenso abstrakte Deutschthümelei. Andererseits konnte das wiederangeregte religiöse Gefühl natürlicherweise weder von dem romantischen Katholisieren noch von dem wiedererstandenen Rationalismus befriedigt werden und flüchtete sich daher bei den Protestanten zu dem neuesten Pietismus.

Von diesen veränderten Zuständen mußten denn auch zunächst die Universitäten wieder berührt werden; sie verloren allmählich ihr mittelalterliches Kostüm und suchten sich der modernen Gegenwart möglichst zu akkommodieren. Das deutsche Universitätsleben war bis dahin im Grunde ein lustiger Mummenschanz, in exzeptioneller Maskenfreiheit die übrige Welt neckend, herausfordernd und parodierend; eine Art harmloser Humoristik, die der Jugend, weil sie ihr natürlich ist, größenteils gar wohl anstand. Jetzt dagegen, durch die halbe Schulweisheit und Vielwisserei aufgeblasen und von der epidemischen neuen Altflugheit mit fortgerissen, begnügten sie sich nicht mehr, sich an den dünnkelhaften Tor-



heiten der Philisterwelt lachend zu ergötzen; sie wollten sich über die Welt stellen, sie meistern und vernünftiger einrichten. Dazu kam, daß sie in den Befreiungskriegen wirklich auf dem Welttheater rühmlich mitagiert hatten und nun auch das Recht beanspruchten, die übrigen Akte des großen Welt-dramas mit fortzuspielen, mit einem Worte: Politik zu machen. Das war aber höchst unpolitisch, denn auf dieser komplizierten Bühne fehlte es glücklicherweise der Jugend durchaus an der unerläßlichen Kenntniß, Erfahrung und Routine. Die Burschenschaften, die zunächst aus jener inneren Umwandlung der Universitäten hervorgingen, waren ohne allen Zweifel ursprünglich gut und ernst gemeint und mit einem nicht genug zu würdigenden moralischen Stoizismus gegen die alte Roheit und Sittenlosigkeit gerichtet. Anstatt aber nur erst sich selbst gehörig zu befestigen, wollten sie sehr bald im leicht erklärlichen Eifer des guten Gewissens auch die kranken Staaten durch utopische Weltverbesserungspläne regenerieren, die man am füglichsten als unschädliche Donquichottaden hätte übersehen sollen, wenn sich nicht, wie es scheint, nun die wirklichen Politiker mit darein gemischt und die jugendliche Unbefangenheit für ihre ehrgeizigen und unlauteren Zwecke gemißbraucht hätten. Und so wurden die Studenten, die solange heiter die Welt düpiert hatten, nun selber von der undankbaren Welt düpiert.

Als ein anderes Symptom der neuesten Zeit haben wir vorhin den bei den Protestanten wieder erwachten Pietismus bezeichnet. Man könnte ihn, da er wesentlich auf der subjektiven Gefühlsauffassung beruht, füglich die Sentimentalität der Religion nennen. Daher der absonderliche Haß der Pietisten gegen das strenge positive Prinzip der Kirche, die von einem subjektiven Dafürhalten und Umdeuten der Glaubenswahrheiten nichts weiß. Dieser moderne Pietismus ist jetzt auf den deutschen Universitäten sehr zahlreich vertreten, nicht eben zum sonderlichen Heile der Jugend. Denn der nackte Rationalismus war an sich so arm, trocken und trostlos, daß er ein tüchtiges Gemüt von selbst zur resoluten Um-



fehr trieb. Der weichliche, sanft einschmeichelnde Pietismus dagegen, zumal wenn er Mode wird und zeitliche Vorteile in Aussicht stellt, erzeugt gar leicht heuchlerische Tartüffe oder, wo er tiefer gegriffen, einen geistlichen Dünkel und Fanatismus, der das ganze folgende Leben vergiftet. Eine Sekte dieser Pietisten gefällt sich darin, grundsätzlich allen Zweikampf abzulehnen und sich dies als einen Akt besonderen Mutes anzurechnen. Allein dieser passive Mut, die gemeine Meinung zu verachten und gelassen über sich ergehen zu lassen, ist noch sehr verschieden von der persönlichen Tapferkeit, die jeden Jüngling ziert. Es ist ganz löblich, aber noch lange nicht genug, das Unrechte hinter dem breiten Schilde der vortrefflichsten Grundsätze von sich selber abzuwehren; das Böse soll direkt bekämpft werden. Ueberhaupt aber darf hierbei nicht übersehen werden, daß dem Zweikampf ein an sich sehr ehrenwertes Motiv zugrunde liegt: das der gesunden Jugend eigentümliche spartanische Gerechtigkeitsgefühl, das sich ohne innere Einbuße nicht unterdrücken läßt. Es gibt fast unsichtbare Kränkungen, infam, perfid und boshast, die bis in das innerste Mark verwunden und doch, eben weil sie juridisch ungreifbar sind, vom Gesetz nicht vorgesehen werden können. Dies ist der eigentliche Sitz des Übels, der Kampfplatz, wo der Zweikampf, wie früher die Gottesgerichte, ausgleichend eintritt. Dasselbe gilt im großen auch von den Kriegen, diesen barbarischen Völkerrduellen um Güter, die das materielle Staatsrecht nicht zu würdigen und zu schätzen vermag und zu denen wir namentlich die Nationalehre rechnen. — Demungeachtet sind wir weit entfernt, die ganz unchristliche Selbsthilfe des Zweikampfs irgendwie verteidigen zu wollen, wünschen vielmehr vorerst nur eine genügende Vermittelung und Beseitigung seines tieferen Grundes, ohne welche, nach menschlichem Ermessen, alle Verbotsgesetze dagegen stets illusorisch bleiben werden.

Mit der neuen Umwandlung des Zeitgeistes hängt auch der Grundsatz wesentlich zusammen, die Universitäten möglichst in die großen Residenzstädte zu verlegen. Wir wollen

keineswegs in Abrede stellen, daß die großen Städte mit ihrem geselligen Verkehr, mit ihren Kunstschätzen, Bibliotheken, Museen und industriellen Anstalten eine sehr bequeme Umschau, eine wahre Universitas alles Wissenswürdigen bieten. Allein es fragt sich nur, ob dieser Vorteil nicht etwa durch Nachteile anderer Art wieder neutralisiert, ja überwogen wird. Uns wenigstens scheint das alles mehr für die Professoren als für die Studenten geeignet zu sein. Es kommt für die letzteren auf der Universität doch vorzüglich nur auf eine Orientierung in dem Labyrinth der neuen Bildung an. Auf jenen großen Stapelplätzen der Kunst und Wissenschaft aber erdrückt und verwirrt die überwältigende Masse des Verschiedenartigsten, gleichwie schon jeder Reisende, wenn er eine reiche Bildergalerie hastig durchlaufen hat, zuletzt selbst nicht mehr weiß, was er gesehen; und namentlich die großen Bibliotheken kann nur der Gelehrte, der sich bereits für ein bestimmtes Studium entschieden und gehörig vorbereitet hat, mit Nutzen gebrauchen. Wie aber soll der für alles gleich empfängliche Jüngling mitten zwischen den nach allen Seiten auslaufenden Bahnen sich wahrhaft entscheiden, wo jedes natürliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, wie es in kleinen Universitätsstädten stattfindet, durch den betäubenden Lärm und die allgemeine Zerfahrenheit der Residenz ganz unmöglich wird? Auch hier also droht abermals ein vager Dilettantismus und der lähmende Dünkel der Vielwisserei. Bei der Jugend ist eine kecke Wanderlust, sie ahnt hinter dem Morgenduft die wunderbare Schönheit der Welt; sie sich selbsttätig zu erobern, ist ihre Freude. In den großen Städten aber fängt die Jugend gleich mit dem Ende an: aller Reichtum der Welt liegt in der staubigen Mittagsschwüle schon wohlgeordnet um sie her, sie braucht ihren Fauteuil nur gähmend da- oder dorthin zu wenden, sie hat nichts mehr zu wünschen und zu ahnen — und ist blasirt. Und auch in sittlicher Hinsicht ist der Gewinn nur illusorisch. In den kleinen Universitätsstädten herrscht allerdings oft eine arge Verwilderung, und die Studenten werden in den großen



Städten gewiß ruhiger und manierlicher sein. Allein dort erscheint die Liederlichkeit in der Regel so handgreiflich, bestialisch roh und abschreckend, daß jedes gesunde Gemüt von selbst ein Ekel davor überkommt, während hier die schön überlünchten und ästhetisierten Pestgruben wohl auch die Besseren mit ihrem Gifthauch betäuben. — Unsere Universitäten sind endlich bisher eine Art von Republik gewesen, die einzigen noch übriggebliebenen Trümmer deutscher Einheit, ein brüderlicher Verein ohne Rücksicht auf die Unterschiede der Provinz, des Ranges oder Reichthums, wo den Niedriggeborenen die Überlegenheit des Geistes und Charakters zum Senior über Fürsten und Grafen erhob. Diese uralte Bedeutung der Universitäten wird von der in ganz andern Bahnen kreisenden Großstädtereierkennzeichnung notwendig verwischt, die Studenten werden immer mehr in das allgemeine Philisterium eingefangen und frühzeitig gewöhnt, die Welt diplomatisch mit Glacéhandschuhen anzufassen.

Dies halten wir aber, zumal in unserer materialistischen Zeit, für ein bedeutendes Unglück. Denn was ist denn eigentlich die Jugend? Doch im Grunde nichts anderes als das noch gesunde und unzerknitterte, vom kleinlichen Treiben der Welt noch unberührte Gefühl der ursprünglichen Freiheit und der Unendlichkeit der Lebensaufgabe. Daher ist die Jugend jederzeit fähiger zu entscheidenden Entschlüssen und Aufopferungen und steht in der That dem Himmel näher als das müde und abgenutzte Alter; daher legt sie so gern den ungeheuersten Maßstab großer Gedanken und Thaten an ihre Zukunft. Ganz recht! denn die geschäftige Welt wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und ihnen die kleine Krämerelle aufdrängen. Die Jugend ist die Poesie des Lebens und die äußerlich ungebundene und sorgenlose Freiheit der Studenten auf der Universität die bedeutendste Schule dieser Poesie, und man möchte ihr beständig zurufen: Seinurvor allen Dingen jung! Denn ohne Blüthe keine Frucht.





# Bruchstücke des Tagebuchs

Nürnberg / Reise / Heidelberg

14. Mai 1807 bis 3. April 1808

14. Mai 1807

Um 10 Uhr abends in Nürnberg, wo wir im „Goldnen Reichsadler“ einkehrten.

15. Mai 1807

Wurde ich aus einem schönen Traum von Lubowitz frühzeitig angenehm geweckt durch Nachtigallen und schön überrascht beim ersten Blick durchs Fenster von der Schönheit Nürnbergs. Häuser im alten Geschmack (Türmchen und Vorkastelle), aber hoch und schön und meist farbig. Die Straßen sehr breit und reinlich. Überall eine eigne Heiterkeit. In der Mitte durchfließt die Pegnitz (durch ihren Blumenorden berühmt), über die viele herrliche Brücken führen. Ich ging mit Wilhelm auf Entdeckungen. Der schöne heitre Markt, in dessen Hintergrunde die altgotische große Lorenzkirche und links eine uralte schöne Wasserkunst, zu beiden Seiten lustige Reihen von Bauten, welches alles wir gleich aus der Guckmaste erkannten, wo es sehr gut getroffen. In den erhabnen Hallen der alten herrlichen Kirche St. Sebald (mit besonders schöner Fenstermalerei) wurden wir wirklich erbaut. Darauf eilten wir auf das hiesige Schloß oder Feste, das eines der merkwürdigsten Überbleibsel des deutschen Altertums ist. Es hat eine himmlische Lage auf einem Berge neben der Stadt, der vorn mit hohen Bäumen bepflanzt ist, und ist ganz auf Felsen erbaut und mit Wällen und Mauern umgeben. Die Bauart ist durchaus im ältesten Stile. Auf einem gepflasterten Mauerwege kommt man durch 3 kleine Höfe, in deren letzterem Mitte ein großer uralter Baum prangt, der schon mit Ketten umwunden ist, aber noch grünt. Die Hellebarden am Tore. Bald im ersten Gemache der Ritter Hepp von Galla aus Franken, der einst die Stadt Nürnberg bekriegte, in Lebensgröße und in seiner wirklichen eignen Rüstung. (Die großen Spitzen an den Füßen. Visier.)

Rittersaal mit 3 Säulen in der Mitte voll alter Kupfer. Kaiserkapelle, wo der eingemauerte Kopf eines Geistlichen (Sage) mit der Betloge für den Kaiser. Audienzsaal, wo mehrere Gemälde von Albrecht Dürer, als: Jesus und Nikodemus, Jesus und Paulus und das Porträt Kaiser Maximilians. Nebenan der Kurfürstensaal, wo eine ungeheure schöne Karte von Wien und der künstliche Hohlspiegel etc. Herrliche Aussicht aus dem Zimmer, wo sich immer die Kaiser aufzuhalten pflegten, auf die Wälle, die in niedliche Gärten verwandelt worden, und in ein weites schönes Thal bis Erlangen. Im 2. Hofe unter einem Baume gewesener Freiplatz für Verbrecher, auch herrliche Aussicht von den Zinnen über die ganze Stadt. Fünfeckiger Heidenturm unter Nero gebaut. Abdruck von Roßhufen an der Mauer, wo obenerwähnter Galla mit dem Pferde über den Wall der Gefangenschaft entsprungen. Kaiserbrunnen, aus dem wir getrunken. Von hier in das alte große Rathhaus, wo der ungeheure Raths-  
saal (schon ruiniert), die Sessionsstube mit denselben Dürer-  
schen Gemälden im großen und einer alten Stukkaturdecke auf dem Gange, worauf ein Turnier, das einmal hier auf dem Markt gegeben worden, abgebildet. Mit Ehrfurcht schritten wir über diesen (auch durch Tiecks Sternbald) klassischen Boden, und es war, als müßte überall ein Ritter mit wehendem Helmbusch die Straße herabgesprengt kommen. Zu Mittag an der Table d'hôte. Höflicher Wirt. 4 negligeeante französische Offiziere, die mit speisten. Nachmittags verließen wir das schöne Nürnberg. Schlechter Weg, unbedeutende Gegend. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, wobei uns das monotone Lied der Frösche in den Schlummer sang. Noch vor Abend kamen wir nach Ansbach: groß und schön, das große Königliche Palais gleich vorne nicht zu vergessen. Das Ansbachische und Bayreuthische, das wir passierten, war fast durchaus häßlich. Wir gingen durch Uffenheim und dergleichen Minutien, hatten aber zuletzt eine so fürchterlich schlechte und lange Station, daß wir in einem Wirtshause eine kleine Pause machen und frühstücken mußten. (Die Wirtin eine schöne Würzburgerin.)



Gegen 11 Uhr erreichten wir endlich das Ende dieser qualvollen Station, nämlich die ziemlich bedeutende Stadt Mergentheim im Würzburgischen, die eine romantische Lage zwischen unabsehbaren Weinbergen hat. Bald vorn auf einem Felsberge die große und noch sehr gut konservierte Ruine des alten Deutschmeistersitzes. In die Stadt selbst hinein fuhren wir an der jetzigen herrlichen Deutschmeisterresidenz mit dem schönen Hofgarten, wo eben galante Minken spazierengingen, vorbei. Nachdem wir hier beim Postmeister Kaffee zu uns genommen, kamen wir bald nach Baden, das gleich sehr schön anfängt. Es ist eine hügelichte, blühende, eigen lustige Gegend, durchgehends mit lebhaftem Laubholz (besonders Eichen) bedeckt. In dem Städtchen Adelsheim, das eine schöne Lage an grünenden Wiesen und Bergen hat, wechselten wir die Pferde. Hier regierte vorderhand noch immer der freie Reichsritter Herr v. Adelsheim. Ich und Wilhelm gingen von Adelsheim den schönen Berg zu Fuß voraus. Von hier aus bekamen wir wieder gute Chaussee, die sehr angenehm immer über die Berge fortlief. (Die Knixe der Bauernmädchen.) Links die herrliche Aussicht auf die rauchenden Täler und jenseitigen Berge. Endlich senkt sich der Weg plötzlich in das schön gelegene Städtchen Buchwald, das ein blühender Garten ist, von wo uns eine Kirschbaumallee, auf der viele Städter in der Abendkühle spazierengingen, wieder weiterführte. Gleich hinter Neckarelz, wo wir etwas abendasten, erblickten wir zum ersten Male den geliebten Neckar, über den wir übergeschifft wurden. In Wimersbach wurde zum letztenmal umgespannt, und nun ging's immer fort in blühenden Tälern an schönen Bergen, aus denen die Nachtigallen schlugen. In der mondhellen Nacht passierten wir das Städtchen Neckarsteinach, das, ein Vorspiel von Heidelberg, höchst romantisch und ganz eng zwischen felsigen, belaubten Bergen ruht. Immer schöner. Zu beiden Seiten hohe steile, belaubte und blühende Berge voll Vögel, die dem dämmernden Morgen entgegensangen, in der Mitte



des engen Thals der Neckar, links am Ufer die Chaussee. Wir gingen ein Stück zu Fuß.

17. Mai 1807

Endlich um 4 Uhr morgens fuhren wir mit Herzklopfen durch das schöne Triumphthor in Heidelberg ein, das eine über alle unsere Erwartung unbeschreiblich wunderschöne Lage hat. Enges blühendes Thal, in der Mitte der Neckar, rechts und links hohe felsige, laubige Berge. Am linken Ufer Heidelberg, groß und schön, fast wie Karlsbad. Nur eine Hauptstraße mit mehreren Thoren und Märkten. Links überschaut von dem Abhange eines Berges die alte Pfalzburg, gewiß die größte und schönste Ruine Deutschlands, majestätisch die ganze Stadt. Alles schlief noch. Nur Studenten, wie überall gleich zu erkennen, durchzogen mit ihren Tabakspfeifen schon die Straßen. Wir kehrten im Karlsberge auf dem Paradeplatze ein und legten uns noch einige Stunden schlafen. Zu Mittag an der glänzenden Table d'hôte, wo über 30 Studenten, auch frei, aber artiger und galanter als die Hall[enser], speisten. Der schöne Würzburger mit dem großen schwarzen Schnurrbart. Nachmittags bestieg ich zum ersten Male den heiligen Berg, dessen untere Hälfte mit Weingärten, die obere mit Laubholz bedeckt ist (mit Mauern umfaßter Fußsteig), und obschon ich mich so verirrte, daß ich durchaus den Gipfel nicht erreichen konnte, so genoß ich doch die himmlischste Aussicht ganz unten auf die ganze Stadt, vor mir auf eine unendliche schimmernde Ebene, die sich bis Frankreich hin erstreckt, in der sich die Thürme von Mannheim erheben, und die vom Rhein, wie von einem Silberfaden durchschnitten, und rechts von den blauen Rheingebirgen begrenzt wird. Gegen Abend die Wirtstöchter in dem Gärtchen unter unseren Fenstern kokettierend zur Gitarre bekannte Lieder gesungen, die in mir alte Erinnerungen erweckten. Abends wieder im Saale gespeist, wo wir Bekanntschaft mit mehreren Studenten machten. Burschenlieder bis spät. Bereat dem Napoleon gebracht. Herr Julius (fast wie Sefja) aus Hamburg.

18. Mai 1807

Früh in der Kirche, wo Katholiken und Protestanten zugleich Gottesdienst halten. Bei der Mittagstafel die Bekanntschaft eines alten hiesigen Geheimrats gemacht. Nachmittags schwärmte ich oben in dem paradiesischen Hofgarten herum, wo sich eine Terrasse über der anderen erhebt voll Alleeen und Brunnen, Klüften etc. (auch Kaffeehaus), und durchkroch alle Treppen und Winkel der alten herrlichen Burg. Eine Brücke über ein blühendes Thal führt durch ein antikes Thor in einen weiten gepflasterten Hof. 2 Hauptgebäude, eines von Friedrich, eines von Ott Heinrich, voll alter Statuen. Herrliche Altanen, von wo man die ganze Stadt etc. übersieht. Alter Turm, dessen eine Hälfte abgerissen und gesunken, so daß man in alle Gewölbe sieht. Herrlich, himmlisch. Nach der Abendtafel führte uns der obenerwähnte Geheimrat dem Hofrat Thibaut auf. Auch 2 Hall[enser] Westfalen hier wieder gesprochen.

19. Mai 1807

Früh beim Hofrat Prorektor Martin gewesen. Ein kleines artiges Männchen. Von 11 – 12 bei Professor Görres über den Himmelsbau hospitiert. Bläß, jung, wildebewachsen, feuriges Auge, fast wie Steffens, aber monotonen Vortrag. Nach dem Kollegium führte uns Herr Julius bei ihm auf, wobei wir uns lange über Steffens und über die Franzosen (er wahr und witzig) unterhielten. Darauf eingeladenerweise sich mit Prorektor Martin über unsere Kollegia besprochen. Nachmittags besuchte ich Herrn Julius, der eine seltene, uralte Bibliothek (Ulphilas, alte französische Romane etc., zum Teil von Brentano) hat. Darauf in unser eigentliches Logis – „Prinz Karl“ – (Aussicht auf die Burg) umgezogen.

20. Mai 1807

Früh von 11 – 12 das erste Kollegium über Institutionen bei Thibaut. Jetzt zu Mittag bei uns gespeist, wo lauter Liv- und Kurländer speisten, deren gallizisirender rüder Ton mir sehr degoutierte (der kleine rohe Schreihals). Abends



noch immer im Karlsberge gespeist, wo viele Studenten zusammenkamen (Baron Landsberg mit seinem renommistischen Hofmeister, der schöne Meyer etc.) und man sich bei einer Pfeife Tabak lange unterhielt. Poetische Gespräche mit Julius auf dem Paradeplatz.

21. Mai 1807

Gen Abend Musik im Schloßgarten, die ich über dem Garten auf dem Berge rauchend auf und ab wandelnd genoß. Himmlische Aussicht bei Sonnenuntergang (nirgendso schön) in das ferne himmlische Thal, ganz in rosigem Dufte schwimmend, der lieblich an den Ruinen der Burg schimmert, aus der die Töne durch die Berge hallen. Eigene Stimmung von wegen des Geldes. — Abends gen 11 Uhr mit mehreren Studenten auf der Gasse der herrlichen Bravour-Arie der Mad. Wilken im Hause des Gries zugehört. Gries oft im Karlsberge. Klein, schwarz, etwas taub, galant und fidel.

22. Mai 1807

Beim Mittagessen zum Blaskonzert auf dem Hofgarten zweimal die Woche mit unterschrieben. Noch vormittags uns bei Herrn Hofrat Thibaut gemeldet und eine lange Kanapeeunterhaltung mit ihm gepflogen, in der er sich als ein sehr artiger und gebildeter Mann dartat. Abends bis nach 9 Uhr im Schloßgarten fidele Unterhaltung mit 4 wiedergefundenen Hallensern aus Berlin, indem wir heute das erstemal im Mondschein zu Abend speisten.

23. Mai 1807

Sah ich den Hermaphroditen Karl Dönge, der sich im Clinico auf einem Tische zeigte. Klein, fast eklig. Pathetische Vorrede Professor Ackermanns. Abends bis 12 Uhr war großer Kommerz auf der großen Altane der alten Burg, wo sich die Fackeln, die Musik und der Gesang, der über die ganze Stadt scholl, sehr gut ausnahm.

24. Mai 1807

Wir beide mit Julius in dem schönen Berggarten des Sattler Müllers ein Weinfrühstück gehalten. Abends Musik und viel Gesellschaft im Schloßgarten. Darauf mit Julius



im Karlsberge geabendmahlt. Unsere Unterhaltungen am Klavier bis 11 Uhr mit der netten Wirtstochter.

26. Mai 1807

Nachmittags beim Geheimen Kabinettsrat Kopp, der bloß zum Vergnügen hier war und zu dessen Diplomatie wir uns gemeldet hatten, eingeladenermaßen auf der Stube gewesen, wo er uns äußerst gefällig durch mehrere Tage das Versäumte nachholte und seine seltenen alten Urkunden und eigenen Kupferstiche (Materialien zu einem bald zu erscheinenden großen diplomatischen Werke) zeigte. Abends mit Julius vor dem Tore am Neckar spazieren gewesen und spät in einer Kneipe frugal gespeist. Julius' Gefräßigkeit.

27. Mai 1807

Ich ganz allein nach 9 Uhr abends am Neckar spazieren. Die einzeln erleuchteten Fenster jenseits. Bei der Rückkehr weiblicher Gesang zur Gitarre am Burgberge: „Schillers Mädchen aus der Fremde“.

28. Mai 1807

Früh feierliche Fronleichnamsprozession, die durch alle Gassen zog, wobei sich die kleinen Fahnenträger, die Manöver der Bürgerwehr und der Donner der Kanonen von den Bergen in das Glockengeläute sehr herrlich ausnahm. Abends mit Julius oben im Schloßgarten bei Bier und Tabak disputiert. Schiff mit Musik den Neckar herunter. Kanonen, die in dem Tale 4—5 mal wiederhallten. Jauchzen von allen Bergen in der Abenddämmerung.

29. Mai 1807

Den Abend hier das erste Gewitter, welches herrlich heraufzog. Heute auch zum ersten Male hier zu Abend gespeist, wobei nähere Bekanntschaft mit den Livländern v. Wichmann, neuer Philosoph, Herrn v. Ungern-Sternberg (Austerlitz).

31. Mai 1807

Ließ ich mich mit Julius gen Abend über das Wehr den schönen Neckar hinunterschiffen bis Neuenheim (ein vornehmeres Reideburg), wo heute, wie alle Sonntage, Ball

war. Nachdem im Saale die Minquage und den Tanz der Studiosen in Augenschein genommen und unten im Garten etwas gekneipt hatte, in Karlsberg zum Abendessen, wo der gute schnurrbärtige Herr v. Hörde matt und blaß vom Weine. Höfliche und fruchtlose Ermahnung der Schnurren.

## Pro Memoria

für den Monat Juni 1807

1. Juni 1807

Kam die Kiste mit unseren Büchern aus Halle nebst Briefen von Heinke und Sauer. Abends im Karlsberge mit der sämtlichen Schauspielergesellschaft aus Mannheim gespeist (die Aktrizen ziemlich unausstehlich), nachdem ich vorher einer Steinstürmung des Tores durch Studenten beigewohnt.

2. Juni 1807

Nachmittags wieder beim Herrn Geheimen Rabinettsrat Kopp, der uns dann seiner Frau und Tochter aufführte, wo wir auch Herrn v. Gilze, einen gefangenen preußischen Offizier, kennenlernten, darauf alle ensemble den herrlichen Riesenstein bestiegen, nach der Zurückkunft bei Kopp Tee tranken, Klavier spielten etc.

3. Juni 1807

Kleine Weinkondition mit Julius und oberwähntem Herrn v. Gilsa. Abends im Karlsberge. Um diese Zeit auch fürchterliche Massaker zwischen der Wache und Studenten im Schweßinger Garten, wo letztere gegen den Großherzog renommirt hatten. Ein Student bekam dabei einen Bajonettstich und mußte hereingefahren werden. Unsere Kollegien waren dies Semester folgende: Institutionen bei Hofrat Thibaut von 11–12; Diplomatif beim Geheimen Rabinettsrat Kopp von 7–8 früh; Ästhetik bei Görres von 5–6 abends; Italienisch bei Herrn Bruccalassi von 10–11; Gitarre bei Weyland von 9–10; Xenophons Anabasis bei Voss junior.

8. Juni 1807

Hatten wir einen schönen Anblick, indem das letzte Überrestchen badischer Truppen hier durch zur Armee marschierte.



Zuerst kam ein Detachement sehr schöner Husaren, grün, rot, gold; darauf die großherzogliche Leibgarde, wunderschön, ungeheure Bärenmützen, weiße Bumphosen, auch hin und wieder lange Bärte. Dann kam Artillerie mit Kanonen und Infanterie wie Lumpenhunde.

11. Juni 1807

Wir beide mit Julius abends jenseits am Neckar herab spazierengegangen. Der mondschimmernde Neckar, das dunkle Thal, der Mond über den Bergen und die vielen Johanniswürmchen wie kleine Sterne, herrlich. Darauf im Karlsberge, wo Jeannettchen mit Weyland zur Gitarre sang.

14. Juni 1807

Waren wir abends wieder im Karlsberge, wo heute viel Gesellschaft. Das Mädchen am Fenster sitzend und sehr ähnlich sowohl der H[ahmann] — als auch dem Genius. Graf Löwenstein-Vertheim, der erst vor kurzem aufgehört hat, ein ziemlich großes Ländchen zu regieren, speiste mit diesem Mädchen. — Stolzer Anstand. — Er fuhr noch heute wieder fort. — Wie immer Erbsen und Seltitzer Wasser. — Recht lustig durch das Erinnerungsgeſicht des Mädchens. Beim Nachhausegehen fast jedesmal auf der Straße dem herrlichen Klavierspielen des Gries zugehört.

15. Juni 1807

Wohnte ich in der hiesigen Aula der Doktorpromotion des Herrn Reibert bei. Görres' Lächeln à la Steffens. Der dicke Ackermann eine lateinische Rede haltend mit lächerlichem Pathos. Ego Jacobus fidelis Ackermann! etc.

17. Juni 1807

Spät abends mit Julius im Sattler-Müller-Garten frugal gegessen.

21. Juni 1807

Ich und Wilhelm frühzeitig auf der Burg. Herrliche Aussicht von der Altane in den schönen Morgen. Die Ruinen durchkrochen sowie auch den unterirdischen Gang, der unter dem Neckar bis zum heiligen Berge fortgeht. Der herrliche Garten noch leer und still erblühend. Unter der Brücke in



dem engen Tale Schlegels Almanach gelesen. Gegen Abend mit Julius nach Neuenheim, wo wir uns heute recht gut amüßten. — Viele alte Hallenser. — Minke der Galathea ähnlich. — 2 badische Offiziere. Zurück überschiffen lassen. Um diese Zeit auch unser Visieren nach den 2 Schönheiten uns gegenüber lächelnd.

22. Juni 1807

Abends nach 9 Uhr ganz allein herrlich spazierengegangen am Neckar gen Neuenheim, an Lubowitz denkend.

23. Juni 1807

Den ersten Brief von Lubowitz vom Papa und der Mama.

28. Juni 1807

Frühzeitig wieder oben auf der Burg. — Der Storch. —

29. Juni 1807

Gen Abend mit Wilhelm, v. Wichmann und v. Ungern zur Kirchweih nach Neuenheim. Es wurde heut in dem schönen Saale bei der Base getanzt. Großes Ballgewimmel. Komteß Grainville und Frau v. Falkenhausen. Die schnurrbärtigen Baron Storchs. Die schöne Amalia. Liebeszenen unten im Garten. Nach 10 Uhr gingen wir ermattet wieder nach Heidelberg zurück.

30. Juni 1807

Ritt früh die Erbgroßherzogin Stephanie mit einem Stallmeister, Bedienten und Pagen, weiblich sitzend, unter unseren Fenstern vorbei. — Kleine blaue nette Amazone. — Abends mit Julius wieder nach Neuenheim zur Nachkirchweih überschiffen lassen. Heute auch die erste Nachricht vom Ubergange Cosels. — Diesen Monat: Früh nach 4 Aufstehen, Italienisch, Institutionen etc. Bei der Mittagstafel speisten mit uns: die Livländer v. Ungern-Sternberg, der als russischer Offizier einen Schuß in die linke Seite bei Austerlitz und als Student in Dorpat einen Hieb ins Gesicht erhalten. (Hundeprügeleien. Alle Nachmittag die Livländer unten faulenzend. Alle ordinären Posten kamen hier vorgefahren. Oft Musik bei Tische von Juden etc. Nach Tische immer

unfähig zu allem vom Wein. Der Wirt ein dicker Schwabe.) v. Roth, klein, hektisch und schreiend, v. Mengden, händelmacherisch, aber gut, v. Wichmann, heftiger Diplomatiker, v. Reußner, kreuzfidel, Jacobson, sehr schön und munter; die Kurländer: Baron v. Brunnow, einfältig aber gut. v. Meerveldt mit der Brille; ferner noch der Schlesier Kriegelstein und der Badenser gute schnurrbärtige Kloch. Abends entweder allein spazieren in der grauen Wildnis hungernd oder mit Julius im Karlsberge.

1. Juli 1807

Zogen wir schon früh um 4 Uhr aus unserem alten Quartiere, wo wir also einen Monat gestört und ziemlich unangenehm gewohnt hatten und 111 Gulden hinterlassen mußten, in unsere neue Wohnung in der Mannheimer Vorstadt beim Bäcker Förster, wo in den neun unteren sommrigen Stuben ein schöneres, stilleres und fleißigeres Leben begann. 2. Stock. Jalousiefenster. Über uns Professor Schelver mit seiner schönen, unsichtbaren Frau. Unter den Fenstern die große Mannheimer Passage, wo wir auch gleich nachmittags, als ich eben nach Hause schrieb, die Großherzogin mit 6 Pferden und einen Kammerjunker, in roter Uniform voranreitend, vorüberfahren sahen.

9. Juli 1807

Zeigt uns Görres in der ästhetischen Stunde die 4 himmlischen Kupferstiche von Runge, die diesmal den Preis in Weimar erhalten. Arabesken. Unendliche Deutung.

10. Juli 1807

Sahen wir früh gen 5 Uhr den Erbgroßherzog in grün- und goldner Uniform mit 6 Postpferden und Vorreiter unter den Fenstern vorbeifahren. Abends mit Wilhelm zum ersten Male im Neckar geschwommen. Unzählige Steine auf dem Grunde von dem zersprengten Turme, über dessen Ruinen man hinab- und hinaufklettert. Tiefer Keller unter dem Wasser. Am jenseitigen Ufer in Neuenheim schoß und spektakelte ein Haufen Studenten fürchterlich. Der Student mit einem Arme. Später kam auch Julius hin.



11. Juli 1807

Nachmittags ich allein wieder im Neckar geschwommen, in dem heute die halbe Universität nackt wimmelte. Die mittendurch schiffenden Philister nach Neuenheim.

13. Juli 1807

Ließen wir beide mit dem Holländer v. Essen und Wiennecke uns mitten in den Neckar schiffen, wo wir dann vom Rahne sprangen und ein Schwämmchen machten. Die vorhergehenden Tage bis zum 15. eine wahrhaft afrikanische erstickende Hitze, wie ich sie noch nirgends erlitten. Täglich mußten wir in den Neckar, und im tieffsten Negligé mußte man halb krank und wahnsinnig ohne Geschäfte vegetieren.

15. Juli 1807

Holten wir uns Pässe nach Speyer in Frankreich, wo wir morgen die dort durchmarschierenden spanischen Truppen betrachten wollten.

16. Juli 1807

Schon gestern waren in Speyer spanische Soldaten angekommen. Da wir nun diese heute noch wegmarschieren sehen wollten, so standen wir schon um halb 1 Uhr in Nacht auf, zogen uns schnell an und bestiegen dann das Kabriolett, das unserer schon unten harnte. (Schöpp kutschierte.) Die Nacht war licht, warm und sehr angenehm, und so fuhren wir, unser Pfeifchen schmauchend, auf der herrlichen Straße zwischen den Gärten und Feldern den Vogesen entgegen, die noch dunkel im Hintergrunde ruhten. In der Morgendämmerung kamen wir durch Schwezingen, wo aber noch alles ruhte und wenig zu erkennen war. Ein Mann mit der Laterne wies uns den schönen Alleeweg nach Speyer. Bald aber kamen wir in öde waldige Gegend, wo wir durch eine fast eine halbe Meile lange Sandwüste zu Fuß gingen. Endlich bei anbrechendem Tage erhoben sich schon aus weiter Ferne die alten Türme von Speyer, das wie eine große Ruine dunkel und zackig daliegt. In dem Dorfe vor Speyer die große Fuhre voll Studenten, Damasen etc. Ein Damm-



weg führte uns durch eine noch immer wilde Gegend, die vor uralten Zeiten ein Teich gewesen zu sein scheint, bis an den königlichen Rhein, den wir also heute zum ersten Male erblickten. Sein imposantes Außere, das stille kräftige Strömen und die eigen weißsilbernen hohen Wogen über-  
raschten uns. Hier wurden wir übergefahren, während ein Rheinschiff, das schon 2 Masten hat, auf uns zukam. Nun standen wir denn zum ersten Male auf französischem Boden. Vom Rhein bis nach Speyer fuhren wir nur noch ein kleines Viertelstündchen und wurden am Tor von einem französischen Grenzgänger, der sich ganz höflich die Visite de la carrosse ausbat, untersucht. Wir kehrten am Tore im „Einhorn“ ein. Nach eingenommenem Frühstück ging ich mit Wilhelm in die Stadt, die, ein rührender Trümmer alter deutscher Kraft und Herrlichkeit, immer unbedeutender wird und bange Empfindungen erweckt. Unser erster Gang war durch die ungeheuren Ruinen der gewesenen Domdechanei wo wir durch ein Luf fenster, in das wir ganz hineinkrochen, in ein schauerliches, mit Säulen befestigtes Gruftgewölbe des Domes, worin ein herrliches Echo, hinabschauten, auf der uralten Festungsmauer, Warttürmen etc. herumgingen usw. Der Dom selbst ist ein ungeheueres, schönes Gebäude (vorn mit Säulen, Kuppeln), schon über 800 Jahre alt und erst seit der Revolution Ruine. Mit Julius, den Grafen Erbach und Montjouant, v. Sturmfeder etc., die sich jetzt hier auch einfanden, gingen wir nun in das Innere der Kirche, wandelten auf der steinernen Galerie, die schmal und ohne Geländer um die ganze Kirche geht, von der aber eine himmlische Aussicht auf den Rhein etc. herum, guckten durch ein Loch in die vermauerte Gruft, wo die 4 deutschen Kaiser: Adolf v. Nassau, Rudolf v. Habsburg, Albrecht v. Österreich und Friedrich II. begraben liegen, und gingen dann vor das andere Thor hinaus, wo wir Bansee und . . . sitzend fanden. Mit diesen gingen wir nun auf der Straße den Spaniern entgegen. Fruchtbarkeit ringsumher. Spaß mit den Bauernmädchen, die hier ausnehmend schön sind (kurze

Taille, groß und schlank, große runde Strohhüte). An einer alten 4eckigen Mauer, auf die Bansee kletterte und von wo man eine himmlische Aussicht hatte auf ein herrliches Tal mit zerstreuten Ruinen und auf die Vogesen, erwarteten wir die Spanier. Endlich kamen sie über den Berg herüber; voran sprengten einige Offiziere auf andalusischen Hengsten. Darauf folgte ein Artilleriekorps mit Kanonen und später noch ein viel stärkeres. Das Ganze machte einen eignen Eindruck. Der Schnitt der Kleidung wie der österreichische und schwarz und rot. Außer den Offizieren durchaus keine Pferde, sondern alles starke Maulesel zum Ziehen und Reiten. Die Reiter ihre Sättel ganz hinten angeschnallt und daran ungeheuerer hölzerner Schuhe statt Steigbügel, worin der bloße Fuß, an dem oft ein hölzerner Sporn befestigt, gesteckt wird. Die Stücknechte bloß im Hemde und weitaufgeschlitzten kurzen Hosen. Auf dem Kopfe ein buntes Netz, das hinten in einem Zipfel am Rücken herunterhängt. Die Soldaten den Armel unter der Achsel los. Seltsame maurische Physiognomien. Zigeunerfarbe. Der Student Molens aus Spanien traf viele Bekannte unter den Offizieren. Bald traf auch ein Häufchen Infanterie ein. Der Tambour im Hemde voran. Auch wurden bald darauf mehrere Conscrits aus dem Inneren von Frankreich eingebracht und von französischen Offizieren exerziert. Wir aßen an der Table d'hôte, wo ein ganzer Schwarm Studenten und auch ein sehr stiller und höflicher französischer Offizier mitaß. Heimliches Gespräch zweier Bauern. (Es ist nicht länger auszuhalten.) Während Tische sahen wir auch 2 Gendarmen (hiesige Polizei), die Spitzbuben in Ketten brachten. Taschenspielerkünste eines Juden. Gleich nach Tische fuhren wir wieder fort. Am Rheine gab es viel Spaß, indem wir mit vielen Studenten und den 2 Engländerinnen auf einer Fähre waren. Der schöne Renommist v. Mentzingen, den Engländerinnen gegenüber auf seinem Pferde liegend. Am Ufer kleideten sich en passant mehrere Studenten aus und badeten sich in conspectu omnium. Jetzt fuhren wir in Gesellschaft von meh-



rerer Wagen und Studenten zu Pferde durch schöne Wiesen-  
gründe und fast immer am Rheine bis Schwezingen, wo  
wir in möglichster Eile den herrlichen Garten durchliefen,  
der uns ungeachtet der Kürze der Zeit doch außerordentlich  
vergnügte. Gen 7 Uhr abends waren wir wieder in Heidel-  
berg, wo wir, halbtot von Staub und Hitze, uns augen-  
blicklich in den Neckar warfen.

17. Juli 1807

Bekamen wir Briefe von Lubowitz, von der Mama,  
Poremſky und Herrn Kaplan, nebst Nachrichten von Herrn  
Herchels Expeditionen, die uns außerordentliche Freude  
machten.

20. Juli 1807

Schrieb Wilhelm und der arme Nifel zum ersten Male. —  
Heute war auch der Tag, wo der hiesige Erbgroßherzog das  
erstmal nach seinem jetzigen Feldzuge wieder Heidelberg  
besuchte. Bald nachmittags sprengten Trompeter in der  
Stadt herum, um die Bürgerschaft zusammenzurufen, die  
denn auch später zu Pferde und in reicher Uniform dem  
Großherzog entgegenritt. Darauf gingen wir beide hinauf  
in den Schloßgarten, wo man die hohen Herrschaften mit  
einem Konzert empfangen wollte. Gen 7 Uhr abends end-  
lich kam der Zug von 3 Sechsspännern, begrüßt von dem  
Donner der Kanonen, die von allen Bergen gelöst wurden,  
als der Erbgroßherzog das Tor von Heidelberg erreichte,  
und eskortiert von den reitenden Bürgern und Kurieren,  
die vorn und hinten und zur Seite herumsprengten. Am  
Gartentore, wo ich stand, stieg alles aus und defilierte an  
mir vorbei. Der Erbgroßherzog ein junger, schöner und  
kräftiger Mann. Die Herzogin Stephanie fast zu frech. Der  
französische Abbé mit dem schwarzen Käppchen. Später kam  
auch die Markgräfin, eine würdige Dame. Die hohen Herr-  
schaften saßen während dem Konzerte in der Mitte in einem  
umzäunten Kreise. Nach dem Konzerte wurde die alte Burg  
durch innen angemachte große Flammen erleuchtet, welches  
allgemein überraschte und durch die dunkle Nacht einen



fürchterlich=schönen Anblick gewährte. Darauf soupierte der Hof in einer offenen erleuchteten Laube; ich aber balancierte dermaßen mit dem Livländer Baron v. Brunnow auf einem Stuhle, daß ich den ganzen Tisch übersehen konnte, wobei denn besonders die Augenkoketterie und das schmachtende Herzandrücken der Stephanie sehr notabel. Nach dieser Periode promenierte man noch etwas in dem jetzt recht zauberisch illuminierten Garten, bis der Großherzog endlich unter großem Donnergepolter abfuhr.

25. Juli 1807

Kam der König von Württemberg, der den Napoleon in Frankfurt salutiert hatte, nach Heidelberg. Ich ging daher in den Karlsberg, wo er übernachtete, und sah ihn dort absteigen. Echte Karikatur. — Dicker Kopf, noch mit 2 Locken verziert. Ungeheurer Bauch in Bandagen, sonderbar herabhängend. Kurze Beinchen. Grüner Frack, kurze Stiefel. Nachher unterhielten ich und D. Gries uns noch lange mit Bruccalassi. Großes Getümmel von Kammerhusaren und Kurieren.

26. Juli 1807

Standen wir frühzeitig auf und sahen im Karlsberge das königliche Monstrum noch deutlicher und länger. Minister Spittler.

28. Juli 1807

Da jetzt eben Hundstagsferien waren, so gingen wir beide heute ganz allein gen halb 5 Uhr des Morgens zu Fuß von Heidelberg aus nach Schwezingen zu. Regenbogen vor uns, hinter uns die Heidelberger Berge (fast wie im Harze) ganz mit Taldämpfen bedeckt. Peip of Tabako. Gegen halb 7 hatten wir Schwezingen (kleiner offener Marktflecken, fast wie Lauchstädt) erreicht und begaben uns nach eingenommenem Frühstück sogleich in den hiesigen Großherzoglichen Garten, der (vom Kurfürsten Karl Theodor angelegt) 100 Morgen beträgt, jährlich, bloß um erhalten zu werden, . . . Gulden kostet und einer der berühmtesten Deutschlands ist. Altfränkisches und nicht großes Schloß, durch das man hinein=

geht. Gleich beim Eintritt schönes Point de vue durch eine durchaus ausgehauene Allee auf den fernen blauen Donnersberg, gerade symmetrisch in der Mitte. Zu beiden Seiten des Schlosses schließen sich (wie die Portici an der Peterskirche) ungeheure Drangeriepaläste an. Großes Bassin mit Statuen und vielen Wasserkünsten. Ungeheure, himmlische (meistens 22 Schritt breite) Alleen, sich nach allen Richtungen durchkreuzend. (Hohenlohes Garten in Breslau eine elende Nachahmung davon.) Wir umgingen zuerst den Garten in seinem Umfange, wobei wir dann an verschiedenen Gräben und Teichen, deren Ufer sehr schön mit Trauerweiden behangen sind, an einer alten Ruine, die wir bestiegen, und wieder an einer anderen dergleichen etc. etc. Darauf ließen wir uns in das Innere der prächtigen Moschee und der dazugehörigen Bäder führen und bestiegen auf einer ganz dunklen engen Wendeltreppe das eine von den säulenartigen Thürmchen, von dem wir die schönste Aussicht auf Speyer, Mannheim und das Heidelberger Thal genossen. Das schöne Plätzchen, wo die stillen Bächlein gehen, und der rinnende Felsen mit dem darauf sitzenden Faun. Unter diesem undurchdringlichen Schatten ruhten wir einige Zeit aus. Große Menge von Vögeln in diesem kühlen Dunkel spielend. Herrlicher Apollotempel mit einem Vorhofe mit Sphinxen und der Kaskade, hinten schattige Altanen. Daneben ein sehr kostbar dekorierter Tempel, wobei fast die schönste Partie, nämlich ein langer Bogengang mit Holzgittern (ganz nach altem Geschmack, aber sehr schön), in dessen Mitte eine Wasserkunst mit rings umgebauten Vogelhäusern und kühlen, ausgelegten Grotten und in dessen Hintergrunde endlich eine große, oben etwas gewölbte Mauer, ein wenig abstehend, mit vorgewachsenen Sträuchern, worauf eine Landschaft mit Wasser und blauen Bergen und blauem Himmel bis oben hinauf, so täuschend gemalt ist, daß man bis auf 8 Schritt durchaus glaubt, man habe eine wirkliche Gegend von 10 Meilen vor sich. Da wir heute nicht förmlich zu Mittag essen wollten, so begaben wir uns um 12 Uhr



hinten aus dem Garten in das Wäldchen nach Speyer zu. Hier zogen wir uns soviel als möglich aus, streckten uns in den Schatten; Wilhelm schlief ein, ich rauchte. Große Hitze, bange ebne Gegend (die blauen Vogesen), mittägliche Ruhe und Einsamkeit, viele und schöne Schmetterlinge, Erinnerungen an Lubowitz. Nachdem wir nun so zwischen Traum und Wachen biwakiert hatten, begaben wir uns endlich gegen 3 Uhr durch den Garten in den Gasthof, verzehrten dort ein kaltes, aber reichliches Mahl mit Wein und Seltitzer Wasser, machten noch einige Exkursionen in den Garten, wo wir die Großherzogin aus dem Schlosse zur Gitarre singen hörten, und traten nun bei Sonnenuntergang endlich wieder unseren Rückweg an, wobei die vielen Rückblicke auf das Schwezinger Schloß, das man noch weit über eine Stunde weit sieht.

29. Juli 1807

Trat Bailli in die Stube, als wir eben Stunde bei Bruccalassi hatten. Diesen Monat: Früh um halb 5 Uhr aufgestanden und Italienisch. Nach Kopp's Stunde eine Stunde Gitarre geübt. Zu Mittag wieder à la Halle ausgezogen und friedlich zu Hause essend. Nach Tische Ruhepause auf dem Kanapee. Darauf den ganzen Nachmittag Institutionen. (Fast alle Wochen beschwerliche diplomatische Ausarbeitungen für Kopp.) Nach Görres' Stunde wieder Gitarre. Darauf Spaziergang allein vor das Mannheimer Thor auf der Schwezinger Chaussee. Alles ein paradiesischer Garten. Hohe Hopfenwälder, Mais, Spelt, Mohn, Wein. Untergehende Sonne, die die ganze große Ebene und die fernen blauen Vogesen in einen himmlisch glühenden Duft auflöst. Nach diesem zu Hause mit Wilhelm Brot, Butter und Käse, manchmal Granaten (glühn üppig).

## Pro Memoria

für den Monat August 1807

9. August 1807

Des Abends mit Wilhelm und Bailli spazierengegangen. Polnisch gesprochen, zur Verwunderung aller Begegnenden.



Hinter dem Hausacker ließen wir uns über den Neckar schiffen und gingen dann noch auf der Bergstraße weit fort bis dem schönen Ziegelhausen gegenüber. Beim Rückwege leuchtete schon der Mond im Hintergrunde des dunklen Felsentales.

10. August 1807

Abends im Widdersehen Saale die außerordentlichen Taschenspielerkünste des Herrn Castelli angesehen. In Wilhelm's Hut einen Eierkuchen gebacken. Blumen in einer Büchse, die eine Engländerin in Händen hatte, in einen Kanarienvogel verwandelt etc. Ich saß neben Julius. — Du fragst (nach der Uhr) wie ein altes Weib. — Daher schickte ich auch gleich diesen Abend Bailli zu den Rheinländern, die auch denn am 12. Herrn Julius in meinem Namen foramierten. Die Antwort aber war: er habe nicht beleidigen wollen. Die Folgen dieser Suite: gänzliche Trennung von Julius.

16. August 1807

Mit Bailli und dem Joseph und mir über den Neckar schiffen lassen und über Neuenheim durch Handschuhsheim, wo wir durch den Marktflecken hindurch gingen und uns jenseits auf den Abhang in den Weinbergen niedersetzten, um die Sonne untergehen zu sehen. Wir übersahen die ganze Ebene, wo Speyer, Mannheim und Worms und der Rhein und der Neckar glänzen und wo hinten die blauen Vogesen Frankreich von Deutschland trennen.

23. August 1807

Erinnerten wir uns sehnlichst nach Lubowitz, so daß wir ein ordentliches Heimweh hatten; wir hatten umsonst Briefe erwartet. Auch dachten wir oft an den Herrn Kaplan und an sein klein fein Häuselein. Gegen Abend mit Bally das erstemal in Rohrbach gewesen, wo wir den unbedeutenden Garten der Markgräfin besahen und der reichsfreiherrlichen Familie von Gemmingen begegneten. Rohrbach an der Mündung der Heidelberger Berge in die Ebene, schön gelegen.

28. August 1807

Gegen Abend im Neckar. Seit fast 14 Tagen jetzt alle Abend von 6 bis 8 gebadet, da die Hitze wieder ganz erdrückend war. — Grafen Fuggers-Wildungen — das gute Hündchen. — Schnurrenbesuche häufig, aber vergeblich. Diesen Monat dieselbe Tagesordnung wie im Juli. Auch ebenso Obstfrühstück.

September 1807

1. September 1807

Schloß der Geheime Rat Kopp sein interessantes Kollegium über Diplomatie mit einer herzlichen Anrede.

6. September 1807

Nachmittags ich mit Bally bis hinter Ziegelhausen gegangen, wo wir dann auf einem Steinwege über die Berge, von denen eine herrliche Aussicht auf den gegenüberliegenden Wolfsbrunn, durch Stift Neuburg, wo eben Kirchweih und einige schöne Minken, wieder nach Heidelberg zurückkehrten und uns an Karlsberg erholten.

7. September 1807

Fing Thibaut an, seine Institutionen von 6 bis 7 bei Licht zu dublieren.

8. September 1807

Fuhr nachmittags die Königin von Bayern mit einem badischen und bayerischen Vorreiter bei unsern Fenstern vorbei nach Rohrbach.

NB. Den 6. mußte Wilhelm die Stube hüten, da er sich tags zuvor im Neckar gebadet und im Schwimmen auf einem mit Wasser bedeckten Fels seinen Fuß zerstieß.

13. September 1807

Diesen Tag, als an einem Sonntage, erinnerten wir uns häufig an Lubowitz, wo just an diesem Tage Ablass war. Indem wir in Ruhe die Speisen, welche uns der Himmel und unser Wirt diesen Tag beschert hatten, verdrückten und ein Glas herrlichen Wassers dazu tranken, dachten wir, wie wird es jetzt in Lubowitz hergehen, welch ein Aufruhr in



den Gemüthern und im Magen derjenigen, welche den Herrn Pfarrer bespeisen! Was wird der Herr Kaplan angeben? Wahrscheinlich recht in seiner Nebenküche die Altmodi und die Mauerfeste Dezenz in der Cammera principalis mit Brot kanonieren und auslachen. Doch wird sich aber alles freuen und vergnügt sein. Wir aber, was machen wir indes? Wir sitzen wie Charon am Fenster, blasen den Rauch der Tabakswolken weit vor uns hin und machen Kalender oder philosophieren aus unserem ersten Stock mit Stolz auf das platte Pflaster herab, nicht vermeinend, daß sich niemand um uns kümmern. Amen. — Nachmittags aber ergriffen wir, um doch den sonst immer so fröhlichen Ablaßtag nicht ganz ungefeiert zu lassen, Hut und Pfeife und gingen allein über Harras, Stift Neuburg, und das lange Ziegelhausen immer fort und fort auf Lubowitz zu in das enge dunkle Felsental hinein. Die schönen Gärten mit fast unglaublichem Obste und samtenen Rasen, die langen Windungen des Tales, die dunklen Felschluchten und die Waldmühle, die einsam am Felsen steht, ergözten uns sehr. Unter einem Steinbruche, wo man eine herrliche Aussicht auf die runde, lieblich bebaute und ganz zum Malen geschaffene Bergkuppel über Ziegelhausen hat, streckten wir uns am Neckar hin und schauten dicht von Felsen eingeschlossen über die Berge hinüber nach Lubowitz, wo man eben jetzt ohne uns fröhlich war. Bald aber kam am jenseitigen Ufer Bruccalassi auf der Chaussee herangewandelt. Wir ließen, uns alsbald erkennend, uns in ein brüllendes italienisches Gespräch über den Strom hinüber mit ihm ein, gingen miteinander, vom Strome getrennt, nach Heidelberg zurück. (La mia zucca.)

18. September 1807

Lerneten wir in der ästhetischen Abendstunde bei Görres dessen Schwager Herrn Lasseaux, Professor der R[echt]sgelehrsamkeit aus Koblenz, ein Pariser Incroyable, kennen. Unsere Unterhaltungen über Jurisprudenz mit ihm. Dessen und Görres' vorteilhaftes Urtheil über Lafontaines „Clara du Plessis“, die ich eben jetzt mit ungemeinem Interesse las. Um



diese Zeit auch unsere Spaziergänge gleich nachmittags auf der Mannheimer Chaussee, wo jetzt alles voll Nüsse lag, die überall von den Bäumen gehauen wurden, bis Niedane — und dann wieder zurück in das alte dunkle Joch. NB. Lasseaux groß, hager, Stecher, schwirren, girren etc.

19. September 1807

Schloß abends nach 7 Uhr Thibaut seine Institutionen.

20. September 1807

Heute nachmittag, als an dem Tage der heiligen Kirchweih in Lubowitz, gingen wir beide allein durch Erinnerungen und „Clara du Plessis“ romantisch zum erstenmal zum Wolfsbrunnen. Mit wunderbaren Gefühlen gingen wir über die linken Berge durch Gärten, Sträucher und enge Felsenpfade, mit der immerwährenden Aussicht auf das liebliche Neckartal unter uns und die gegenüberstehenden flau-nig belaubten Berge, bis sich endlich der Weg senkte und uns das unbeschreiblich einsame Thal des Wolfsbrunnens in seine ganz eigene magische dunkle Stille aufnahm. Ein kleines uraltes steinernes Haus nebst einem ebenso alten ganz schwarzen Springbrunnen steht bedeutungsvoll am Eingange in dieses Feental, wo der gehörnte Siegfried auf der Jagd von einer Prinzessin erschossen worden und andere altdeutsche Märchen ruhen. In dem alten Hause war alles öde und still; nachdem wir aber einige Male gegen die Türe Sturm gelaufen waren, erschien endlich ein kleines Mädchen, das uns den Eingang zu den ausgemauerten Bassins, in die der klare Wolfsbrunnen aufgefangen wird und die sich terrassenmäßig übereinander erheben, eröffnete. Hier standen wir nun, im Hintergrunde rings von fast ganz kahlen grauen Bergen umschlossen, auf demselben Orte, wo Clara stand, als sie ihren Clairant wiedersah, und fütterten mit Brotkrumen die Forellen, die größtenteils Riesen in ihrer Art sind. Darauf verließen wir mit wahrer Rührung diesen merkwürdigen Ort wieder, dessen tiefste Einsamkeit mit einer ganz eigenen großen Bangsamkeit fast das Herz erdrückt.

Es war ein trüber Tag, und der Himmel lag schwer und dunkel auf den Bergen.

27. September 1807

Nachmittags beim Hofrat Thibaut zum Kollegio sich gemeldet. Lange Gespräche mit ihm über die hallischen Professoren. (Schmalzens reine Unwissenheit. Voltärs Verrücktheit. Ehrfurcht vor Wolf. Scheu, über Schelling zu sprechen.) Seine jakobinistischen Ideen über den Adel. — Keine Klugheit. — Um diese Zeit auch täglich Unterhaltungen mit Bally bei Tabak in der Dunkelftunde. Kaltes Wetter.

1. Oktober 1807

Zog in die Stube neben uns ein: die dicke Frau von der Horst, wegen der uns unser Hausprofessor Schelver schon lange vorher durch die 3. Hand hatte vertreiben wollen. Wilhelms Klavierduett mit ihr gleich zum Entree. Um diese Zeit fing auch die Weinlese rings um Heidelberg an, und Felder und Berge wimmelten anmutig von Menschen. Desto unanmutiger wurden überall gleich große Tonnen mit durchlöcherten Böden mit den Trauben gefüllt, und ein Kerl mit den isabellfarbenen Füßen von der Welt tanzte darin herum, bis alles zu einem efligen Brei zermanscht war.

5. Oktober 1807

Aßen wir schon um 11 Uhr zu Mittag und wanderten dann um 12 Uhr mit Pfeifen etc. versehen allein und zu Fuß zum ersten Male nach Mannheim zu. Ein Nebel lag über dem Neckartale hinter uns, als wir durch unser Niedane (Bibelingen) wanderten, aber über uns und in uns wurde es immer heiterer, je weiter wir auf der schönen Chaussee durch die gartigen Gegenden gingen. In Seckenheim, das wie fast alle hiesigen Dörfer einem kleinen Städtchen gleicht, kauften wir Obst und verzehrten dasselbe hinter dem Dorfe, abseits von der Straße auf einem grünen Damme gelagert. Darauf wanderten wir rauchend wieder weiter in die unübersehbare anmutig bebaute Ebene hinein, hinter uns die dunklen Neckarberge, die von hier schon in einer male-



rischen Ferne liegen, und das lustige Städtchen Lauternberg zur Rechten des Neckars, vor uns die blauen Vogesen und die langsam sich erhebenden Spitzen von Mannheim. Kurz vor der Stadt holte uns unvermutet Freund Kriegelstein auf einer Rosinante ein und begleitete uns zum Eingange, wo wir uns wieder trennten. Durch abgelegene, fast öde Straßen verirrten wir uns gleichsam in das schöne Mannheim hinein und befanden uns plötzlich an dem Hofe des hiesigen ungeheueren und herrlichen, von Karl Theodor ganz im alten französischen Geschmack erbauten Residenzpalais, das fast die ganze Stadt von der Rheinseite umschließt. Von hier wandten wir uns rechts in das Innere von Mannheim und fühlten uns ganz eigen erfreut durch den fast ganz neuen und einzigen Anblick einer so durchaus modernen Stadt. Große, breite und reine Straßen nämlich, die von einem Ende der Stadt zum anderen laufen und sich überall perspektivisch theils mit der Aussicht auf einen fernen blauen Berg, theils mit der Ansicht eines Theils der Residenz endigen, teilen, sich durchkreuzend, die ganze Stadt in gleich große regelmäßige Karrees. Die Häuser sind niedrig, aber schön und, wenige Paläste ausgenommen, durchaus von einerlei Höhe. Von hier begaben wir uns auf einer Allee vor der Stadt zum Rheine, der hier schon beträchtlich breit ist. Hier stellten wir uns auf eine Schiffsbrücke, die eine kleine Strecke in den Rhein hineingeht. Das äußerste Ende dieser Brücke, das auf 2 großen Schiffen ruht, ist ringsum mit Bänken und einem Geländer umgeben und mit einem galgenartigen Gerüste versehen, an welchem es durch ein großes Seil an mehrere Rähne befestigt ist, die mitten im Rheine vor Anker liegen. Wie erstaunten wir, als wir diesen Teil der Brücke sich plötzlich ablösen und ganz von selbst ohne Ruderschlag, mit allem darauf befindlichen bunten Gewimmel von Menschen und Wagen, wie einen schwimmenden Markt über den Strom schweben sahen! Von hier gingen wir an der Sternwarte, wo man eben durch einen langen Tubus observierte, vorbei, durch das Schloß



wieder in die Stadt zurück, durchliefen die Butiken am Kaufmannshause, schwärmten einzeln auf den Planken (eine schöne Alkazienallee in die Stadt), wo ein buntes lustiges Gewühl von bel monde, Musiken, Orgeln und Nachtvögeln einen wahren Jahrmarkt zu Plundersweilern bildet, bis in die dunkle Nacht auf und ab und begaben uns darauf nach mancherlei Irrsalen in den Gasthof zum Goldenen Schaf. Hier speisten wir mit dem Prinzen Isenburg und Grafen Leiningen (beides echte Kneipiers) und einigen Heidelberger Burschen (H. Funks Ungezogenheiten) und schliefen darauf jeder in eigenem Stübchen.

6. Oktober 1807

Nach eingenommenem Frühstück besahen wir uns die schöne Jesuiterkirche und gingen wieder an den Rhein zur Überfuhr, wo eben 2 junge Damen weinend von einem französischen Offizier schieden, der übersetzte und ihnen noch vom halben Rhein zuwinkte. Nicht ohne Sehnsucht, mit überzusetzen zu den blauen Vogesen und in das schimmernde Frankreich, verließen wir diesen schönen Ort und bald darauf auch Mannheim und seine Garten- und Villenenvirons. Kriegelsstein fand sich wieder zu uns und trabte lange neben uns her; ein Gewitter stand über Mannheim, das sich von hier sehr gut ausnimmt, und durchnäßte auch uns ein wenig. Nach 11 Uhr langten wir durch traurige, zum Teil waldige Gegenden in dem schönen Schwetzingen an, wo heute eben alle Wasserkünste sprangen. (Ueberraschendes Wasserspeien aller Vögel bei den Vogelhäusern — Unser Inkognito-Rauchen auf der Ruine — Französische Familie mit einer schönen Französin und unser Vor- und Nachziehen zur Apollokaskade, in das herrlich eingerichtete großherzogliche Bad, etc.) Nachdem wir im Wirtshause zu Mittag gegessen, zogen wir wieder gen Heidelberg, sahen die Sonne himmlisch untergehen, an der Chauffee ausruhend, und kamen über die schon dunklen Felder singend in Heidelberg an.

9. Oktober 1807

Kamen, als ich eben am Fenster stand, ganz unerwartet die beiden Schlesier Krause und Hiltzbach hier an. Nachmittags mit der ganzen Silesia (jetzt aus 7 Mann bestehend) auf dem Schlosse gewesen.

10. Oktober 1807

Wieder mit der ganzen Silesia fast den ganzen Nachmittag die hier angekommene merkwürdige Menagerie besuchen. Sie enthielt dieselben Tiere, die ich schon in Halle (S. Dezember 1805) gesehen hatte, aber außer diesen noch ein Tigerweibchen, eine echte Hyäne (alt und muffiges, stutziges, menschenfeindliches Gesicht und kleine Augen) und einen herrlichen großen Pelikan, dessen Kropf der Aufwärter über seinen Kopf zog. (Großer Spaß mit den Affen.) — Frau v. Kefling (Amazonen zu Pferde). Zum Beschluß die Künste eines angekleideten Affen, der exerzierte, den Paß vorwies etc. Schöner Kasuar, der einen ganzen Apfel schlang.

18. Oktober 1807

Wanderten wir beide allein gen 7 Uhr des Morgens von Heidelberg aus nach Neckarsteinach zu. In der Kneipe von Ziegelhausen nahmen wir ein sehr einfaches Frühstück zu uns (schöne Kinder wurden zum Sonntage aufgeputzt) und kamen dann, nachdem wir den uns schon bekannten Steinweg an der einsamen Mühle zurückgelegt hatten, in einen engen, unendlich langen dunklen Laubengang, an dessen Ende wir, einen Hohlweg herabkommend, jenseits des Neckars das kleine Städtchen Neckargemünd im grünen Grunde liegen sahen. Die das Tal einschließenden Berge folgen überall den mannigfachen Krümmungen des Neckars, der sich rauschend zwischen ihnen durchwindet, und so wanderten wir denn froh in der lieblichen Beschränkung durch Felder und Wälder fort, bis wir endlich in einiger Entfernung vor uns den Dillsberg (badisches Staatsgefängnis) sich erheben sahen. Rings von höheren Bergen eingeschlossen, in einer öden dunkelwildem Gegend, ruht er hart am Neckar, auf seinem Gipfel eine



kompendiöse Festung. Als wir bald darauf selbst um die letzte Felsenhecke in den schwarzen Gebirgskessel hineinbogen, überraschte uns der echt romantische Anblick der drei hiesigen berühmten alten Burgen, die geheimnisvoll an den grauen Felsen hängen. Unter ihnen am Neckar liegt das Städtchen Steinach. Hier ließen wir uns sogleich in die kleine, aber uralte Kirche führen, wo wir die Grabmäler der 3 Gebrüder von Steinach, die einst in jenen Burgen hausten, betrachteten. Sie sind nebst ihren Frauen in echt antiker Rittertracht in Lebensgröße in Stein gehauen und haben jeder einen großen Türkenhädel neben sich. In den Grabchriften nennen sie sich: Landtschadt und Ritter von Steinach. Landtschadt heißen sie, weil sie Raubritter waren, den Türkenkopf aber führen sie, weil sie sich durch die Erlegung dreier Hauptanführer der Heiden in Palästina von der Reichsacht befreit hatten. Zu Mittag aßen wir im Wirtshause mit dem dicken Wirte und seinem jungen, mit seinen Reisen prahlenden Vetter zusammen. Nachmittags bestiegen wir die Burgen, von denen die erste die Harfenburg heißt. Himmlische Aussicht. Links Neckarsteinach und der gewundene Neckar, gegenüber der Dillsberg. — Rechts ein schmales Wiesental — wo die stillen Bächlein gehen, von den Bergen des Odenwaldes begrenzt. — Auf den Ruinen kletterten Ziegen auf und ab. — Hinter der Rabenburg, welche die letzte ist und eine fürchterliche Lage auf einer Felsenspitze hat, wollten wir, um nicht wieder nach Steinach zurückzukehren, den geraden Weg vom Berge auf die Straße einschlagen. Ohne Spur von Bahn rissen wir uns nun mit Arm und Bein und Pfeifenröhren durch das dunkle Dickicht hindurch, befanden uns aber plötzlich und nicht ohne Gefahr an dem jähem Felsenabhange eines alten Steinbruchs, der uns nötigte, weiter hinaufzuklettern, bis wir endlich nach vielen Stürzen das alte, trockene Bett eines Gebirgsbachs trafen, auf dem wir denn, rechts und links uns an die Sträucher haltend, den steilen Berg senkrecht hinunter-rutschten und so glücklich die Straße und das Ende unseres Abenteuers erreichten. Wir ließen uns auf dem Wege über

den Neckar nach Neckargemünd übersetzen und erreichten schon im Dunkeln und von einem Regen durchnäßt den Hausacker, wo wir noch von der Galerie eine Weile dem Bastringuetanze (ein Paar hinschlagend) zusahen und darauf ziemlich ermüdet in dem geliebten Heidelberg einliefen.

20. Oktober 1807

Des Abends das letztemal beim Sattler Müller, wo wir seit ungefähr 14 Tagen alle Abend, die Stadt und die abendlichen Täler überschauend, herrliche Weintrauben (à 6 Kreuzer) gegessen hatten. Argerniß des großen Hundes im Vorbeigehen. — Gemälde von Genua.

21. Oktober 1807

Die ersten Kollegia für dieses Semester. Wir hörten diesmal: von 9 — 10 Pandekten beim Hofrat Thibaut (item Ictus), das Kollegium gedrängt voll. — Nürrischer Scheve. — Ewiges Diktieren schwere Not. — Von 10 — 11 Französisch bei Professor Sar (ein guter alter gründlicher, freundlicher Abbé) auf seiner eignen Stube. — Anfangs Durchflüge des schönen kleinen Fräuleins v. Leoprechting. (Comment vous va, Mamselle Marie? — Ich empfehl' mich Ihnen. — Von 11 — 12 wieder Pandekten. Zu Mittag wieder wie vor auf unsrer Stube gegessen. Von 1 — 2 für mich Gitarre geübt. Von 2 — 3 Pandekten. Von 3 — 4 Kirchenrecht beim Professor Heyse. Speckmännlein von Kiel. — Der gute Berliner Schnurrbart Thürnagel. Späßhafte und zankende Elique: v. Merode, der Dicke, v. Olfers, Meyer etc. Von 4 — 5 Kriminalrecht beim Hofrat Martin (sehr gut und befriedigend, klein, artig, schwarz und geschwätzig). Späße mit der Lichte anzündenden Minke. Von 5 — 6 abwechselnd immer über den anderen Tag Gitarre für mich. Von 6 — 7 Italienisch bei H. v. Bruccalassi. Goethes Meister ins Italienische übersetzt. — Von 7 — 8 Philosophie bei Görres, viermal wöchentlich. Göttliches Kollegium. Zahlreiches Auditorium. — Seit dem Angang der Kollegien auch täglich um 5 Uhr des Morgens aufgestanden und bis 9 einen Tag Jurisprudenz, den



anderen Sprachen studiert. Seit dieser Zeit auch um 7 Uhr Tee gefrühstückt. Abends oft und viel Kastanien.

Das erstemal eingeheizt.

26. Oktober 1807

## Pro Memoria

für den Monat November 1807

15. November 1807

Nachmittags auf den jetzt öden Bergen, wo sich die vielen Fußsteige teilen, allein spazieren gewesen. Darauf zu Budde und Strauß, wo ich den Grafen v. Loeben (Isidorus) aus Dresden kennenlernte. Wunderbar poetische Natur in stiller Verklärung. Philosophische Gespräche. Kurzer Spaziergang nach Harlaß zu.

22. November 1807

Besuchte uns der Graf das erstemal. Bis um 10 dageblieben. Gitarre, Klavier. Abendessen, in Tee, Äpfeln und Kastanien bestehend. Od Krokowa jadam. — Eiserne Tagesordnung wie im vorigen Monat am Ende.

## Pro Memoria

für den Monat Dezember 1807

4. Dezember 1807

Das erstemal geschneit. Heute übernachtete auch der König von Westfalen nebst Gemahlin hier im Karlsberge. Bürgerwache, Trommeln und großer Rumor — . . . Louisdor — Wundersame Ansicht der beschneiten Berge.

6. Dezember 1807

Den Abend wieder beim Grafen zugebracht. Desselben und Buddes Walzer. Strauß' dithyrambische Deklamation vom Karfunkelstein. Tee.

12. Dezember 1807

Gaben abends die Westfalen eine Schlittage mit Fackeln, wobei aber die Vorreiter — come i ladri — schlechte Schlitten etc. allen Effekt verdarben. Großes Geschrei und Gesang in den Schlitten. Bald darauf kam — nicht ohne Satire — ein

Bauernschlitten mit einem Pferde, das nur etwa 2 Schellen an sich hängen hatte. 6 Studenten saßen in dem Korb-  
schlitten, ein Student ritt als Bauer verkleidet mit gemaltem  
Schmurrbart und einer großen Fackel voran. Beim Abend-  
essen endlich störte uns plötzlich ein wütender Feuerlärm, der  
sich aber gleich legte.

13. Dezember 1807

Ich mit Wilhelm nachmittags auf den Wolfsbrunn zu  
spazieren gewesen. Einsamkeit des beschneiten Tales.

16. Dezember 1807

Abends im Konzert, das ein gewisser Berger auf Klavier  
und Violine gab. Große Gesellschaft. Streifzüge mit Gra-  
fen Loeben. Freundliche Westfalen, insbesondere der schöne  
Hausmann. Erste nahe Beantligung der Orgel um Orgeln  
(der Frau v. d. Horst). Unausstehlicher Spazmacher: Za-  
chariae. Die Sängerin Dem. Meyer, großäugig und kind-  
lich genug. Der eitle Wichmann. Fräuleins v. Leoprechting.

20. Dezember 1807

Kam unsere Garnison (Jäger zu Fuß) aus dem Kriege  
zurück. Entgegenreiten der brillanten Bürgerwache. Großes  
Getümmel von Studenten etc. auf dem Paradeplatze.

24. Dezember 1807

Schlossen alle Kollegien noch vormittags. Den heiligen  
Abend bei Brot und Butter und Voccaccio in der einsamen  
Zelle gefeiert.

25. Dezember 1807

Früh noch in der Finsternis die zum Erdrücken vollen  
Kirchen besucht.

30. Dezember 1807

Den ganzen Nachmittag mit Isidorus spazieren gewesen.  
Frühlingswarme Luft. Unsere Aussicht von den Bergen  
bei Rohrbach auf die blauen Vogesen und das glänzende  
Land mit den weitgezogenen Straßen. Isidorus' Traum  
vom blutausaugenden Schwane. Mad. Schelver, mädchen-



haft und liebenswürdig lachend, am Arme eines Studenten. Spafzhaftes Zuschauen des lustigen Schlittschuhgetümmels auf dem kleinen Teiche an der Stadt.

## Pro Memoria

für den Monat Januar 1808

3. Januar 1808

Mit Isidorus und Budde den wunderbar farbigen Abendhimmel vor dem Mannheimer Tore betrachtet.

4. Januar 1808

Gingen die Kollegien wieder an. Diese Weihnachtsferien die Morgenröthe eines lichten Tages. Meine erste Eröffnung gegen Isidorus (Sehnsucht) und freudiger, warmer Empfang. — Urtheil über Maria. — Viel mit Isidorus zusammen.

9. Januar 1808

Gab die Heidelberger Bürgerschaft den Studenten einen großen Ball, wozu auch wir vom Kaufmann H. Klinger Billette bekamen. Wilhelm ging hin. (Wachsfabrikpomeranze.) Ich blieb zu Hause und las Manuskripte von Isidorus. Wunderbar zogen sie mich in ihre innerste Mitte, und die göttlichen Flammen schlugen über mir zusammen. — Meine Sonette an Isidorus. — Erst um 1 Uhr legt' ich mich nieder, während die Straße von Fackeln und Ballwagen wimmelte. Wilhelm kam gen 3 Uhr.

17. Januar 1808

Antwort von Isidorus.

24. Januar 1808

Wir beide, Isidorus, Strauß und Budde nachmittags nach Rohrbach. Dispute über die Bestialität. Eigenes Stübchen und Kaffee im „Dahsen“. Strauß' Liebeserklärungen gegen die Minke. Aufführung des „Donauweibchens“. — Im Bette schwimmen. — Sehr lustig. Auf dem Rückwege trafen wir kleine Mädchen mit Zithern, die wir singen ließen. Gespräch über Tieck und Novalis.

31. Januar 1808

Nachmittags Isidorus sehr lustig bei uns. Den Abend mit ihm und Strauß und Budde in der Vesper bei den Franziskanern. Das Besprengen und heitere Musik der Orgel dazu. Darauf alle zu Görres, wo auch dessen Frau und niedliche Schwester. Gespräche in der tiefsten Dunkelheit. — Diesen Monat wieder die alte Tagesordnung. — Ewige Pandekten. — Der nach Knoblauch stinkende Italiener. — Dante — Abendwürste. — Die letzten 8 Tage zum Tode betrübt.

Februar 1808

2. Februar 1808

Bekam Thibaut nachmittags wegen mehreren gesagten Cottisen (Hons=Horn) einen Tusch. Große Rabbia desselben (Diderich ein Scheraskin). Auflösung des Collegiums für heute. Daher unser Spaziergang mit Isidorus bei mildem Frühlingswetter nach Neuenheim zu, wo wir Herrn v. Arnim begegneten. Grüner polnischer Pelz. Groß, schön und bedeutend, fast wie Lenzfring. Spät abends noch mit Budde von der Brücke die himmlische Mondscheingegend besehen. Dann bei dem jetzt sehr freundlichen Julius Tee.

7. Februar 1808

Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Isidorus] etc. Wie wir zurückkehren, geht K. mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein Nachrennen und Einholen. Großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Herzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im „Dahsen“. Trüber Tag. Die Laden dunkel zu. Rauschen des Baches draußen. Nach kurzem Harren herzlich munterer Rückweg. Erzählungen von Schlesien. Abschied am Schießtore.

10. Februar 1808

Nach großem Zank von gestern nach Rohrbach früh weg. — Sehr glatt und viel Schnee. Herzzerschneidende Resignation. Viel Rohrbacher beegnend. Schnupstuch. Winken d[urch] die dürrn Bäume rechts am Hause. Unsägliche Bangigk[eit]. — Abends wieder da.



14. Februar 1808

Nachmittags wieder mit Isidorus, Strauß und Budde in Rohrbach, v. Arnim mit Zimmer etc. zu Schlitten. 2. Teil des „Donauweibchens“ mit den Minken. Wein. Im Rückwege Burschenlieder.

21. Februar 1808

Abends mit K. aus. Schöner Sternenschein. Jungfer Epin. Spaziergang auf der großen Straße.

22. Februar 1808

Ließ sich Wilhelm die Ohren stechen.

28. Februar 1808

Im Hausacker abends vom Balkone dem Tanze zugehört. Diesen Monat: Abends aus den Kollegien vorauslaufend von wegen des Lichthinaufbringens. — Petrarca. — Kleine Romane von Isidorus. — Fast gar keine Briefe von Hause. — Große, große Schmerzen.

## Pro Memoria

für den Monat März 1808

1. März 1808

Hatten wir von wegen der Fastnacht nachmittags Ferien. Abends ging unsere sämtliche Wirtsfamilie en masque nach Neuenheim. — Schwabenmädchen. — Bekomplimentieren der Masken, als ich mir sie unten ansah. — Wein. — Große Bangigkeit. — Nicht unwichtige Gespräche mit Wilhelm bis gen Mitternacht.

6. März 1808

Nachmittags mit K. nach Rohrbach. Großer Kot. Am Dorfe an den Sträuchern des letzten Gartens: A. I. E. Wieder nach Heidelberg zurück und nach einem langen Gespräche mit Graf Krokow auf offener Straße wieder hinaus. Ausruhen und Warten auf einem Schneehügel am Bache.

10. März 1808

An einem blauen Frühlingsnachmittag mit Isidorus über die Berge nach Neckargemünd zu spazierengegangen. Mappe in der Felsenkluft versteckt. Im Rückwege fand sich auch Professor Michaelis (Pisskolomini) zu uns. Nicht ohne martia-

lische Courage klimmten wir daher sämtlich keuchend auf dem steilsten Felsenpfade den nächsten Berg hinan. Mühsame Irrgänge über die noch beschneiten Berge. Engelswiese. Himmlische Aussichten dazwischen auf das Heidelberger Thal. Von der Brücke den Sonnenuntergang betrachtet. Feuersäule im Neckar und Drangenduft. Feuermahlende Mühle (durch das Durchfallen der Sonnenstrahlen).

13. März 1808

Mit Isid[orus], Str[auß] und B[udde] gegen Handschuchsheim spazieren. Mein Singen: „Da droben auf jenem Berge“ und polnische Lieder.

19. März 1808

Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Herausgucken bei meinem Hinaufgehen in der langen Straße. Beim Vater. Uralte Großmutter. Wein und Nüsse.

21. März 1808

Große, große Händel wegen gemachter Entdeckungen. — Wirtin fortgelaufen. — Ich den ganzen Nachmittag unten in der Stube. — Plage mit dem Kinde.

27. März 1808

Nachmittags den Wagen des Herrn v. Schufmann besuchen. Darauf hier mit Isidorus gespielt und gesungen. Dann schnellmöglichst nach Rohrbach. Wieder beim Vater, und Wein und Nüsse. — Rot und schön. — Der schöne Wilhelm. — Gespräche über die Bibel. — (Schlaues Lauschen der kleineren Schwestern.) Überall protestantische rotkäppchenartige Sonntagsruhe, fast mystisch. — Darauf mit dem schönen Studentchen bei großem Winde nach Hause. — Trauring.

29. März 1808

Schloß abends Görres vor einem zahlreichen Auditorium (v. Arnim) sein himmlisches Kollegium herrlich. Diesen Monat: — Guido — Früh: Ladenaufmachen — Aufstehen zum Einheizen — Deseur — Das böse Weib. — Nach 5 Uhr abends: Küche — Du I. J. — Frieren an den Fingern und



Dürsten. — Kanapee — Gespräche von der Treppe. — Isidorus schickt mein Ged[icht] an Aft. — Geldnegocen bei Julius. Bestellungen.

## Pro Memoria

für den Monat April 1808

Mit der Wanze zum April geschickt.

1. April 1808

2. April 1808

Nahmen endlich auch Thibauts Pandekten um 11<sup>1/2</sup> Uhr ihr glorreiches Ende, wobei sogleich von unten die türkische Musik triumphierend einfiel. Fröhlicher Moment. Nachmittags ließen wir beide und Isidorus uns von dem zwergartigen Silhouetteur ausschneiden. Darauf kamen auch Strauß und Budde. Gitarre. — Isidor ausgezogen und Wiener Walzer getanz. — Sehr lustig.

3. April 1808

Nachmittags statteten wir unsere Danksagungsvisite (für den Wechsel) beim alten Marquis von Chanson ab. Das vorige Jahrhundert fast rührend in allen Gemächern verbreitet. Der artige gesprächige Abbé. Der brave Sar in der Perücke. Der Marquis eine altfranzösische Figur und gut und äußerst artig. Darauf: Als ich eben vom Spaziergange zurückkam, K. mit Schwester und Kameradin nach Rohrbach hinaus, unerwarteterweise Heidelberg ganz verlassend. — Isidor und viele Studenten beegnend. Schöner, warmer Abend. K. umschlungen und sehr lieb. An der wohlbekannten Hecke am Bache langer herzlicher Abschied. Durch die Dämmerung mit Pollux schnell nach Hause.

Berlin, 19. November 1809 bis 3. März 1810

19. November 1809

Nach 7 Uhr abends bei hellem Mondschein kamen wir endlich in Frankfurt an der Oder an, wo wir halbtot vor Frost, Hunger, Durst und Rippenstößen in dem guten Gasthofe zum goldnen Löwen vor der Stadt abstiegen. Hier di-

vertierten wir uns etwas unten in den Billardstuben, wo viel Gesellschaft, nahmen oben in unserer Stube ein Souper en trois ein und stärkten uns seit fast 14 Tagen wieder zum 1. Male ausgezogen in Betten.

20. November 1809

Fuhren wir auf einem offenen bequemen Langwagen mit 3 guten Pferden, die wir hier für 15 Rth. cour[ant] bis Berlin gemietet hatten, bei Tagesanbruch brillant ab und d[urch] das alte, aber breitstraßige und nicht unfreundliche Frankfurt. Die Chaussee geht von hier bis Berlin schnurgerade fort über viele kleine Berge. Die Gegenden ohne alle Auszeichnung, die vielen Zollhäuser mit den herausgestreckten Klingelbeuteln. Unser lustiger Kutscher fuhr zu wie rasend. Zu Mittag in dem schlechtgebauten Städtchen Müncheberg, wo eben Jahrmarkt und wo wir im Wirtshause in einem eigenen Stübchen ein Mittagsmahl, Pfefferkuchen etc. verzehrten. Als wir eben wieder abgingen, traten 2 echte Frankfurter Bursche mit Kanonen und Bärten in die Stube. Nachmittags fürchterliches Schneegestöber. Den Abend rechts ein großer See. Den 6 Uhr endlich, nachdem wir noch bei Tage schon die Thürme gesehen hatten, kamen wir bei Mondenschein in Berlin an, fuhren aber eine ganze Strecke um die Barriere (eine niedliche Mauer, die ganz Berlin umgibt) herum und zum Landsberger Tore hinein. Zum Unglück war der hiesige Akziseaufseher soeben betrunken. Wir mußten daher alles in seine Stube abpacken, wo er eine halbe Stunde lang alles durcheinanderwarf und uns dann auf den Packhof in Begleitung eines Soldatenschickte, wo wir unseren Wagen et Sachen gar über Nacht lassen mußten. Wir gingen daher mit dem Kutscher und Pferden zu Fuß in die äußerst brillante Auberge „Stadt Paris“ (Brüderstraße), wo wir noch oben in unserer eleganten Stube soupierten und endlich von dieser strapazenvollen, mühseligen und abenteuerlichen Reise ausruhten.

21. November 1809

Holte ich vormittags mit unserem Wechsel von Salice Geld in dem Kontor des Walters von der Asten und machte



Streifzüge d[urch] die Stadt, wobei mich die noch nirgends  
gesehene reinliche, symmetrische, geschmackvolle und d[urch]  
kein einziges unansehnliches Haus unterbrochene Pracht der  
nicht übertrieben hohen Gebäude, der breiten herrlichen  
Straßen etc. ebensosehr überraschte als die auffallende  
Menschenleere, besonders in einigen Vierteln dieser schönen  
Stadt. — Der große Schloßplatz, in dessen Mitte das un-  
geheure Königliche Schloß steht, das ganz im altfranzösischen  
Geschmack der Tuilerien oder des Louvre, en carré, oben  
mit Galerien auf dem Dache etc. gebaut ist. — Gleich da-  
neben die sogenannte lange (kurze) Brücke, auf der der Große  
Kurfürst zu Pferde in Bronze steht, über die Spree, auf der  
weit hinunter eine Menge Schiffe mit ihren Masten sich gut  
ausnehmen. — Ausrufen der Händler auf den Straßen wie  
in Hamburg etc. — Zu Mittag speisten wir in unserem Hotel  
an der Table d'hôte, wo ein alter Schlesier das Wort führte.  
Nach Tische löste ich auf der Polizei meine Aufenthaltskarte,  
holte auf der Post Loebens Brief an mich vom 14. Oktober,  
und um 4 Uhr bezogen wir auf der schönen und sehr belebten  
Königstraße Nr. 20 bei einem höflichen und galanten Uhr-  
macher unser eigentliches Quartier, welches wir auf Angabe  
Herrn Doktors Friedländer, den Wilhelm früh besucht, für  
... Rth. courant auf einen Monat gemietet. Eine Stiege  
hoch eine nicht zu große, gemalte, gemüthliche Stube mit  
einem ungeheuren, modischen Spiegel, schönem Kronleuch-  
ter, sehr modernem Sofa, Tischen etc., eine kleinere Stube  
daneben mit guten Betten, eine Stiege höher eine große  
Stube hinten heraus für Schöpp. Um 6 Uhr ins Königliche  
Nationaltheater, das in der Mitte des herrlichen Vendar-  
menplatzes in einem länglichen Viereck mit rundem Dach  
und großen Säulenfassaden erbaut ist. Rechts und links  
2 schöne Kirchen mit Säulen und Kuppeln. Durch 2 un-  
geheure Säle (links Kaffeehäuser) kommt man ins Parterre,  
das in ein niederes (vorn) und höheres abgeteilt und in der  
Mitte einen Gang von Bänken frei hat. Himmlische, über-  
raschende Einrichtung und Malerei des Auditoriums mit

5 Etagen. Transparente Uhr über der Bühne. Hinten die schön erleuchtete Nischenloge. Es wurde eben „Die Ehemänner als Junggesellen“ und „Maske für Maske“ gegeben. Meine Überraschung und Freude, zum 1. Male d[ur]ch[au]s vollkommene Schauspieler zu sehen. Mad. Bethmann (nicht sehr groß, etwas unterseht, mehr breites Gesicht, scharfes Spiel) als Kammerjungfer in „M[aske] f[ür] M[aske]“ himmlisch. Herr Unzelmann.

23. November 1809

Besuchte uns früh der Dr. Friedländer (ein gefälliger Jude) in seinem Kabriolett. Nachmittags den 1. Brief an Loeben geschrieben.

24. November 1809

Abends im Theater, wo heute zum ersten Male gegeben wurde: „Das Waisenhaus“ und „Der Prozeß in Krähwinkel“ (Ifflands einzige Figur und Weinen darin), und wo so ein Gedränge, daß wir hinten stehn mußten. Der nette und muntere Prinz August mit Schnurrbart und Lorgnette immer in der prachtvollen Vis-à-vis-Loge, seine schöne, galante Mätresse vorn in der kleinen Loge. Neben der Prinzenloge der dicke, vor Wohlbehagen lächelnde Großkanzler Beyme mit Familie. Zuletzt wurde „Der Proz[eß] in Krähwinkel“ von einer Partei mit heftigem Tumult ausgepocht.

25. November 1809

Gingen wir beide gleich nachmittags bei schönem Wetter Unter die Linden (breite, herrliche Straße, in der Mitte derselben doppelte große Lindenalleen, wovon die mittelfte für die Fußgänger, rechts und links für die Wagen etc. ist. In der weiten Perspektive das Brandenburger Thor. Hotels verschiedener Gesandten). Von hier gingen wir durch das geschmackvolle, auf Säulen ruhende Brandenburger Thor in den daranstoßenden Tiergarten, langes Wäldchen mit vielen Alleen etc. im Geschmack der Champs Elysées zu Paris. Hinten am Kanal Kaffeehäuser etc., wohin barmherzige Damen wanderten, Reiter, die über die Barriere sprangen,



wie in den alten Abbildungen etc. Heute auch zum 1. Male nach Lub[owitz] geschrieben.

26. November 1809

Gen 11 Uhr, nachdem ich in der als Rotunde mit Säulen am Opernhaus erbauten, innerlich ganz protestantisch und schwarz aussehenden katholischen Kirche einer schlechten Predigt beigewohnt hatte, die brillante Wachtparade zugeesehen. Ungeheure Versammlung von Generalen, Offizieren etc. auf dem freien, mit Bäumen umgebenen Platze am Königl. Palais mit der Statue des Fürsten v. Dessau. Das brillante Aussehen der Ulanenoffiziere mit ihren Tschakos, Federn und Silberfähnlein und Piken derselben.

27. November 1809

Schickte abends Dr. Friedländer seinen Einspanner um uns, in den wir uns beide setzten, und in das werkmeisterrische Museum, wohin Dr. Friedländer erst später nachkam. Reihe von erleuchteten Stuben, wo Lesende am Tische sitzen. Alle Journale, Zeitungen etc., die nur existieren. Konversationszimmer mit Berg-, Mond- etc. Karten. Die Zeitschrift „Phöbus“ von Ad. Müller, worin ich zu meiner überraschenden Freude bekannte Gedichte von Loeben traf. Hier erfuhren wir auch endlich d[ur]ch den dicken Herrn Werkmeister das Logis des Hofrats Ad. Müller. Zu Fuß wieder zurück. Letzter Brief von Loeben.

28. November 1809

Ging ich früh gegen 11 Uhr zum Hofrat Adam H. Müller. Seine Frau, die ich an der Türe traf, führte mich zu ihm, der eben schrieb. — Ziemlich groß, freundliche Physiognomie, galant, ausgezeichnet fein und artig, tabakschnupfend. Nachdem ich ihm meinen Brief von Loeben, den er sehr aufmerksam las, abgegeben hatte und er mir gegenüber mit Laune von Friedrich Schlegel (die Ärmel aufstreifen — ein Eisenhämmerer, jetzt Embonpoint in Uniform in Troppau, Frömmeler — von der Anatomie etc.), von A. W. Schlegel (ein aimable étourdie mit Brille, Französisch sprechend), von Tieck (durchaus liebenswürdig, unausstehliche Dicht, heraus=

zukommender Shakespeare mit deutschen Noten, Leben etc., herrlich), von Alexander v. Humboldt (wissenschaftlicher Mut, sonst unwissenschaftlich und unausstehlich sentimental: eine trübe Sehnsucht zieht mich nach dem Orient), von Loebens Bruder, von dem jungen Lignovski, von seinem eigenen Rufe in die Wiener Kanzlei, von dem Geistesdrucke Österreichs etc. gesprochen und mich zuletzt eingeladen hatte, abends zum Tee zu ihm zu kommen, gen 12 Uhr wieder fort.

29. November 1809

Im Theater, wo heute „Wilhelm Tell“ und wieder großes Gedränge, Pr[inz] August etc. Ifflands göttliches Spiel und Kostüme als Wilhelm Tell, trotz dem schwachen und falschen Organ. Ruhige und streng ausdrucksvolle Deklamation. Laufen mit ausgebreiteten Armen auf sein Kind am Pfahle und Umsinken darauf. Schreien des Zornes gegen Gefzler. Sein Fassen des Erdbodens, wie er vom Boot gerettet. Mattausch himmlisch als Melchthal. Gefzler und Harras zu Pferde. Herrliche Dekoration des herabsinkenden Gewitters und des tobenden Sees. Schöne Gruppe der Verschwornen um ein Feldfeuer etc.

Diesen Monat seit unserem Einzuge in unser Quartier ohne Ausnahme folgendes Leben geführt: Früh ziemlich spät uns aus den guten Betten erhoben. Darauf eine Wassersuppe, die Schöpp im Ofen gekocht. Gen halb 1 Uhr auf dem an den Ofen gerückten Tischchen einen Schluck ordinären Schnaps, Brot und Butter (aus unserem Gäßchen) und Salz und 1 Bouteille Bier bei verschlossenen Türen. Darauf (um uns nicht zu verraten) eine Stunde oder länger auf den Straßen herumgelaufen oder auf das Kaffeehaus (Freihaus) auf dem Schloßplatze, wo Kaffee, Tabak, Zeitung etc. Das Abendessen eben wieder so frugal wie zu Mittag lustig und inkognito am Ofen — Vollendung meiner Ged. Abschreibung. — Früh immer die Wachtparade mit Musik bei unseren Fenstern vorbei. Die gespenstischen Hörnertöne der Wächter in der Nacht. Glockenuhr etc.



## Pro Memoria

für den Monat Dezember 1809

3. Dezember 1809

War für mich der Anfang einer langweiligen Krankheit, die heute gen 6 Uhr abends mit einem heftigen Fieberanfälle begann. Es ist daher von heute bis zum 11. nichts weiter zu bemerken, als daß ich diese ganze Woche hindurch bei ewigem Fiebern, Frösteln und heftigem Kopf- und Nackenweh, welches alles besonders abends so zunahm, daß ich weder lesen noch rauchen konnte, in meinen Mantel gehüllt hinträumerte, daß ich nachmittags allein, von allen Göttern und Menschen verlassen, Unter den Linden (Wölfen begegnend) und im öden Tiergarten herumwankte und dem Exerzieren der Ulanen mit ihren bunten Fahnenpiken zusah, daß ich mehrmals Herrn Dr. Friedländer (aus Lublinitz) nebenan besuchte, der mir Medizin und Salbe zum Einreiben verschrieb, und wo dessen gutmütige Schwester mir die ganze Liebesgeschichte Kayßlers mit der Nonne erzählte, daß ich endlich der bisherigen kalten und allzu frugalen Kost den Abschied geben mußte; den 7. und 8. auf dem Schloßplatze für 12 Grosch. cour unter der Gesellschaft unausstehlich frivoler reicher Juden sehr gut; den 9. und 10. aber für 8 Gr. M. in einem dumpfen unterirdischen Keller am Ratsurme ziemlich schlecht speiste, abends Tee trank etc. — Loeben kam immer noch nicht. Von Hause kein Brief. O Jammer! NB. Den 6. zogen wir eine Stiege höher hinauf, um das elegantere Logis unten Loeben zu überlassen. Das Zimmer etwas kleiner, anständige Möbel, bequemes Sofa, gute Heizung, Glastüren in die Schlafstube nebenan etc.

11. Dezember 1809

Hörten wir früh gen 10 Uhr fremde Stimmen vor unserer Türe, die Thür ging auf und unser langersehnter Loeben lag in unseren Armen. Mit ihm kam Herr Günther, Student in Wittenberg, aufgeweckt und überall bekannt in Berlin. Gen 2 Uhr gingen wir beide und Loeben zu Krause auf den Gendarmenmarkt, wo wir in der 2. Stube an einem aparten

Tischchen ein fröhliches Mittagsmahl mit Bischoff (Schlegels Gesundheit) verzehrten, darauf bei vieler Gesellschaft unter heiteren Gesprächen Tabak rauchten und uns endlich schon um 4 Uhr ins Schauspielhaus begaben, wo heute Macbeth nach Schillers Bearbeitung gegeben wurde. Hier im Vorsaale eine Stunde lang, Kopf an Kopf gedrängt, gestanden. Poltern an die Thüre. Als sie endlich um 5 eröffnet wurde, schreckliches, mit Lebensgefahr verknüpftcs Drängen. Todesgeschrei der Frauenzimmer. Loeben läßt meine Hand nicht los. Rechts vorn noch zusammen einen guten Stehplatz. Bis ins innerste Mark grauenhafter Anblick der 3 Hexen mit ihren grauen Kitteln, langen, dürrcn Fingern, gespenstischen Stellungen und wildverworrenen roten Haaren, [durch] die die Blitze leuchten. Fürchterliche Szene und Chorus, wo die 3 Hexen um den Zauberkessel tanzen (Judenleber), wunderbar=schneidender Klang, wann die mit Pfauenfedern geschmückte Fee aus dem Kessel steigt. Iffland den König mit Ruhe. Mattausch den Macbeth, Mad. Bethmann die Lady Macbeth mit aller stolzen Furie, und göttlich=fürchterlich als weiße Nachtwandlerin (Blutfleck. Zu Bette!) Der schwarze Geist an der Tafel etc.

12. Dezember 1809

Begleitete ich Loeben zu Adam Müller, der sehr artig und freundschaftlich.

13. Dezember 1809

Abends ins Theater (Minna v. Barnhelm), wo sich bei der Kasse Günther mit einem eben angekommenen wittenb. Studenten, Baron v. Watzdorf, mit uns vereinigte. Mad. Bethm[ann] die Minna und Iffland den Kapitän. Demungeachtet die größte Langeweile. Nach der Komödie begaben wir uns sämtlich zu Watzdorf in das Hotel de Rome, wo uns derselbe mit vieler Zierlichkeit mit Tee, Zwieback etc. regalierte.

15. Dezember 1809

Begaben wir beide und Loeben uns eingeladenermaßen in völligem Wicks abends nach 6 Uhr zu Hofrat A. Müller



zum Tee, wo wir in der 2., etwas kleinen Stube die recht liebenswürdige Mad. Müller und eine Frau v. Werdeck auf dem Sofa (und den Offizier v. Buhle) trafen etc., und wo bald darauf auch A[dam] M[üller] und Major v. Kleist (ein schöner, großer, ernster Mann) anlangten. Frau v. Werdeck, dick und kokett, spricht viel von ihren Reisen. Adam M[üller] mit der spitzfindigen Nase spricht sehr viel und d[urch]aus geistreich. Seine echtkomischen Darstellungen des Böttchers, Ramdohrs etc. Es wird Tee und Zubehör und zuletzt ein deliziöser Kuchen in Schalen herumgereicht. Wir sitzen alle in einem Halbzirkel um den Tisch, und es geht steif zu. Gen 10 Uhr fort.

16. Dezember 1809

Abends wir alle im Theater (Die deutschen Kleinstädter), darauf ich mit Loeben und Günther bei Krause an der Table d'hôte Karpfen und Kartoffeln verzehrt und dann wieder ins Hotel de Rome zu Watzdorf zum Abschiede. Dieser blonde, weibliche, höchst angenehme Baron Watzdorf, Page bei der Königin von Sachsen, hatte uns durch diese Tage oft besucht und sich bald von Anfang mit einer fast unbegreiflichen, zärtlichen Neigung und Vertraulichkeit an uns beide geheftet. Er stand daher nun den ganzen Abend halb weinend, während sein guter Begleiter, Baron Hübsch, ein geborener Konstantinopolitaner, der nur Türkisch und Französisch sprach, lustig singend einpackte. Als ich mich noch schnell in Watzdorfs bestes goldnes Stammbuchblatt eingeschrieben, fuhren endlich nach 12 Uhr W[atzdorf], H[übsch] und G[ünther] fort, und wir schlenderten mit Loeb[en] ermüdet á casa.

NB. Den 14. gingen wir zum 1. Male in Fichtes philosophische Vorlesungen, die er in einem tapezierten Saale des Pr[inz] Heinrichschen Palais von 1–2 mittags las. Höchst komische, kleine, lahme Figur mit versoffener Nase in Spenzer und Gamaschen. Sonderbares Akzentuieren. Beim Herausgehen Robert (ein Jude) gesehen. Wilhelm löste später ein Billett für uns beide.

17. Dezember 1809

Die ersten Briefe von Hause.

19. Dezember 1809

Den 1. Brief aus Berlin an Luise] geschrieben.

21. Dezember 1809

Wurden wir beide und Loeben wieder zu A. Müller zum Tee gebeten, gingen also nach 6 Uhr abends durch gräßlichen Kot hin, und fanden daselbst außer H. und Mad. Müller noch des ersteren langhalsige Cousine, die gelehrte Consumsel. Mad. Sander mit passabeln Augen und H. Theremin (galant, wenig sprechend, gutmütig-listige Miene und höchst angenehm und anziehend). Bald kam auch Herr Doktor Wohlfart (Verfasser der Katakomben), klein, etwas schielend, leise sprechend, komisches, fast süßliches Benehmen, welches auch von Theremin und Müller unmerklich zum besten gehabt wurde. Es waren wie sonst (Rum zum Tee). Ad. Müller] wieder mit Witz und Laune über alles ausgebreitet. Seine herrliche Deklamation des 4. Akts aus Eugenie, des hohen Liedes von Bürger etc. (mit Gesten). Unsere Unterhaltung mit Theremin über Halle, Heidelberg etc. Meine polnische Konversation mit der gut Polnisch sprechenden Mad. Müller]. Erst um 11 weg.

23. Dezember 1809

Die Ankunft des Königs in Berlin, wozu auf unserer Straße schon 8–14 Tage vorher alle disponiblen Fenster à 8 Rth. cour. vermietet waren. Schon vom frühesten Morgen ein großer Tumult von ausziehenden Truppen etc. Gen 11 Uhr, wo die Straßen für alle Wagen, Reiter etc. gesperrt wurden, kam Ad. Müller mit Familie und ein paar Fräulein zu Loeben, um auch die Fenster zu benutzen, und zu uns oben unsere Wirtin mit mehreren jungen und lustigen Consumseln.

Ich anfangs unten in der Stube des Wirts Tee getrunken und aus dem hervorragenden Glaskasten, wo auch ein Teil der Mädchen wie Puppen zur Schau stand, die Vorbereitungen beobachtet. Dann hinauf in mein Kammer=



fenster. Die ganze Straße hinunter waren d[urch]aus alle Fenster mit Damen etc. im buntesten Gemisch wie mit Blumengewinden garniert, welches höchst reizend und erfreulich aussah. Nach 9 Uhr endlich ordnete sich die Bürgergarde, welche mit blanken Degen auf allen zu passierenden Straßen eine Chaine gezogen hatten, von allen Türmen wehten weiße Fahnen, alle Glocken läuteten, und der himmlische Zug begann in der ganz gesäuberten Mitte der unübersehbaren Straße. Zuerst kamen 40 Postillione, welche rührend auf ihren Posthörnern bliesen. Darauf folgte ein herrliches (weiß und rotes) Kürassierregiment, und nun winkten alle Damen und Zuschauer aus den Fenstern, und folglich auch wir, die ganze Straße hinab mit den Schnupftüchern, welches hinreißend war, und ein fürchterliches Vivatgebrüll von dem gewaltsam heranströmenden Volke wälzte sich die Straße herauf, denn nun kam der König selber in einfacher Armeeuniform mit Eschako zu Pferde und hinter ihm die Prinzen, und 100 Generale, Kammerherren und andere hohe Offiziere zu Pferde im dichtesten und brillantesten Gemisch. Zum Niederknien war es, wie nun der König, da eben der Zug etwas stockte, vor unseren Fenstern stehen blieb und mit wahrhaft hohem Anstande nach allen Seiten hin grüßte, während die Schnupftücher immer fort winkten und das Volk rührend die Hüte schwenkte und brüllte. Hinter dieser Suite des Königs kam nun die Königin in einem brillanten, gedeckten Wagen mit 8 himmlischen Pferden, die so wie die 4 Bedienten, welche hinten standen, vor Silber strotzten. (Diese Equipage, 20000 Rth. an Wert, hatte die hiesige Bürgerschaft der Königin geschenkt und bis vors Thor entgegengeschickt.) Ein Trupp von der brillanten Schützengilde zu Pferde begleitete den Wagen zu beiden Seiten, welches alles zusammen eine Gruppe von solchem Glanze bildete, daß die Augen wirklich geblendet wurden. Gleich darauf folgte das Garderegiment mit Janitscharenmusik und angeführt vom Kronprinzen zu Fuß; dann 4 andere Infanterieregimenter, darauf eine Eskadron gelb und roter Küras-

siere, das blaue Husarenregiment, die Ulanen, welche sich mit ihren viereckigen Mützen, hohen schwarzen Federn, gelben und Silberschnüren und mit ihren rot und weißen und gelb und schwarzen Fähnchen an den langen Piken herrlich ausnahmen. Darauf kam Prinz August in völliger Pracht mit seinen Adjutanten, ebenfalls mit einem Vivat begrüßt, ihm folgte die sämtliche Fuß- und reitende Artillerie mit ihren Kanonen. Dann die Schützengilde zu Pferde (grün und gold) mit Trompeten und Pauken, worunter auch unser Wirt, der uns mit seinem Degen salutirte. Dann die Nationalgarde (blau, rot und gold). Den Beschluß dieses erhebenden Zuges endlich machten die sämtlichen Zünfte der Stadt mit Musik und zu Fuß, ohne Uniform, worunter sich besonders auszeichneten: die Zimmerleute mit ihren niedlichen, bebänderten Ästen und herrlichen, reichen Fahnen und die Schiffer und Schiffsbauer, denen 2 ganz weiß und pludrig angezogene und mit roten Schleifen geschmückte Männer in Schuhen vortanzten, wovon der eine mit seinem Degen das Volk komisch zurückdrängte, der andere aber im Federhute eine bunte Fahne sehr künstlerisch schwenkte, in die Luft warf und wieder auffing etc. Als sich nun auch aus unserem Hause alle Zuschauer entfernt hatten, aßen wir gen 3 Uhr noch, und bei Anbruch der Nacht wurde die ganze Stadt illuminirt. Wir beide und Loeben stellten daher auch an jedes unserer Fenster 2 Lichter und gingen darauf zusammen in die Stadt, die wir fast ganz durchstreiften. (Wilhelmsplatz.) Die schönste und reichste Erleuchtung, die im ganzen ziemlich geflickt aussah, war Unter den Linden (Loebens Griffe), auf dem Schloßplatze und am großen Zeughause, wo die vielen breiten Fenster und das große Bogentor mit einem schönen Kranze darüber mit Lampen himmlisch illuminirt war. Hier kam auch soeben die Königin in ihrer neuen Equipage mit einer Husareneskorte und 4 Bedienten mit Fackeln voraus in ihr Schloß angefahren. Vivatgeschrei. In diesem Tumult verlor ich Wilhelm und Loeben und schleppte mich wegen meiner Krankheit, d[urch] das Herumgehen durch und



durch ermattet, nach Hause, wo ich einer Ohnmacht nahe ankam. Rumor und Vivatgeschrei von Kindern etc. bis in die tiefste Nacht. — Heute, 9 Wochen nach jenem Unglückstage und 3 Tage vor meiner Abreise nach Schlesien, i. e. den 1. März 1810, ergreife ich endlich flüchtig wieder meine Historienfeder, um das Notabelste dieser meiner fürchterlichen, verödeten, grauenhaften Leidensperiode zu berühren.

24. Dezember 1809

Brach meine Krankheit von neuem so plötzlich und so gewaltig von allen Seiten aus, daß ich in den heftigen Fiebern 4 Tage lang in meiner Nebenkammer, aus welcher nun Wilhelm mit seinem Bette auszog, das Bett hüten mußte. Darauf auf dem Kanapee mit Kissen und Mantel zugedeckt, ohne ein Wort lesen, rauchen etc. zu können, über 8 Tage in der verzweiflungsvollsten Lage hingedüstert. Und nun von Ende Dezember bis Ende Februar nichts Denkwürdiges als ewige, unerträgliche Störung durch den Zaubertiegel (anfangs zu beiden Seiten). Trotz diesem damals doch noch immerfort Kleinigkeiten gedichtet, Briefe an Luise], Herrn Kaplan etc. geschrieben. Eröffnung. Schreckliche Entzündung. Fürchterlichste Schmerzen, so daß ich auf dem Kanapee weder liegen noch sitzen und mich den ganzen Tag durchaus nicht einen Schritt weit rühren konnte. Kaum wieder vergangen, wurde diese Entzündung rezidiv mit allen den Qualen. Inzwischen Hemde und Hosen am Leibe faulend, vor gänzlicher Entkräftung, Tag (beim Essen) und Nacht fast zu Tode schwitzend, am Leibe verbrannt, mit Wunden bedeckt und zerfleischt, Bart und Nägel lang gewachsen, früh und abends Besuche vom kleinen Famulus. So saß ich also die trüben, halblichten Wintertage hindurch, ohne mich zu rühren, auf meinem Kanapee, in das ich schon tiefe Löcher gedrückt, rechts in der Ecke die Pfeifen, vor mir den großen Tisch, mit Schlegel, Lacrimas, Bouterwecks Literaturgeschichte, Bragur, die berühmte Guntha, Phöbus von Kleist und Müller etc. etc., welches ich alles mit Heißhunger zum

gänzlichen Überdruß hinunterfraß. Die schrecklichen, langen Abende, während Wilhelm und Loeben in der Komödie, bei Müller, Sander etc., ebenso ganz allein beim bleichen Schein des Lichts wie in einer Gruft zugebracht. Anfangs Tee (auch Kartoffeln), später Brezel mit Butter und Apfel, Wasser mit Milch. Dazwischen schreckliche Perioden von Leibschmerzen, Kopfweh etc. So überwältigte mich endlich die öde, trost- und hilflose Einsamkeit, so daß ich an Gesundheit und mir verzweifelte. Schwarze Melancholie. Im Februar besuchte uns einmal der herrliche Brentano. Sein Weltauslachen und sogenannte Grobheit bis zum göttlichen Wahnsinn. Er spielte Gitarre. Sein Bettler, blau, blau, König von Thule etc. himmlisch. Er schickte mir Bücher, als: Cellini, 2 Teile des herrlichen Simplicissimi, einen chines. Roman etc. — Besuche von Loeben — und Vorlesen — . Angenehme Abende, wenn ich und Wilhelm allein bei Tabak und Brezel zu Hause lesend etc. Binde etc.

Februar 1810.

15. Februar 1810

Ging ich, nachdem ich also über 8 Wochen lang nicht aus der Stube gekommen, zum 1. Male aus, und zwar in das schwimmende Bad am Schloßplatze, wo ich warm badete. Bequeme Einrichtung. Die folgenden Tage immer nachmittags aufs Kaffeehaus und zu Giusti gehinkt und geschlichen.

17. Februar 1810

Durch Sturm und Schneegestöber in die Komödie (Der Landjunker] in der Residenz) gehinkt. Bei Napins gegessen. Wilhelm fand sich auch ein. Die folgenden Tage wieder die Stube gehütet bis zum . . .

24. Februar 1810

Wieder in die Komödie (Die Verwandlungen, Der Besucher in der Wüste [schrecklich langweilig], Das Singspiel auf dem Dach) ganz allein geruschelt. Sehr voll. Ich mit vieler Pein stehend. Himmlisches Soubrettenspiel der niedlichen Mad. Eunike. König und Königin. Kleine Prinzen etc.



27. Februar 1810

Mit Loeben im „Rochus Pumpernickel“. Als wir nach Haus kamen, fanden wir schon Watzdorf und v. Kotschenbach (guter Dickling) unten in der Stube, die auch bis zu unserer Abreise in unserem Hause wohnten.

28. Februar 1810

Nachdem das Fräulein v. Watzd[orf] lange im Negligée bei uns vegetiert und gelappt hatte, abends ins Opernhaus (groß und in altem Pomp) ins Parkett, wozu wir schon 8 Tage vorher die Billette gelöst. Hinter uns setzte sich bald die Mad. Müller mit Wilhelm und Loeben, die sie abgeholt hatten. Sehr voll. Weihe der Kraft. Das Gebet Luthers (Iffland), während die Flöte bläst. Die echt romantische Szene, wo Luther mit Melancthon und seinem Vater Katharina zu Füßen, Therese und Theobald (Mlle. Schick) vorn auf der Erde sitzend und ein Duett singend (himmlisch), hinten einer mit dem Waldhorn akkompagnierend, Ritter Wildeneck in der Mitte stehend. Großer pompöser Zug in echtem, reichstem Kostüm. Alle Kurfürsten etc. zu Pferde (geführt). Herrliche Figur des Kaisers (Bethmann) zu Pferde unterm Baldachin etc. Vorm Herausgehen bekam Watzdorf wegen Beugung der Bänke schreckliche Händel mit einem zahnlosen Drachen.

### Pro Memoria für den Monat März 1810

1. März 1810

Fuhren wir alle (5 Personen) in Watzdorfs Wagen, uns verirrend, in die große Porzellanniederlage. Viele Gemächer mit lauter herrlichen Vasen, Tellern, Schüsseln, Tassen, Figuren, Buffetts herrlich aus Porzellan etc. Abends Wilhelm und Loeben zu Sander, ich mit Watzdorf und v. Kutschenbach ins Theater (Die Unvermählte). Iffland den Professor. Darauf, nachdem wir lange in den Vorhallen auf den Wagen vergebens gewartet, zu Hause oben bei mir Tee, Butterschnitten, Brezeln etc. bis nach 11 Uhr.

2. März 1810

Ging ich früh in die weit entlegene Mauerstraße allein zu Arnim und Brentano. Arnim in der dunklen Vorstube mich empfangend und bald zu Brentano ins Nebenzimmer führend, der bei Versen tabakschmauchend hinterm Tisch an der spanischen Wand (mitten durch die Stube) saß. Chaos von Gitarren, Büchern etc. Durchaus treuherzige Gespräche über Görres (Vergleichung mit den indianischen Fettschen in Kupfern) über Schlesien. Arnim dabei auf dem Ofen sitzend. Gen 4 Uhr nachmittags wieder allein zu Ad. Müller. Er und sie allein. Auf dem Kanapee. Ungemein freundlich. Müllers lange Entwicklungen von politischen Ansichten. Napoleon der notwendige Zerstörer der ehemaligen sich selbst einander beschränkenden Einmauerungen (Gleichgewicht — scheinbar — ohne Wachstum und Bewegung) der Staaten etc. Der dummstolze Herr v. Peterson von der russischen Legation kommt hin, und ich empfehle mich und in die Komödie (Jungfrau von Orleans), wo ich unvermutet bei Gröndler senior zu stehen kam. Mlle. Maß, die Jungfrau, zu klein. Wirklich brennendes Lager. Pracht des Zuges, der zuerst unter, dann auf der Galerie und drittens d[urch] einen Säulengang in der Kathedrale zu sehen etc.

3. März 1810

Früh mit Watzdorf und Rutschenbach auf der Polizei, wo die schöne Polin mit einem vermeintlichen Eschanker im Halße Paß geholt. Nachmittags ich bei Dr. Friedländer zum Abschied. Zu Hause dann unten Brentano getroffen (Watzdorf's Susponsorium) und mit ihm, Wilhelm und Watzdorf abends ins Theater des talentvollen Malers Schinkel. — Bloß Parterre. Das plötzliche (Brentano so gefallende) Zuklappen der erleuchteten Avisos zu beiden Seiten. Mehrere Vorstellungen (die hintere Wand nämlich ein perspektivisches, herrliches Gemälde) mit Kirchenmusik. Die einsame Ansicht des morgenroten Atnas (im tiefen Vordergrunde die öde Ruine) mit Waldhornecho. Das Innere der alten Domkirche zu Mantua, die unzählige Menge von



Menschenfiguren unten (d[urch]s Fernglas, ganz täuschend. Kreuzeserleuchtung in der Peterskirche etc. Von hier ging Wilh. zu Sander, wo auch Loeben, Brentano aber mit mir und Watzdorf wieder zu uns in Loebens Stube. Tabak geschmaucht. Tee, Rum etc. Brentano ganz lebendig und treuherzig. Ergreifende, komische Darstellung der moralischen Mißverhältnisse (Theremin, die Tochter: versiegelter Brief ohne Adresse) im Sanderschen Hause. (Ich nur bei solchen, die reinen Gemütes und mich verstehen.) — Mit dem Portechambre im Heidelberger Walsisch gegessen; dem Ad. Müller, der Loeben nicht vertragen kann, vor die Thür pissen etc. etc. Er erzählt mir fast 2 Stunden lang in einem fort den Plan zu seinen Romanzen. (Rosa blanca, nera e rosa. Studenten zu Bologna. Talmud von der Entstehung der Welt. Der Engel Gabriel über die arme weinende Erde schwebend. Professor Ubo etc.) Kutschenbach kommt und beträgt sich d[urch] Ausziehen etc. närrisch und grob wie ein Renommist. Ich begleitete Brentano noch bis an die Ecke des Königlichen Schlosses. In Watzdorf verlieben. Par[is?] höchst langweilig. Märchen. Bitte, gewiß bald zu schreiben. Herzlicher Abschied. Einsamer Markt. Bei Giusti schon alles zu. Nach Hause. Watzdorf ganz begeistert (ein Heiliger könnte man werden). Bei Tabak fröhliche Gespräche mit ihm bis 2 Uhr, wo Loeben und Wilhelm kamen. Des ersteren methodische, ärgerliche Wehmut und lächerliche Handel mit Wilhelm (Ringe von M. Sander). Halb schlafend bis gen 6 Uhr (in Loebens Stammbuch eingeschrieben). Loeben weint. Abschied noch unten an der Thüre von ihm und dem stummen, weiblichen Watzdorf. Unser Wagen, worin auch Schöpp saß, ganz zu. 3 Pferde. Phlegmatischer Kutscher. Es schneite erbärmlich. Zu Mittag in der Wirtsstube zu Müncheberg gegessen, wo sich die vielen Minken (die eine wie die jüngere Nepold) zum Fastnachtsballe putzten. Gen 8 Uhr abends in Frankfurt, wo man uns (wegen der Kiste Porzellan) wieder mit dem Wagen auf den Packhof schickte. Unser allerärgerlichstes Herumirren zu Fuß in Rot und Finsterniß d[urch] die unbe-

kannten Straßen nach einem Wirtshause und endlich zum  
Thor hinaus in den „Löwen“, wo oben gute Stube und  
Abendessen und Tee. Tabak geraucht. Aussicht auf das jen-  
seitige erleuchtete Frankfurt und die Oder, wo Eis rauschte.  
Herrlich geschlafen.





## Zu den Texten des vierten Bandes

Der vierte Band enthält den Rest der Novellen und die biographischen Schriften.

Die Novelle „Eine Meerfahrt“, die Eichendorff 1835 schrieb, hat die letzte Feile nicht erhalten und ist zu Lebzeiten des Dichters nicht gedruckt worden. Sie erschien erstmals in der Gesamtausgabe von 1864. Sie gehört trotz einiger Unausgeglichenheit zum Schönsten, was Eichendorff gedichtet hat: so einheitlich, in sich gerundet, selbständig im Raum ist die vom Dichter hervorgeträumte Welt dieser Schiff- und Inselgeschichte. Sie erscheint mir mit ihrem farbigen und willenslosen Phantasiespiel als der stärkste Gegensatz gegen die matten allegorisch=satirischen Versuche Eichendorffs. —

Die grelle Kontrastierung der Charaktere, das fast ungemilderte Schwarz und Weiß läßt die 1839 gedruckte Novelle „Die Entführung“ mit ihren etwas theatralischen Effekten nicht so vollendet erscheinen, wie es dann wieder die „Glücksritter“ von 1841 sind; in dieser romantischen Erzählung, von dem schließlich „in den Wäldern selig Verschollenen“, besonders in den beiden ersten Kapiteln, hat Eichendorff eine unendliche Fülle von Poesie gebunden und wohl die Höhe seines Stils erreicht.

\*

Die Eichendorffschen Aufzeichnungen zum eigenen Leben, im wesentlichen die beiden Aufsätze „Der Adel und die Revolution“ und „Halle und Heidelberg“, haben nicht die Unmittelbarkeit und Frische wie etwa Goethesche Lebensrückschau oder Hebbelsche Kindheitserinnerung. Mehr leuchtet an einzelnen Stellen der Tagebücher Eichendorffs vom Jugendlanz seines Sängerlebens. So wurden zwei wichtige Bruchstücke, Heidelberg und der Berliner Aufenthalt von 1809, daraus aufgenommen; als Proben: denn da die Tagebücher im wesentlichen nur Notizen der täglichen Vorkommnisse und nicht wie Hebbels Tagebücher geistige Schatzkammern sind, mußten zwei Bruchstücke genügen.

\*

Auch von den Dramen kann nicht mehr als eine Probe gegeben werden, als welche das Lustspiel „Die Freier“ gewählt wurde, das in den dreißiger Jahren geschrieben ist. Es ist nicht bedeutender als die weitschweifigen, romantisch zerflossenen Trauerspiele „Der letzte Held von Marienburg“ oder „Ezzelin von Romano“ oder die in Satire vergangener Zeit verstaubten Literaturkomödien „Krieg den Philistern“ und „Meierbeths Glück und Ende“. Aber es ist doch etwas freier von Veraltetem und ist etwas lesbarer geblieben, hat auch neuerlich eine, freilich etwas krampf-  
hafte Wiederbelebung auf dem Theater gefunden. —

Viel bedeutend ist durch das hindurchleuchtende Urbild Eichendorffs Nachdichtung des „Großen Welttheaters“, des herrlichsten der geistlichen Schauspiele Calderons.





## Eichendorff

Joseph Freiherr von Eichendorff wurde am 10. März 1788 in dem oberschlesischen Schlosse Lubowitz, eine Stunde von Ratibor, geboren. Er verlebte hier Kindheit und Jugend, Schul- und Universitätsferien, auch Zwischenzeiten zwischen Studium und Beruf, zwischen Kriegsdienst und Beruf, bis das väterliche Rittergut in fremde Hände überging. Die stille Höhe, von der das Schloß blickt, die Wälder, die es umrauschen, der junge Strom, der an ihm vorüberzieht, die festliche Gastlichkeit, die auf ihm herrschte, sind für immer in die Eichendorffsche Dichtung eingegangen. Nur die Eindrücke von Heidelberg, aus Eichendorffs Studentenzeit, werden dann ebenso lebendig, ebenso bestimmend für seine Dichtung. Vielleicht sind auch beide, Lubowitz und Heidelberg, in der Phantasie des Dichters, sich steigend, zu einem einzigen vielfältigen Lande geworden, in dem nun alles liegt, was Eichendorff an inneren Landschaften, Landschaften der Seele, sah.

Das gastfreie Leben in Lubowitz mit Jagden und Verkehr auf Nachbargütern, mit Jahrmärkten und Schauspielen dabei in Ratibor und Troppau, verschmolz, wie die Landschaften miteinander, auch mit Heidelberg: mit dem jugendfroh das Dasein genießenden, arbeitsamen und festlichen Studentenleben, mit Schläger- und Becherklang, Wanderungen, erster zarter unglücklicher Liebe und dem bunten Zeitfluten, das damals durch die westdeutschen Städte pulste, zum Inbegriff und Inbilde des Lebens überhaupt für Eichendorff. Die Biographie des Dichters brauchte fast nur Lubowitz und Heidelberg zu berühren. —

1801 kam der junge Eichendorff mit seinem Bruder Wilhelm auf das katholische Gymnasium nach Breslau. Für mehrere Jahre war nun das mit dem Gymnasium verbundene Konvikt seine Wohnung. Für seine Entwicklung wurde neben dem Studium und ausgedehnter Lektüre der damals vorhandenen Literatur besonders wichtig, daß dort

häufige Schüleraufführungen stattfanden und daß den Schülern auch der Besuch des öffentlichen Theaters großzünftig gestattet wurde. Viele Schauspiele und Opern, darunter Schillersche und Goethesche Werke, Opern Mozarts, haben schon damals auf Eichendorffs dichterische Begabung offenbar tief und lebendig eingewirkt. Auch später hat er viel Theater gesehen, immer reiche, gewiß für seine Dichtung fruchtbar gewordene Eindrücke empfangen. Trotz lebendigen Willens zum Drama, der so bestärkt wurde, hat Eichendorff kein Drama zu schaffen vermocht. Unbeirrbar war seine große lyrische und novellistische Gabe.

1804 blieben die Brüder auch als Studenten noch in Gesellschaft ihres bisherigen Mentors in Breslau, um dann im Mai 1805 auf die Universität Halle zu gehen. Halle ist in Eichendorffs Leben das Vorspiel Heidelbergs. Moritzburg, Siebichenstein, der verzauberte Reichardt'sche Garten daran, die Saale, das etwas rauhe Halle'sche Studentenleben hat zwar nicht, wie bald Natur und Leben von Heidelberg, wie Neckar und Rhein, Eichendorffs ganze künftige Dichtung durchtränkt. Aber er hat die in Halle verlebte Zeit in den wundervollen zwei ersten Kapiteln der „Glücksritter“ als ein einzelnes lebensvolles Bild festgehalten. Auch hier ist sofort wieder das Theater in Eichendorffs Leben, als hätte ihn das Schicksal doch noch zum Dramatiker ausersehen: Lauchstädt, wo damals die Weimarer Schauspieler ihre Vorstellungen gaben, zu denen, wenn eins der großen Schillerschen oder Goetheschen Werke gegeben wurde, ganze Züge von Wagen, Reitern, Fußgängern aus Halle pilgerten.

1806, noch ehe die Universität in Halle von Napoleon aufgelöst wurde, gingen die Brüder Eichendorff zunächst nach Lubowitz zurück, wo das alte frohe, übermütige, gesellige Leben wieder begann — allerdings um bald vor den Stürmen des nahenden preußischen Untergangs abgebrochen zu werden. Es erscheint als ein besonderer Glückszufall, daß es den noch immer unzertrennlichen Brüdern trotz der Not der Zeit im Frühjahr 1807 möglich wurde, die Universität



Heidelberg zu beziehen, an der sie bis zum Juni 1808 blieben. Hier nun vollendet sich der Dichter Joseph von Eichendorff zu seiner bleibenden Wesenheit; vollendet sich so, daß sein übriges Leben für seine Dichtung neben der Heidelberger Zeit unwichtig erscheint.

Er kam aus Schlesien. Und wenn seine Familie ihre letzte Abstammung auch aus Niederbayern herleitete, so hatte sie damals doch schon Jahrhunderte in dem erst um 1200 kolonisierten alten Slavenland Schlesien gegessen, sicherlich auch slavisches Blut in sich aufgenommen und gehörte ganz zu dem jungen, lebensstarken, an dichterischen Begabungen reichen schlesischen Stamme, einem der neuen nord- und ost-deutschen Stämme, die sich den alten oberdeutschen Stämmen im zweiten Jahrtausend zugesellen. Nach einer tiefsinnigen Erkenntnis Joseph Nadlers sind die Abkömmlinge dieser neuen Stämme die geborenen Träger der Romantik, die als die Sehnsucht nach der deutschen Vergangenheit, dem deutschen Mittelalter auftritt und eigentlich die Sehnsucht nach reinem Deutschtum ist, das eben in jener fernen Vergangenheit allein noch vorhanden zu sein scheint, nach völligem Aufgehen in dieser Kulturgemeinschaft, nach Einssein mit ihr, deren Anblick das Herz des Romantikers mit unbezwingbarer Bewunderung und Sehnsucht erfüllt. Es ist klar, daß eine solche Sehnsucht vor allem Angehörige der Neustämme empfinden, daß sie die romantische Bewegung bringen mußten. Gewiß hat der Schlesier Eichendorff, der als die schönste und reinste Verkörperung der jüngeren Romantik erscheint, keine einzige Zeile geschrieben, die nicht voll Sehnsucht, voll von dieser Sehnsucht wäre. Mit ihr kommt er, nachdem er in Schlesien und auch noch in Halle empfunden haben muß, daß hier das Deutsche nur slavischen Grund überlagert, nach Heidelberg, ins Herz einer altdeutschen Landschaft und Stadt, zu einem Stamme oberdeutschen Schlates, auf eine hohe Schule der noch ins deutsche Mittelalter zurückreichenden Wissenschaft und Kultur, auf der auch Faust studiert haben sollte, zugleich in buntestes Leben und Treiben

der Zeit, Truppendurchzüge, Monarchenempfänge, Prozessionen, Ruinenbeleuchtungen, Studentenfeste auf der Schloßaltane, eine rasche Reise über Straßburg nach Paris und, was nicht zuletzt entscheidend ist, in einen literarisch-romantischen Kreis: Görres, Brentano, Arnim, Graf Loeven treten in Beziehung zu ihm. Und wohl durch den Übersetzer Gries knüpft sich schon hier Eichendorffs Beziehung zum Spanischen an, der wir vor allem die Arbeit seiner späteren Zeit, die wertvollen Verdeutschungen von Calderons Autos sacramentales verdanken.

So wird er hier zur bleibenden Gestalt. Aus dem im Flusse glitzernden Sonnenschein, dem Blitzleuchten über den Wäldern, dem Mondlicht an alten Schloßmauern und dem Strahlen der Fackeln zu fröhlichem Studentenkommerz webt sich der Glanz, in den Eichendorff deutsches Wesen, deutsche Liebe, Wald, Berg, Strom, deutsches Land überhaupt, in all seinen Gedichten und Erzählungen taucht. Jetzt ist er geweckt. Jetzt bricht aus ihm die klingende, singende Musik eines vor Sehnsucht und Glück, ewigem Wandetrieb und Heimweh, Freude an der schönen Erde und Inbrunst zum himmlischen Jenseits, Menschenliebe und weltabgewandter Liebe zu Gott gleichermaßen bebenden Herzens. Jetzt hat er sich gefunden. Alle literarischen Einflüsse, Goethe und Jean Paul, die deutschen Volksbücher, das Volkslied, Matthias Claudius und was damals sonst auf einen jungen Dichter einströmte, überwindet er jetzt im Zusammenhange mit den anderen jungen Romantikern und ist schon so erstarkt, daß kein Einfluß, keiner der älteren und keiner aus dem Kreise der Genossen, ihn mehr von seiner eigenen, aus seinem Innersten kommenden Entwicklung abzudrängen vermag. So ist er, so bleibt er: jung auf der Höhe des Lebens, und diese herrliche Jugend in selige Erinnerung verwandelnd, wenn er älter wird, nicht eigentlich in Reise oder starkes Alter wie Goethe.

Nach der Biographie seines Sohnes Hermann als Quelle sei der weitere Lebensgang Eichendorffs kurz skizziert:



Eine Reise über Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, Regensburg nach Wien bricht 1808 den Heidelberger Aufenthalt ab und führt im Herbst nach Lubowitz zurück, wo Eichendorff nun Gutsbesitzer werden will, wo die ersten seiner bleibenden Gedichte entstehen, wo „Ahnung und Gegenwart“ zu werden beginnt; wo er 1809 seine künftige Frau, Luise Viktoria von Larisch, kennen lernt. Im selben Jahre folgt eine Reise nach Berlin zum Besuche von Loeben, Brentano, Arnim.

Wieder Heimat, wieder Fremde: 1810 nach Wien in österreichischen Staatsdienst. Dort Verkehr mit Friedrich Schlegel, dem Maler Philipp Veit, mit Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt. 1813 nach Breslau unter die Fahnen, ins Lützowsche Freikorps, dessen wenig interessante kriegerische Schicksale er bis 1814 teilt. Er verheiratet sich, er läßt seinen ersten Roman erscheinen, er wird 1815 noch einmal Soldat, als welcher er den zweiten Einzug in Paris mitmacht, und kommt 1816 endlich in die Heimat zurück; wird in Breslau Referendar. Dort Verkehr mit Friedrich von Raumer und Karl von Holtei. Beginn novellistischer Dichtung: „Das Marmorbild“. Aber es ist fast gleichgültig, festzustellen, wann er dies oder jenes geschrieben hat, da seine Entwicklung abgeschlossen und fest, sein Können sicher und sich gleichbleibend ist. —

Kurze Zeit ist er in Berlin — 1820 — als Hilfsarbeiter im Kultusministerium tätig und wird 1821 als Regierungskommissar für katholische Schulangelegenheiten nach Danzig gesandt. Beziehungen zu dem Bischof von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern und dem späteren Minister Theodor von Schön. Eichendorff dichtet in Danzig das dramatische Märchen „Krieg den Philistern“, dessen veraltete Satire heut nicht mehr genießbar ist, und sein unsterbliches Meisterstück „Aus dem Leben eines Taugenichts“. —

1823 kurze Zeit in Berlin. 1824 Versetzung nach Königsberg, wo er bis 1831 bleibt. Von 1832 bis 1844 Berlin, Rat im Kultusministerium. Hier knüpfen sich Beziehungen

zu Adelbert von Chamisso und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Berliner Zeit wird im Jahre 1838 durch eine Reise nach Süddeutschland, Wien, Salzburg, München unterbrochen.

Unter dem, was Eichendorff in dem Jahrzehnt von 1830 bis 1840, in dem sich mancherlei Novellen (Viel Lärmen um nichts, Dichter und ihre Gesellen u. a.) um das Lustspiel „Die Freier“ stellen, erscheinen ließ, ist das wichtigste die 1837 herausgegebene erste vollständige Sammlung der Gedichte, deren Aufbau und Einteilung später auch in die Ausgaben der „Werke“ überging. Etwa von der Mitte dieses Jahrzehnts an beginnt Eichendorff sich mit der spanischen Literatur und Übersetzungen aus dem Spanischen zu beschäftigen, deren wertvollste Frucht seine Fassung der „Geistlichen Schauspiele“ Calderons ist. 1841 erscheint die erste Gesamtausgabe.

Die Aufenthalte des alternden Dichters wechseln; nachdem er 1844 aus dem Amte ausgeschieden ist, wieder Danzig, dann Wien, Berlin, Köthen, Dresden und von neuem Berlin, diesmal für fünf Jahre, bis 1855. In diese Zeit fallen vor allem seine literarhistorischen Studien und Veröffentlichungen über romantische Poesie, über den Roman des 18. Jahrhunderts und die Geschichte des Dramas. Ferner dichtet er jetzt das trotz schon bemerkbarer Alterserscheinungen farbenreiche kleine Epos „Julian“.

Die letzte kurze Lebenszeit verbringt er in Neisse. Dort ist er am 26. November 1857, nicht ganz siebenzigjährig, gestorben. —

Wie der irdische Leib vom Menschen im Tode abfällt, sein Unsterbliches freigebend, das aus der Trübung in seine ewige Existenz — die unserem zeitbeschränkten Blick als vor und nach diesem Erdenleben liegend erscheint — zurückkehrt, so soll von einem großen Dichter, wenn er gestorben ist, sein armes irdisches Leben, seine Biographie, abfallen und wesenloser Staub werden vor dem erlösten ewigen Leben, das in Bildern, Symbolen, Klängen, in Gestalten und Schicksalen



aus diesem Vergänglichen aufstieg. Auch in unserem Wissen um den Dichter!

Wir haben die Jahresmarksteine bezeichnet, die Eichendorffs zeitliches Leben umgrenzen und seine wichtigsten Wendepunkte anzeigen. Er hat sich uns dadurch mit geschichtlichen Strömungen, geistigen Gruppen, einzelnen hervorragenden Zeitgenossen, mit Vaterlandsschicksal und Erdgeschicken verbunden. Nun aber drängt unser Geist dazu, ihn aus all dem wieder herauszulösen und in seiner Tiefe zu erfühlen. Von innen, so als wäre diese Dichterseele in uns hineingetreten, sähe durch unser Auge, hörte durch unser Ohr und hätte ihren Herzschlag in dem unsern.

Da nehmen die Dinge und Menschen, nehmen Natur und Leben eine seltsame Verzauberung an. Alle Geräusche werden Musik, die Sprache wird Gesang, der Gang wird, wo nicht Tanz, doch rhythmischer Schritt in einem unsichtbaren großen Reigen, in dem auch der singende Wanderer die Gegend entlang schreitet. Alles strömt Seele aus, das Rauschen des Waldes wie der Brunnen, das Licht ferner Blitze wie die Stimmen der Vögel und der Duft der Blumen. Und die Menschen, von denen Alltag und Sorgen genommen sind, erwachen zu einem wesentlichen, leichten, von wirklichkeitstiefen Träumen genährten Leben, blühen auf, entfalten sich, sind nicht bedingt, sondern quellen frei aus sich an den schönen, ewig schönen Tag.

In diesen wenigen Bänden Eichendorffscher Dichtung ist eine ganze verzauberte Welt um uns Lesende, eine andere Welt als die wirkliche, aber eine in sich genau so sinn- und zusammenhangvolle wie sie. Eichendorff, der mit seinem frommen Kindergemüt bis ins Greisenalter das Leben rein, klar und gläubig ansah, hat ein viel reicheres, schöneres Leben gesehen, als das wirkliche, und sehnsuchtsvoll festgehalten. Wir sehen es mit ihm, wenn sein Auge aus uns ausschaut.

Wo, in seiner Kunst, liegt die Verzauberung?

Es schienen so golden die Sterne,  
Am Fenster ich einsam stand

Und hörte in weiter Ferne  
Ein Posthorn im stillen Land —

Er schildert mit ein paar Zeilen eine einfache Lage, einen Blick in die Ferne, einen Augenblick des Hinabschauens — woher kommt dies Tiefenrauschen, dieser Raumfrieden, diese Traumwirklichkeit, die alle Wachwirklichkeit weit hinter sich, geradezu in sich vergehen läßt, daß wir meinen, es in der Wirklichkeit nie so stark erleben zu können wie in den wenigen Versen dieses Dichters?

Oben lag noch meine Laute,  
Und mein Fenster stand noch auf,  
Aus dem tiefen Grunde graute  
Wunderbar die Stadt herauf —

Es ist der Gesang der Worte. Es ist dies: wie Eichendorff Sinn, Bild und Wort zu einem wunderbaren dreistimmigen Gesang verbindet, in dem alles leuchtet, wenn er es umtönt.

Das Lied, diese eigentliche Sprache Eichendorffs, verwandelt sich in seine Prosa; verwandelt sich nur, wird ernster, gemessener, ruhiger; aber behält Seele und das Geheimnis des Klangs. Sie gewinnt für das, was sie, älter und reifer werdend, an Liedjugend aufgeben muß, vielerlei Neues: sachliche Anschauung der Dinge und Menschen, Geschehnisse, Schicksale; und sie gewinnt Gestalten! Und diese unbetrübten Gestalten Eichendorffs, um welche die Geschehnisse hinsfließen wie die Wellen um Schwimmende oder die Stunden um Träumende oder die Visionen um Verzüchte — sie manchmal ein Stück mit sich führend, dann wieder entgleitend, zurückflutend, sie auch wohl zuletzt in die Tiefe ziehend — diese Gestalten Eichendorffs sind wie die menschengewordenen Klänge seiner Gedichte und doch erdhast, sind göttliche Leichtigkeit und doch Menschen. Aus der Sehnsucht nach einem Leben, das beglückender wäre, sind sie geschaffen, und indem der Dichter sie erschuf, ward dieses beglückende Leben ihm glaubhafte Wahrheit und dann Schönheit. Vor allem:



„Aus dem Leben eines Taugenichts“, die „Glücksritter“ und die ganz wirklichkeitsfremde, überwirkliche, wunder-  
schöne „Meerfahrt“.

Die Romanzen, die Übersetzungen aus dem Spanischen, die Aufsätze über „Erlebtes“, ein Stück Tagebuch, eine Probe seines dramatischen Schaffens und weitab von dem Zweck dieser Ausgabe seine literarhistorischen Arbeiten — all das bereichert und ergänzt sein Bild. Aber das Wesentliche dieses großen Dichters sind nur die Gedichte und die Erzählungen. In ihnen ist die schöne, geträumte, geglaubte Wirklichkeit gewordene Welt, die für uns den Namen Eichen-  
dorff trägt. —



## Inhalt des vierten Bandes

|                                        | Seite |
|----------------------------------------|-------|
| Eine Meerfahrt . . . . .               | 9     |
| Die Entführung . . . . .               | 75    |
| Die Glückritter . . . . .              | 117   |
| Die Freier . . . . .                   | 167   |
| Das große Welttheater . . . . .        | 227   |
| Biographische Schriften . . . . .      | 277   |
| Zu den Texten des vierten Bandes . . . | 398   |
| Eichendorff . . . . .                  | 400   |











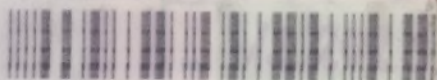


500  
436



Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

12202/IV S



001-012205-04-0